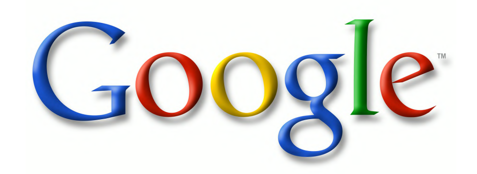


Sommer und Winter

am

Genfersee.

Sommer und Winter

am

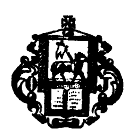
Genfersee.

Ein Tagebuch

von

Fanny Lewald.

Zweite Auflage.



Berlin, 1872.
Verlag von Otto Janke.



Inhalts-Verzeichniß.

An

Professor Karl Vogt und Frau Marianne Vogt
in Genf.

Vom Genfersee zu sprechen, ohne daß Sie Beide, meine lieben theuren Freunde! mir dabei einfielen, die Sie soviel dazu gethan haben, uns den dreizehnmonatlichen Aufenthalt an seinen Ufern lieb, und Genf und das Wadtland uns heimathlich zu machen, wäre für Stahr und mich eine Unmöglichkeit. Nehmen Sie also dies Tagebuch, das ich in den stillen Abenden in der Pension Mooser für mich zusammengetragen habe, heute auch als Ihr besonderes Eigenthum, und als einen Gruß und Dank von mir an.

Das Buch entstand, wie Sie wissen, aus meinem Wunsche mich einigermaßen in der Gegenwart und Vergangenheit des Landes zurecht zu finden, in welchem wir lebten. Die Arbeiten von Vulliemin, von Joel Cherbuliez, von Gabarel, von Bungener, das Dictionair du Canton de Vaud, eine Anzahl von vortrefflichen Monographien, halfen mir vorwärts, und die zahlreichen Mittheilungen meiner Genfer und Waadtländischen Bekannten thaten mit meinen eigenen Erfahrungen dann das Uebrige. Aber Montreux, Glion

und der Genfersee überhaupt, sind mehr und mehr Wallfahrtsorte für Tausende und Abertausende von Gesunden und von Kranken, für eilige Touristen und für verweilende Kurgäste gleich uns geworden, welche theils nicht die Zeit zu einem so langsamen und immerhin mühsamen Heimischwerden, theils nicht die Gewohnheit eines solchen Arbeitens haben. Den Einen wie den Andern meinte ich deshalb, mit der Herausgabe meines Tagebuches ein Erwünschtes darzubieten, indem ich ihnen eine Art von Handbuch lieferte, wie ich selber es bei meiner Ankunft am Genfersee zu eigener Orientirung vergeblich gesucht habe.

Ihnen, meine theuren Freunde! bringt dieser Band kaum etwas Neues; aber sie werden in ihm die Erinnerung an manch gute gemeinsame Stunde finden, sie werden darin gelegentlich sich selber und vor Allem doch auch mir begegnen, der Sie zugethan sind. Heißen Sie denn das Buch — wie es eben ist — um meinetwillen freundlich und nachsichtig willkommen.

Für immer die Ihre

Fanny Lewald Stahr.

Berlin, im Dezember 1868.

Erster Brief.

Von Neapel nach Genf.

Genf, Juni 1867.

Wir sind nach Genf gekommen, und ich könnte fast mit Göthe's Schäferknaben sagen „und weiß doch selber nicht wie!“

Wir hatten Rom am vierundzwanzigsten Mai in der Absicht verlassen, den Sommer auf den Inseln Ischia und Capri, den Herbst in Neapel und den kommenden Winter abermals in Rom zuzubringen. Unsere Koffer mit dem größten Theile unserer Sachen waren in Rom zurückgeblieben, und wir waren von dort mit so leichtem Herzen geschieden, wie man von Rom nur fortgehen kann, wenn man sich völlig sicher hält, bald wieder dort zu sein. Indeß diese Aussicht sollte sich nicht erfüllen.

Der Reisetag nach Neapel war winterlich kalt. Wir langten frierend im Hôtel Chiatamone, in dem Gasthofe, in welchem unsere Freunde uns erwarteten, in später Abendstunde an, denn die Maschine, welche unsern Zug nach Neapel führte, hatte eine Beschädigung erlitten, und wir waren nahezu zwei Stunden unter Weges liegen geblieben, ehe eine andere herbeigerufene Maschine uns zu Hilfe gekommen war. Wie in einem der Reisepanoramen waren

in der nächtigen Stunde bei unserer Ankunft die Straßen von Neapel mit ihrer Menge von Magazinen, Kaffee's, Eßwaarenbuden, mit ihrem funkelnden Gaslicht und dem lauten, lebensvollen Menschengewühle an uns vorübergeglitten. Aus den Wagenfenstern, gegen die ein feiner Regen schlug, hatten wir, fest in unsere Mäntel gehüllt, die Marinari auf dem Kai von Santa Lucia ihre Austern und Frutti di Mare feil bieten sehen, und ein paar Augenblicke später saßen wir mit unsern Freunden in dem schönen Saale der Villa Chiatamone, und hörten die Wogen des Golfes gleichmäßig und sanft gegen die Quadern der Terrasse anschlagen, auf welcher die kleine, dem Könige gehörende Villa sich erhebt.

Auf dem schönsten Punkte des Ufers, zwischen Santa Lucia und der Riviera di Chiaja gelegen, hatte die Villa dem Hofe bisher zur Aufnahme fürstlicher Gäste gedient, und war eben erst zu einem Gasthof eingerichtet worden. Die mäßig großen behaglichen Säle, die in das Meer hinaus springende Terrasse mit ihren Beeten voll duftender Bethunien und Heliotropen, die große von allen Landschaftern gemalte Piniengruppe und die mächtigen, immergrünen Eichen des sich am Meere hinziehenden Gartens, in deren Schatten einige recht feine Gewandstatuen stehen, machen die Villa zu einem reizenden Aufenthalte; und als wir am Morgen die Fensterthüren unseres Zimmers öffneten, waren wir wieder ganz geblendet durch die Schönheit des Landes und des Meeres, durch die Anmuth der landschaftlichen Linien, durch den Zauber der Farben und durch die Fülle eines Lichtes und Duftes, wie wir sie nicht mehr gesehen hatten, seit wir vor langen Jahren Neapel verlassen.

Wie unzähligemal hatten wir uns hierher geträumt! Alltäglich hatten wir zu Hause in unserem Zimmer das große Volte'sche Panorama von Neapel betrachtet, und es uns mit den Farben ausgemalt, welche, wie wir glaubten, in unserer Erinnerung lebendig geblieben waren. Er war uns so vertraut, der weite, sanft gespannte Bogen des Golfes mit seinen Kirchen und Palästen, mit seinen mächtigen amphitheatralisch aufsteigenden Häuserreihen, mit den sich weithin erstreckenden Straßen, die sich allmählich lichten und sich endlich in das Grün der waldigen Hügel verlieren, bis sich wieder kleinere Häusergruppen zusammenfinden, dort drüben am Fuße des Vesuvs, von wo die Städte Resina, Portici, Castelamare zu uns hinüberschimmerten. Alles, alles das kannten wir — aber wie blaß waren die Farben, in welchen wir es uns vorgestellt hatten, gegen diese Wirklichkeit gewesen, wie weit war die ersehnte Schönheit zurückgeblieben hinter diesem Anblick! — Wir konnten uns nicht losreißen von dem Genusse dieses Schauens, wir konnten nicht aufhören, hinaus zu blicken in die offene Weitung des Meeres, dorthin, wo Capri und Ischia wie hinter funkelnden Schleiern sichtbar wurden, und wo vom leichten Luftzuge gebläht, weiß schimmernde Segel auf den tiefblauen Fluthen herangezogen kommen.

Neapel's Leben, seine kräftigen, lauten, fröhlichen Menschen, das geschäftige Treiben in den Straßen, die glänzenden Magazine, die zahllosen Fuhrwerke, mit einem Worte die große in der Zeitbewegung stehende Stadt, hatte etwas völlig Ueberraschendes für uns, die wir seit einem halben Jahre uns nur in den meist schweigenden und melancholischen Straßen von Rom bewegt hatten. Wir konnten uns

nicht genug erfreuen an den Veränderungen, die uns hier bemerklich wurden. Alles hatte sich in Neapel eben so verbessert und war vorwärts gegangen, wie in Rom Alles zurückgekommen war. Die Häuser waren wohlgehalten, neue Straßen, neue prächtige Wege waren entstanden, die Straßen waren reinlich geworden, die Menschen unverhältnißmäßig besser gekleidet als in Rom. Buchläden, Zeitungsverkäufer wohin man sah. Der Hafen lag voll Schiffen, lange Reihen von Nationalgardisten marschierten mit den trikoloren Fahnen durch die Straßen. Man befand sich in Neapel, eben in diesem Jahrhundert, in der neuen Zeit; und nicht wie in dem unglücklichen Rom, unter dem lastenden, fesselnden und hemmenden Banne des dort noch gewaltsam aufrecht erhaltenen Mittelalters.

Aber — all diese Herrlichkeit Neapels war uns nicht für lange gegönnt. Die Hitze war ungewöhnlich früh und gleich so gewaltig hereingebrochen, daß die Eingebornen sich eines solchen Maimonates nicht zu erinnern vermochten; und wie diese volle, satte Hitze, mit ihren Abenden voll berauschendem Duft, mit dem glitzernden Mondschein über den plätschernden Wellen, mit den zauberhaften Fahrten über die Chiaja und nach dem Pausilipp hinauf, uns auch entzückten, wie lustig das Leben unten, hart am Meeresstrande vor Santa Lucia auch lärmte, wo Abends der aus dem Felsen quellende Gesundbrunnen getrunken, und an den zahlreichen, mit frei flammendem Gaslicht erleuchteten Tischen, von Hunderten von Menschen aller Stände die frisch gefangenen Schaalthiere gegessen wurden — unseres Bleibens war nicht in Neapel.

Es war keine Vergnügungsreise, die wir machten. Nicht

meine Freude an der lebensprudelnden Stadt, meine [illegible]
Behagen an dem Süden, den wir hier mit allen [illegible]
Sinnen in jedem Augenblicke immer neuer [illegible]
pfand, durften maßgebend für unsere Entschlüsse und [illegible]
unser Verweilen sein. Die Luft, die uns in einem fort[illegible]
digen Rausche erhielt, bewies sich verderblich für den [illegible]
den, der hier Stärkung zu finden gehofft hatte. Der herbeige-
holte vortreffliche Arzt, Dr. Pinkoffs, ein deutsch sprechender
Holländer, entschied sich auf das Bestimmteste gegen unsern
verlängerten Aufenthalt am Golfe. Er wagte nicht zu ent-
sprechen, daß während der heißen Jahreszeit das Klima auf
den Inseln nicht noch nachtheiliger auf den Kranken wirken
würde, und da obenein die Cholera in der Gegend sich zu
zeigen begann, rieth er uns, schleunigst von Neapel fortzu-
gehen und auf den Höhen der französischen Schweiz eine
heilsamere Atmosphäre zu suchen.

Noch eine Fahrt nach der Villa Florida, nach Villa
Lucia, nach Villa Mathilda, noch eine Tour über den neuen
prächtigen Corso Vittorio Emanuele — noch ein Abend auf
der Terrasse unter dem milden Sternenhimmel — und
zurück gen Norden!

In brennender Sonnenhitze fuhren wir am Mittag des
dritten Juni über den weiten Largo di Castello nach dem
Hafen. Ein holländischer kranker Hauptmann mit seiner
Frau, den die frühe Hitze eben so wie uns nöthigte, Ita-
lien wider seinen Willen zu verlassen, waren unsere Reise-
gefährten. Wir hatten schon die ganze Zeit in Neapel mit
den freundlichen gebildeten Leuten zugebracht. Ein klei-
nes Boot führte uns nach dem zur Abfahrt bereit liegen-
den Dampfer. Es war der Galileo, ein schönes italienisches

Schiff, auf dem man es bequem hatte, wie in dem best
Gasthofe. Das Wetter war hell und schön, das Meer sa
wie ein Binnensee, man ward es nur an den vorüber z
henden Ufern inne, daß das Schiff sich bewegte. D
Kastell St. Elmo, der Vesuv, das Kastell del Uovo, unse
Villa Chiatamone, ihre Pinien und Karuben — noch sah
wir sie. Ein österreichischer Oberst winkte uns von der Plat
form der Villa seine Scheidegrüße zu. Nun kamen wir a
den Pausilip; da lag Bajä! da die Insel Nisida! dan
kamen wir an Kapri, an Ischia, an Procida vorüber. All
die Orte, an denen wir zu verweilen gehofft hatten, er
blickten wir gleichsam nur im verlockenden Bilde — al
hätten wir doppelt empfinden sollen was wir aufzugebe
gezwungen waren. Wir sahen die Sonne sich in die pur-
purnen Fluthen des Meeres tauchen, und die Sterne so hell
am Firmamente leuchten, daß sie aus dem Meere wider-
glänzten; und das Schiff glitt immer weiter vorwärts, im-
mer weiter gen Norden, durch die warme schweigende Nacht,
durch die sanft uns umströmenden, leise nur aufathmenden
Fluthen des Meeres. Es giebt keine Stille und keine Ein-
samkeit, welche die Seele sanfter einwiegen als die Stille
und Einsamkeit einer solchen Nacht des Südens auf dem
Meere. Man empfindet sich selber als den Geist, der über
den Wassern schwebet, und in sich selbst zusammengefaßt,
fühlt man die fern hin reichende Kraft, die den Raum über-
flügelt, und die Zeit und die Welt weit über die Grenzen
des engen eigenen Daseins zu ermessen und zu umspannen
vermag. Es liegt etwas feierlich Erhebendes in solcher Nacht
auf dem Meere.

Früh am Vormittage ankerte das Schiff im Hafen

von Livorno, wir verließen es nicht. Allerlei Kaufleute kamen an Bord, ihre Waaren feil zu bieten: Korallenhändler, Tabulettkrämer, Juden, welche Baumwollwaaren und Kleider feilboten. Einige müßige junge Leute trieben mit einem der Juden ihren Scherz. Sie veranlaßten ihn unter allerlei Vorwänden, seine ganzen Vorräthe auszupacken, handelten mit ihm, markten und feilschten und kauften ihm Nichts ab. Er hatte ein gutes, sanftes Gesicht und blieb ohne Zudringlichkeit gelassen und freundlich. Als er sah, daß er gar keine Aussicht hatte, Etwas von seinen Waaren abzusetzen, packte er sie mit einem stillen Seufzer ein. „Dem ist heute auch eine Hoffnung zerschlagen! sagten wir uns. Der arme Schelm hat das Boot bezahlt, ein paar Stunden Zeit verloren — und es warten zu Hause vielleicht die Seinen auf den Ertrag dieser Fahrt!“ Wir mochten ihn nicht so von dannen gehen lassen, denn wir hatten es eben erfahren, wie getäuschte Hoffnung schmerzlich ist. Wir kauften ihm verschiedene Dinge ab, und hatten schließlich wohl daran gethan, denn die Sachen waren gut und billig.

Am Abend gingen wir wieder unter Segel. Noch eine Nacht auf dem Meere — um 5 Uhr Morgens waren wir im Hafen von Genua, in dem uns seit Jahren liebgewordenen Gasthofe, in der Croce di Malta. Ein paar Nächte ruhigen Schlafes — ein paar Fahrten nach den Gärten des Palazzo Doria, nach Aqua Sole hinauf, ein Gang durch die Gallerien des Palazzo Rosso, um die schönen Van Dyk'schen Reiterbilder und die schönen Frauenportraits desselben Meisters einmal wieder zu sehen — dann in den Wagen und nach der Eisenbahn.

Am Mittag des Siebenten eine kurze Rast in den reichen, gradlinig feierlichen Turin, einige Stunden später in Suza. Unter heißem, schwer drohendem Gewölke gingen wir nach der Mahlzeit durch die eigenthümlich fremdartige Stadt, an dem Ufer des Flusses entlang, nach dem Bergpasse hin, an welchem, in dem zur Wildniß gewordenen ehemaligen Garten des Gouverneurs, sich ein Triumphbogen des Augustus erhebt. Er ist aus schönem gelblichen Marmor errichtet, der Form nach vielleicht der schönste von Allen, welche uns aus dem Alterthum geblieben sind, aber die Reliefs sind roh, wenig erhaben, stark beschädigt und die Inschriften fehlen ganz. Trotzdem ist seine Wirkung in dem schönen Bergthal, grade weil er außer allem Zusammenhang mit der übrigen Umgebung steht, sehr überraschend und zugleich sehr malerisch.

Als wir gegen den Abend in den Gasthof zurückkehrten hatte sich ein heftiger Wind erhoben, es fielen einzelne schwere Regentropfen herab. Meine Reisegefährten legten sich nieder, um einige Stunden zu ruhen. Ich konnte es nicht. Es wurde mir so schwer, Italien zu verlassen. Ich fühlte Etwas von dem Egoismus der Jugend in mir, die es nicht ertragen kann, auf erwartete Freuden zu verzichten. Ich war mit meinem weißen Haare traurig wie ein Kind — und hatte dabei das schmerzliche Bewußtsein des spätern Lebens, in welchem man sehr genau weiß, wie eng der Kreis der Wünsche geworden, wie wenig zahlreich die Freuden sind, die man sich wirklich noch versprechen kann, und wie beschränkt der Raum ist, welcher uns überhaupt für das Hoffen noch gegönnt ist. Es half mir gar nicht, daß ich mir das Unerläßliche, das Heilbringende dieses Fortgehens von Ita-

lien vorhielt, daß ich mir sagte: es handelt sich dabei um die Erhaltung alles Deines Glückes! — Ein unerklärlicher, ich möchte sagen, ein rein sinnlicher Bann lehnte sich in meinem Innern dagegen auf. Ich hatte mich so wohl gefühlt unter dem Himmel, in der Luft, in der Sonne des Südens. Der Süden hatte mich wie meine eigentliche Heimath gefesselt. Seit langen, langen Jahren hatte ich keinen solchen Zwiespalt mehr in mir empfunden; ich war unzufrieden mit mir, ich konnte mich in diesem selbstsüchtigen Verlangen nicht begreifen, und genoß doch eine Art von Freude, ja von Jugendgefühl darin, daß ich noch so lebhaft Etwas wünschen und begehren konnte. Ich saß in dem stillen Zimmer, hinter der geflissentlich verdunkelten Lampe. Draußen wehte der heiße Südwind stärker und stärker, der Regen fiel klatschend auf das Steinpflaster vor dem Hause nieder, ab und zu rollte ein dumpfer Donner durch die Luft. Es wurde neun Uhr, zehn Uhr, eilf Uhr, die Stunden gingen langsam hin. Gegen Mitternacht legten sich Regen und Wind für eine Weile. Es war in dem ganzen Hause und in der Straße still geworden. Mit einem Male hörte ich den Klang einer Mandoline und einer Flöte. Bald waren sie dem Hause nahe, bald ferne, die Spielenden mußten auf und nieder gehen. Dann machten sie offenbar unter dem Thore des Gasthofes halt, und von einer weichen jugendlichen Männerstimme tönte die alte, fast vergessene und doch so süße Barcarole, das alte: la biondina in Gondoletta una sera io mena! zu mir empor. Es war mir wie ein Abschiedsgruß, und — ich fing wider meinen Willen zu weinen an.

Um ein Uhr weckte ich meine Reisegefährten, um zwei

Uhr saßen wir in dem von vierzehn Maulthieren gezogenen Postwagen und fuhren durch die finstere unheimliche Nacht, von einem zweiten ebenfalls mit einer Menge von Maulthieren bespannten Postwagen gefolgt, den steil aufsteigenden Weg des Mont Cenis hinauf. Es blitzte in allen vier Himmelsgegenden, dann fing es wieder zu regnen an. Als der Tag anbrach, überall graue, schwere, sich wälzende Regenwolken, wild geklüftete Felsenmassen, eisige, schmutzig graue von den höchsten Gipfeln zu Thale hernieder stürzende Bergströme und Wasserfälle. Die uns befreundete holländische Familie, mit der wir von Neapel gekommen waren, wollte, daß wir die Großartigkeit der Scenerie bewundern sollten. Ich war dazu nicht fähig. Die Herrlichkeit des Südens war mir noch zu nahe, zu lebendig. Dazu erblickte man längs der ganzen Gebirgsstraße noch die Spuren der grausenerregenden Verwüstungen, welche die Unwetter des letzten Herbstes hier angerichtet hatten. Die Passage war an vielen Stellen eben nur nothdürftig hergerichtet, wenig Sicherheit versprechend. Wir schauerten Alle unter dem Eindruck der feuchten Kälte, der ganze nordische Herbst und Winter standen wieder vor uns, und wie man sich all das Gute auch zu vergegenwärtigen strebte, das die Heimath und der Norden für uns umschlossen, man konnte sich der körperlichen Mißempfindung und einer wirklichen Traurigkeit bei dem Gedanken nicht erwehren, daß man nun wieder — wer weiß für wie lang? — wer weiß ob nicht für immer? — dem Lichte und der Luft und den Farben und aller Herrlichkeit des Südens Lebewohl gesagt habe.

Um vier Uhr früh tranken wir Kaffee in Lanslebourg, in St. Michel ging es wieder auf die Eisenbahn, unsern

Mittag hatten wir in Culoz, wo der Weg nach Paris sich abtrennt. Ein alter Grieche erzählte in dem Waggon, daß man in Paris auf den Kaiser von Rußland geschossen hätte.

Die Gegend war den ganzen Tag über sehr romantisch gewesen, die Straße von Culoz nach Genf sehr schön, aber der helle Sonnenuntergang hatte trotz seiner Vielfarbigkeit etwas Kaltes. Er mahnte an die Farbentöne, die wir einmal im November auf der Straße von Venedig nach Cassarsa beobachtet, und die gewissen landschaftlichen Hintergründen auf den Leonardo'schen Bildern entsprachen, welche wir bis zu jenem Tage immer für konventionell gehalten hatten. Es sah aus, als ob die tiefblauen Berge, die braungrünen Bäume, der gelbe Himmel, aus Glas und aus Metallen und nicht aus lebendigen Stoffen beständen.

Es war schon dunkel als wir in Genf ankamen und den Omnibus bestiegen, der uns nach dem uns sehr empfohlenen Hôtel d'Angleterre et Beau Rivage geleiten sollte, in dessen Prachthallen wir denn auch glücklich gelandet sind und ein gutes Zimmer gefunden haben.

Zweiter Brief.

Physiognomie und Topographie von Genf.

Genf, Juni 1867.

Genf ist eine der schönsten Städte geworden. So glänzend, so freundlich, daß wir ganz überrascht waren, als wir heute wieder unsere ersten Fahrten und Gänge durch seine Straßen machten.

Der weite helle See, dessen Wasser so blau sind, daß man sich wirklich wieder jenseits der Berge glauben könnte, die breiten Quais an seinen Ufern, von denen grade die schönsten erst in den letzten zwanzig Jahren dem See abgewonnen worden sind, die prächtigen Brücken, welche diese Ufer miteinander verbinden, die freien mit Gartenanlagen geschmückten Weitungen und Plätze, die kleine Rou[illegible] mit ihren schattenden Bäumen, dahinter das am [illegible] des See's emporsteigende alte Genf, auf welches [illegible] Kathedrale ernsthaft herniederblickt; und zu dem mit Flecken, Landhäusern und Villen übersäeten Berge, die von allen Seiten auf den See und auf die Stadt hinunterschauen, während sich gegen Südosten die schneebedeckten Hochgebirge aufthürmen, als deren weithin strahlender Gipfel sich der Montblanc erhebt, das Alles bildet ein Ganzes, das einen sehr lieblichen und zugleich sehr großartigen Eindruck hervorbringt, selbst wenn man wenig Tage vorher noch am Ufer des mittelländischen Meeres gesessen hat, und die Erinnerung an Neapel noch in frischestem Andenken

in der Seele trägt. Genf hat in der That etwas Neapolitanisches, das uns eben jetzt noch mehr erfreute.

Was daneben Genf sehr malerisch macht, das ist der verschiedene Charakter seiner Stadttheile, von denen die neuesten sehr prächtig sind. Das Genf, welches wir vor zwanzig Jahren kannten, setzte sich aus der oberen Stadt am linken Ufer des See's, aus der Cité und den Rue basses zu deren Füßen, und aus dem Stadtviertel von St. Gervais zusammen, das am rechten Ufer liegt. Zwischen diesen beiden Ufern dehnte sich dann, wo der Rhone, rasch wie die Jugend und laut und brausend wie sie, aus dem See hervortritt, noch die Insel „l'Isle“, einer der ältesten Theile der Stadt, aus; und weiterhin am rechten Rhoneufer zog sich die Vorstadt St. Jean hin. Seitdem sind hinter der Höhe, auf welcher die obere Stadt und in ihr die Kathedrale steht, die Terrains von Champel und von Plainpalais bis hin nach der Comune Carouge zum größten Theil neu bebaut worden, so daß jetzt Genf und Carouge, welches Letztere hauptsächlich von Arbeitern bewohnt wird, für das Auge fast in eins verschmelzen; und da wo einst am linken Ufer des See's das Hôtel de l'Ecu de Genève und das Hôtel de la Couronne sich in dem Wasser spiegelten, fängt jetzt der Grand Quai an, der sich bis gegen die Montblancbrücke immer mehr verbreitert und den Weg zu dem Jardin Anglais bildet, welcher mit seinen Blumenanlagen, seinem Springbrunnen und seiner Aussicht über den See und auf die Alpen, ein ganz reizender Spaziergang geworden ist.

Sechs, oder wenn man will, acht Brücken verbinden die beiden Seeufer mit einander. Zählt man sie von der

Mündung des Rhone nach dem See hin, so ist le Po
de la Coulevrenière die erste. Sie verbindet die Ufer vo
Plainpalais und St. Jean. Dann folgen die beiden kle
nen Doppelbrücken, welche von der Insel rechts nach de
Quai von St. Gervais, und auf der linken Seite nach der Pla
Bel Air führen. Ihnen zunächst leitet le Pont de
Machine, von der Place de Chevelu nach dem Quai d
Rhone, und die letzte der über den Rhone gespannten Brücke
ist der Pont des Bergues zwischen dem Quai des Bergue
und dem Quai du Rhone. Von dem Pont des Bergue
zweigt sich seitwärts eine zierliche Kettenbrücke nach de
Rousseau-Insel ab, die in früheren Zeiten, das heißt noc
vor zehn, zwölf Jahren, frei im See lag. Damals stie
man unter dem Schatten ihrer Bäume zu den Seefahrten
in die Gondeln ein. Jetzt aber spannt sich eine tüchtige Streck
hinter dem Pont des Bergues und hinter der Rousseau-Inse
der wundervolle Pont du Montblanc, zwischen dem Qua
du Montblanc und dem Jardin Anglais, wie eine maje-
stätische Straße, mächtig über die hier schon sehr bedeutend
Breite des See's.

Da wo der englische Garten bei den Schiffswerften
aufhört, beginnt das Stadtviertel der Eaux vives, an dessen
Landhäusern vorüber man sanft emporsteigt bis zu der Com-
mune von Colognie, aus deren kleinem Gasthofe, dem Châ-
let Suisse, man einen schönen Blick auf Genf und auf
den See gewinnt; und an dem rechten Seeufer sind nord-
westlich von der Montblanc-Brücke der Quai Montblanc
und der Quai Leman ebenfalls erst in neuer und in neue-
ster Zeit dem Wasser abgewonnen worden. Auch die ganze
Bebauung des Stadtviertels von Paquis, auf dessen Höhen

sich der Bahnhof befindet, datirt erst von den Tagen her, in welchen James Fazy Präsident der Republik war. Man wirft es diesem Staatsmanne allerdings vor, daß er den Staat durch diese großen Bauten schwer verschuldet habe, man hat auch manches Andere, und wohl mit Recht, an ihm zu tadeln; aber man kann es nicht läugnen, daß er ein völlig neues Genf hervorgerufen hat, und die Zeit wird, glaube ich, nicht lange auf sich warten lassen, in der man diesem, ohne alle Frage sehr genialen Manne, sein Standbild auf einem der Plätze errichtet haben wird, die er der Stadt zu einer dauernden Zierde geschaffen hat.

An Genf, wie es jetzt ist, kann man wirklich architektonisch-kulturhistorische Studien machend; und es ist anziehend zu betrachten, wie sich die heiter glänzende Gegenwart der Stadt vor einem alten dunkeln Hintergrunde aufbaut. Neue Städte, wie z. B. Berlin, haben immer Etwas von chinesischen Malereien. Sie sind wie Bilder ohne Schatten und ohne Perspektive; sie lassen uns trotz ihrer Stattlichkeit kalt, sie sprechen nicht zu uns. Freilich haben sie oftmals das stolze Recht, den Spruch: je suis moi même un ancêtre! auf sich anzuwenden, und Berlin darf dies vor vielen andern Städten von sich behaupten; aber die Städte, denen eine lange Vergangenheit ihr Gepräge aufgedrückt hat, ziehen uns in der Regel doch lebhafter an, und fesseln uns schneller.

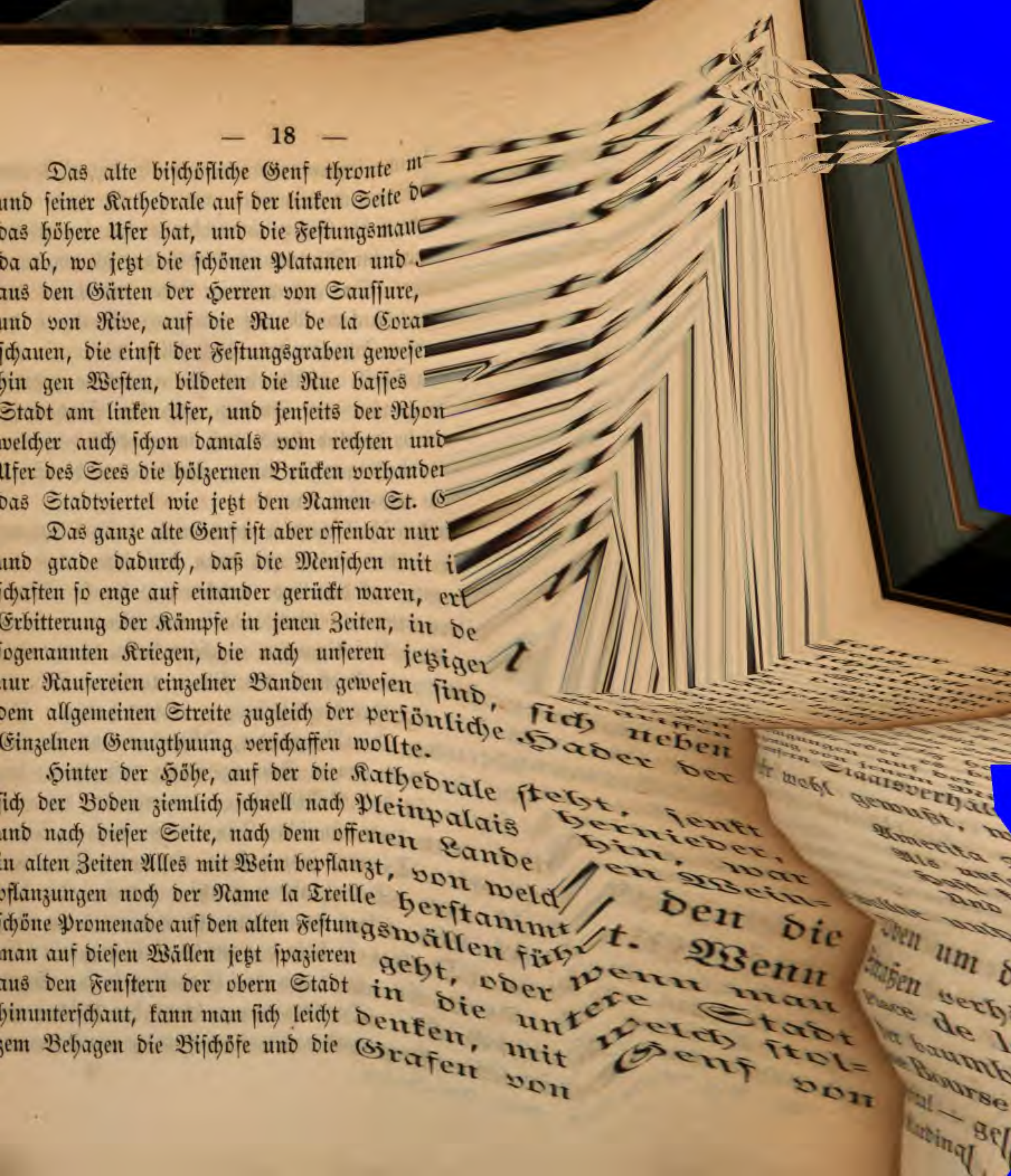
In allen diesen Dingen geräth man mit seiner Einsicht und mit seiner Empfindung in eine Art von Widerspruch. Wenn uns in Rom die großen Uebelstände entgegentraten, welche das Uebereinanderhäufen der Jahrhunderte für den wirklichen Grund und Boden eines Ortes hat,

wenn wir uns dort sagen mußten: hier ist jeder Fußbr
Erde mit Blut gedüngt, wir stehen und gehen auf lau
Grüften, dies ganze Erdreich ist mit Leichen, mit drit
halbtausendjährigem Moder und mit Verwesung angefül
so fühlten wir uns geneigt, dem nun leider verstorben
ausgezeichneten amerikanischen Dichter Hawthorn Recht
geben, welcher es unumwunden ausgesprochen hat, daß ke
Wohnhaus länger als hundert Jahre stehen dürfe, wenn
für den Menschen ein gesunder Aufenthalt sein solle. Ui
doch schreckt man vor jeder Zerstörung zurück, doch verlan
man, weil man selber so gar vergänglich ist, wenigstens Dau
für dasjenige, was man geschaffen hat oder was Andere g
schaffen haben. Solche alte Häuser, wie sie hier in Genf a
der Insel, und oben auf der Höhe von la Treille, und in de
andern alten Stadttheilen sehr häufig sind, Häuser mi
verräucherten Wänden, vielstöckige Häuser, mit vielen klei
nen Fenstern, mit engen Thüren über hohen Freitreppen
schmale Häuser, mit hohen Giebeln, die erfahren und erns
und geheimnißvoll wie die letzten Mitglieder einer ausster
benden Familie, sich zusammenkauern und hilfsbedürfti
aneinander lehnen, zwingen uns, vor ihnen stehen zu bleibe
und sie zu betrachten, auch wenn wir in ihnen nicht z
wohnen wünschen. Sie sehen aus, als wenn sie viel er
zählen könnten, sofern sie es nur wollten, oder sofern nu
der Rechte mit der richtigen Frageweise an sie heranträte
Und sie haben auch hier in Genf ihr reichlich Theil erlebt
sowohl unter den Bischöfen, als in den Zeiten der Re
formation unter der tyrannischen Herrschaft Calvin's, und
durch das vorige Jahrhundert hindurch bis auf unsere Tage.

Alle diese Epochen haben ihre Spuren mehr oder we-

niger deutlich in der Eigenartigkeit der verschiede
theile zurückgelassen und ausprägt, und wie in
lichen Fällen treten die Eigenthümlichkeiten am
hervor, wenn man im Dämmerlichte oder am Ab
die Straßen geht. Das gegenwärtige Leben mit
wegung, die nach unsern Moden gekleideten Men
Ladenschilder, die Schaufenster, das Alles wird
Dunkelheit zum Theil verhüllt, und die eigentliche
tonische Physiognomie der Straßen und der St
giebt sich dann so deutlich kund, daß man völlig d
druck der Lebensbedingungen erhält, unter denen di
sich allmählich entwickelt hat.

Ihr ältester Theil wird wahrscheinlich auf der
Insel gebaut worden sein, und man behauptet, d
viereckige Thurm auf derselben, welcher jetzt die drei
mit der Zeitangabe von Genf, Paris und Bern an
Stirn trägt, den Befestigungen angehört habe, welch
die Römer hier am Ausflusse des Rhone aus dem S
der Grenze des Landes der Allobroger errichtet hatten.
Völkerwanderung, die Burgunder, Ostgothen und Fr
müssen aber in der ganzen Schweiz tüchtig aufgeräumt
ben, denn so weit der Nichtarchäologe es erkennen kann
auch in Genf von den römischen Zeiten nichts mehr zu f
So wie der alte Thurm jetzt dasteht, ist er ein Theil
dem Schlosse der Savoyenschen Herzöge gewesen, die
auf der Insel bis über das Mittelalter hinaus einen S
gehabt haben. Denn so klein das alte Genf auch gewesen
theilten sich doch so zu sagen drei Gewalten in den St
um seine Herrschaft: Die Grafen von Genf, der Bischof v
Genf, und die Grafen und nachmaligen Herzöge von Savoye



Das alte bischöfliche Genf thronte m[…]
und seiner Kathedrale auf der linken Seite d[…]
das höhere Ufer hat, und die Festungsmau[…]
da ab, wo jetzt die schönen Platanen und […]
aus den Gärten der Herren von Saussure, […]
und von Rive, auf die Rue de la Cora[…]
schauen, die einst der Festungsgraben gewese[…]
hin gen Westen, bildeten die Rue basses […]
Stadt am linken Ufer, und jenseits der Rhon[…]
welcher auch schon damals vom rechten und […]
Ufer des Sees die hölzernen Brücken vorhanden […]
das Stadtviertel wie jetzt den Namen St. G[…]

Das ganze alte Genf ist aber offenbar nur […]
und grade dadurch, daß die Menschen mit i[…]
schaften so enge auf einander gerückt waren, er[…]
Erbitterung der Kämpfe in jenen Zeiten, in de[…]
sogenannten Kriegen, die nach unseren jetzigen […]
nur Raufereien einzelner Banden gewesen sind, sich neben
dem allgemeinen Streite zugleich der persönliche Hader der
Einzelnen Genugthuung verschaffen wollte.

Hinter der Höhe, auf der die Kathedrale steht, senkt
sich der Boden ziemlich schnell nach Pleinpalais hernieder,
und nach dieser Seite, nach dem offenen Lande hin, war
in alten Zeiten Alles mit Wein bepflanzt, von welchen Wein-
pflanzungen noch der Name la Treille herstammt, den die
schöne Promenade auf den alten Festungswällen führt. Wenn
man auf diesen Wällen jetzt spazieren geht, oder wenn man
aus den Fenstern der obern Stadt in die untere Stadt
hinunterschaut, kann man sich leicht denken, mit welch stol-
zem Behagen die Bischöfe und die Grafen von Genf von

ihren luftigen und sonnigen Höhen auf die eng
von kleinen Häusern herabgesehen haben möge
rund um ihren Herrschersitz zusammendrängten
Schutze der Mauern wenigstens vor den Angriffen
eine Zuflucht zu finden. Aber es reicht sicherlich
das wir uns zu machen vermögen, an die Elend
Zustände heran, in welchen das Volk neben diese
noch bis vor wenigen Jahrhunderten sein Dasein
hat. Denn wo ein Zipfel von dem großen Lei
aufgehoben wird, welches das Mittelalter und die
nächst folgenden Zeiten für uns verhüllt, starrt
allen Ländern und in allen Zonen ein Entsetzen a
man muß wenig Herz haben, wenn man das Mi
zurückwünschen oder es beklagen kann, daß jetzt and
bensbedingungen auf der Erde herrschen. Es ist o
noch genug von jenem Mittelalter in unserer Kultur u
allen unsern Staatsverhältnissen zurückgeblieben, und
hat sehr wohl gewußt, was er mit den Versen:

> Amerika Du hast es besser
> Als unser Kontinent, der alte,
> Hast keine verfallenen Schlösser
> Und keine Basalte!

sagen wollte und gemeint hat.

Oben um die Kathedrale, um St. Pierre herum,
die Straßen verhältnißmäßig frei, offen und wohlangel
Die Place de la Taconnerie, die Rue des Philosop
mit der baumbeschatteten Ecke, in welcher früher die A
cienne Bourse française — ein von Franzosen gegründe
Hospital — gelegen war, der schöne, prächtige Thurm, d
der Kardinal von Brognier an die Kirche anbauen ließ; u

nach der Bibliothek herniedersteigende Rue Verdaine
d zum Theile noch äußerst malerisch, aber da, wo sich
Berg mit der Cité gegen den Fluß hin zu senken be-
nt, gehen die Straßen und Gäßchen eng und winklig
ch einander. Sie klettern gleichsam bergauf und bergab,
steigen auf Treppenwegen zu einander, drängen sich zu-
mmen und kriechen durch lange schmale Alleen, durch
drige Pforten unter den Häusern weiter fort, bis sie das
ckenartige Ufer des Rhone erreichen, wo man an dem
umend hinschießenden Strome plötzlich wieder die freie
t der Berge athmet.

Erst wo der Abfall des Berges gegen das Ufer hin
nder wird, und wo die steilen von der Höhe hinunter
mmenden Straßen in die Rue basse, in die längste und
önste Straße des alten Genf ausmünden, die in ihrem
fe drei, vier verschiedene Namen: Rue des Allemands,
e du Marché, Rue de la Croix d'Or u. s. w. annimmt,
d auch die alte untere Stadt freundlich und lustig
es gehen will. Auch die Rue du Rhone ist
und stattlich, und die alten Plätze, welche sich zwischen
en beiden von Osten nach Westen gehenden Straßen
n: der Molard, la grande und la petite Fusterie
lich die neuere Place du Lac sind — namentlich
s von den drei alten Plätzen — äußerst eigenartig.
lard, auf welchem sich zur Zeit der Genfer Reforma-
die ersten großen Ereignisse derselben abspielten, ist
mit einem von Thürmen flankirten Thore gegen den
hin abgeschlossen. Aber dies Thor hat jetzt die längste
t gestanden, die historische Erinnerung soll jetzt dem freien
kehr zum Opfer fallen. Der Molard und die beiden

Füsterien sind in ihrer Anlage regelmäßige längliche ecke, indeß die Bauten, welche sie umgeben, sind wil lich und sehr verschieden, und grade das bringt eine gute Wirkung hervor. Hier steigt in einem Winkel wunderliche Freitreppe hoch empor, dort stehen vor ei vielfenstrigen Hause ein paar alte Bäume, die einen Ketten umgebenen Sitzplatz beschatten. Unter freiem Hi mel sitzt man auf den Plätzen beim Wein und beim Bi und mit seinem Kaffee vor den Häusern; die Leute sind Hause in und auf der offenen Straße, auf der kein Polize gebot ihre anständige Freiheit stört. Auf der Place d la grande Fusterie, die durch eine in ihrer Mitte stehend häßliche Kirche entstellt wird, giebt es noch mehrere vo den sehr alten Häusern, die oben am vierten oder fünfte Stockwerk weit vorspringende Geschosse haben. Sie ruhen auf großen, von der Straße aufsteigenden nackten unbeputzten Balken, was naturwüchsig wie Pfahlbauten, aber keines Weges schön aussieht. Man nannte diese alten Häuser, oder vielmehr die Vorsprünge „domes“ und die Marktbuden, welche unter ihrem Schutze unten auf der Straße eingerichtet waren „échoppes“ — und auch jetzt noch ist die große Fusterie (sie führt ihren Namen von den Faßbindern, welche früher dort ihre Werkstätten hatten), einer der Marktplätze der Stadt, auf dem namentlich in dieser Jahreszeit eine Fülle von vortrefflichen Früchten feil geboten wird.

Kurz, Genf ist eine schöne lebensvolle und dabei sehr anziehende Stadt. Ich werde es nicht satt, die freundlichen Plätze, z. B. die am Rhone gelegene Place bel air zu betrachten, mit den schön belaubten Baumgruppen, unter

deren Schatten Bänke stehen und silberhelle Brunnen nach allen Seiten die Fülle des Wassers in die steinernen Becken rinnen lassen. Dicht davor liegt die Insel in dem wilden Rhone, und wenn man bei dem Gaslicht unter den Bäumen sitzt und unter den Laubdächern hervorblickend, die Wasser des Rhone in tosendem, stürzendem Gewoge wie Meeresfluthen vom Mond beschienen vorüberfunkeln sieht, so ist das gradezu ein bezaubernder Eindruck und dieser Anblick der Natur ist doppelt erquickend in Mitten einer großen Stadt.

Drüben auf der Insel zeigern dann von dem alten Thurme die drei erhellten Uhren durch die Nacht, und vor ihrem Lichte tritt die Inschrift auf der Steintafel am Thurme ganz in Schatten. Das ist auch in der Ordnung, denn die That, von der sie berichtet, war eine That der Finsterniß. Einer der edelsten Bürger von Genf, Philipp Berthelier, ist von dem Herzoge von Savoyen eben an dieser Stelle hingerichtet worden.

Ist das Rhone-Ufer am Abend poetisch, so ist es am Tage nicht weniger schön. Brücke reiht sich an Brücke, und je weiter gen Westen, je prächtiger werden sie. Der Pont du Montblanc, ich wiederhole es, ist einer der herrlichsten Spaziergänge, die ich kenne, und die Aussicht von demselben, nach beiden Seiten hin, ist kaum schöner zu erdenken. Die großartigsten Gasthöfe, herrliche Wohnhäuser, zahlreiche mit allen Luxusartikeln versehene Magazine, schöne mit Fontainen gezierte Gartenanlagen schmücken die herrlichen Quais, die großen Plätze, die breiten Straßen. Unablässig rollen modische Fuhrwerke über die Brücken, fahren die Omnibusse von den Gasthöfen nach der Eisenbahn und von dieser

durch die Straßen zurück. Leichte Segelböte und sc
Dampfschiffe beleben den See, und an einem hellen,
nigen Abende, wenn in dies bewegte Leben einer gro
blühenden Stadt — mit der sich keine der andern Schwei
Städte auch nur im Entferntesten vergleichen läßt — n
die grünen Höhen der beiden Salèves und der Voire
hinabschauen, während dahinter der Montblanc sichtbar wi
dessen schneeige Gipfel sich nach dem Sonnenuntergan
in das flammende Roth des Alpenglühens tauchen,
Genf wirklich ein so anmuthender Aufenthalt, daß sein be
ständig wachsender Fremdenverkehr als etwas sehr Erklär
liches erscheint.

Dritter Brief.

Zur Geschichte der Stadt.

Genf, den 20. Juni.

Wenn man so in einer fremden Stadt umhergewandert ist und sich ein eigenes Bild von ihr zurecht gemacht hat, ist es immer doppelt anziehend, in ihre Vergangenheit zurückzublicken und womöglich aus dem Munde ihrer früheren Bewohner und Bürger sich eine Vorstellung von demjenigen geben zu lassen, was sie vor Hunderten von Jahren gewesen ist.

Eine solche Schilderung des alten Genf ist uns von der Hand eines Genfer Bürgers, des um fünfzehnhundert und sechzig geborenen Jean de Savyon, in den von einem Dr. Eduard Fick neu herausgegebenen, und in dem Verlage von Jules Guillaume Fick in Genf erschienen Annales de la Cité de Genève, erhalten, und Jean Savyon weiß viel Gutes von seiner Vaterstadt zu melden. Nachdem er berichtet, wie Genf zu Karls des Großen Zeiten aus der Herrschaft der Burgunder in die Hand des deutschen Kaisers übergegangen sei, sagt er: „Genf ist schon vor alten Jahren eine blühende Stadt gewesen. In seiner bemerkenswerthen Lage an dem kleinen Meere, dem vielgerühmten Leman-See, auf dem Boden des besten Landes weit herum bis Solothurn, ist es immer eine freie Stadt und kaiserliche Republik gewesen. Schon mehrere Jahrhunderte ehe das Haus Savoyen einen Anfang oder einen Namen gehabt hat, hat

die freie Stadt Genf einzig und unmittelbar u
Römischen Reich gestanden, ohne eine Erinnerung
tige Akte vom Gegentheil. Regiert ist sie word
ihre Consuln oder Syndici und andere Magistrats
nach eigenen Gesetzen, Stadtedikten, und außerd
dem geschriebenen kaiserlichen Recht, aus welchem jen
zum größten Theile gezogen und entnommen word
Sie hat keinem Fürsten oder Potentaten auf de
Unterthanenpflicht oder Leistung oder Gehorsam ges
außer dreitägigen öffentlichen feierlichen Gebeten f
Reiches Wohlfahrt und für den Kaiser, wenn er in
nach Genf gekommen ist. Das ist ein reiches V
eine volle Freiheit, welche die Stadt sich bewahrt hat
des Allmächtigen Schutz, trotz aller Hindernisse und
griffe, mit denen die benachbarten Fürsten, die Genfer G
und die Grafen und Herzöge von Savoyen sie heims
gekommen sind. Daß dem aber so gewesen ist, das
sich nicht etwa nur im Verborgenen aufgezeichnet in
Pergamenten und Archiven, sondern vor aller Welt A
eingegraben an der Fronte und auf dem Gipfel der
Peters-Kirche zu Genf, in der Darstellung eines gr
kaiserlichen Adlers, der allen Einwendungen widerspr
und als dessen Urheber man den hochberühmten Car
den Großen, den Julius Cäsar der Christenheit, ansi
dessen Abbild noch im Jahre 1535 über der kaiserlic
Krone auf besagter Kirche zu sehen gewesen ist, mit d
Scepter in der einen Hand und mit dem Schwerte in d
andern. Es ist das derselbe Kaiser Carolus Magnus g
wesen, der Genf mit der Gründung mehrerer prächtig
Gebäude beehrte, so weltlicher wie geistlicher."

Von diesen durch Karl den Großen aufgeführten Gebäuden ist jetzt auch nichts mehr vorhanden; und die Kathedrale von St. Peter, oben auf der Höhe der Stadt, auf der das Bild des Kaisers einst gestanden haben soll, ist in ihrer jetzigen Gestalt erst zu Anfang des eilften Jahrhunderts von Kaiser Konrad dem Zweiten vollendet worden. Wobei jedoch zu bemerken ist, daß der schöne Thurm an der rechten Seite der Kirche erst zu Ende des 14. oder zu Anfang des 15. Jahrhunderts durch den Kardinal Johann von Brognier, dem Haupte des Konstanzer Concils, hinzugefügt worden ist, und daß das häßliche Säulenportal einer Geschmacklosigkeit des vorigen Jahrhunderts sein unglückliches Dasein verdankt.

Der Thurm des Kardinals Brognier ist außerordentlich schön, sowohl die Form als die Ornamentirung, und — wie die Sage geht — hat er ihn gebaut, um ein frühgethanes Versprechen einzulösen. Er war sehr armer Leute Kind, und ging hungernd und durstend durch die Straßen von Genf, ein Almosen begehrend. So kam er hinauf bis in die Rue de la Taconnerie, in den Bereich der Kathedrale, und blieb scheu vor einer Schoppe stehen, in welcher ein Genfer Bürger Lebensmittel, Speisen und Getränke feil hielt. Der Bürger sah den schönen Knaben, dessen sehr kluges und aufgewecktes Aeußere ihn überraschte, und ohne dessen Bitte abzuwarten, brachte er ihm Brod und einen Becher Wein. „Gott vergelt's!“ sagte der Kleine, und fügte hinzu: „ich werd's Euch nicht vergessen!“ — Der Bürger [illegible]: Du wirst mich wohl belohnen, wenn Du Kardinal [illegible]rst! sprach er mit gutmüthigem Spotte. — Ja! das rief der Knabe, und ich werde Euch hier einen

Großen aufgeführten Ge
vorhanden; und die Kathe
der Höhe der Stadt, w
estanden haben soll, ist i
fang des eilften Jahrhun
zweiten vollendet worde
aß der schöne Thurm a
zu Ende des 14. oder
rch den Kardinal Johan
Konstanzer Concils, hinzu
äßliche Säulenportal ein
ahrhunderts sein unglück

rognier ist außerordentlic
Ornamentirung, und —
gebaut, um ein früher
Er war sehr armer Leu
urstend durch die Straße
. So kam er hinauf b
en Bereich der Kathedrale
e stehen, in welcher d
eisen und Getränke f
en Knaben, dessen fe
hn überraschte, und ohn
r ihm Brod und eine
te der Kleine, und füg
essen!" — Der Bürg
nen, wenn Du Kardin
em Spotte. — Ja! da
werde Euch hier eine

Thurm herbauen, der Euch immer in Euren La
sehen soll! — Der Wirth, die Gäste hatten
an dem Burschen, aber zwei vorübergehende Ge
den aufmerksam auf ihn. Sie traten heran, be
seine große Begabung fiel ihnen dabei auf, sie n
des kleinen Brognier an — und die ersten Schr
diesen zum Purpur führten, waren damit getha

Wann übrigens in Genf das Christenthum
worden ist, habe ich nirgend auffinden können.
Jahre 381 bei dem Concil von Aquileja untersch
ein Bischof von Genf als Mitwirker die Dokume
Karl der Große ertheilte den Genfern das Recht,
Wahl ihrer Bischöfe mitzustimmen. Diese unter
wirkung der Bürger erwählten Bischöfe hatten dur
Jahre eine von außen und von innen wenig ang
weltliche und geistliche Macht in Händen, bis d
stehung der Feudalherrschaft ihnen in den Grafen vo
Nebenbuhler erzeugte. Aber wie Jean Savyon ausd
bemerkt: „Diese Rivalität kam den Genfern zur En
lung und zur Erhaltung ihres Freiheitssinnes sehr zu
ten". Denn weil die Bischöfe es nöthig hatten, f
Widerstande gegen die Grafen auf das Volk zu s
mußten sie im eigenen Interesse auch die Freiheite
Bürger aufrecht zu erhalten suchen — und erst späte
die nachbarlichen Grafen und Herzöge von Savoye
immer größerer Macht emporgekommen, es durchse
immer einen ihres Hauses auf den Bischofssitz von
zu heben, ward das Wahlrecht der Genfer Bürger nu
einer Form. Aber auch dieser erlangte Vortheil gen
dem ehrgeizigen Fürstengeschlechte nicht, es trachtete

—

en Großen
r vorhanden
f der Höh
geſtanden
Anfang des
Zweiten v
daß der ſ
rſt zu Ende
durch den K
s Konſtanzer
s häßliche S
Jahrhundert

s Bregnier iſt
die Ornamenti
ihn gebaut,
Er war ſeh
nd durſtend dur
rend. So kam
in den Bereich
hoppe ſtehen,
Speiſen
ſchönen und
ßere ihn Knabe
ichte er ihm B
!" ſagte der Klei
ht vergeſſen!"
belohnen, wen
tmüthigen Spe
nd ich werd

Thurm herbauen, der Euch immer in Euren Lad
sehen soll! — Der Wirth, die Gäste hatten ih
an dem Burschen, aber zwei vorübergehende Geist
den aufmerksam auf ihn. Sie traten heran, befr
seine große Begabung fiel ihnen dabei auf, sie nah
des kleinen Brognier an — und die ersten Schritt
diesen zum Purpur führten, waren damit gethan.

Wann übrigens in Genf das Christenthum ei
worden ist, habe ich nirgend auffinden können. I
Jahre 381 bei dem Concil von Aquileja unterschri
ein Bischof von Genf als Mitwirker die Dokumen
Karl der Große ertheilte den Genfern das Recht,
Wahl ihrer Bischöfe mitzustimmen. Diese unter de
wirkung der Bürger erwählten Bischöfe hatten durch
Jahre eine von außen und von innen wenig angef
weltliche und geistliche Macht in Händen, bis die
stehung der Feudalherrschaft ihnen in den Grafen von
Nebenbuhler erzeugte. Aber wie Jean Savyon ausdrü
bemerkt: „Diese Rivalität kam den Genfern zur Entw
lung und zur Erhaltung ihres Freiheitssinnes sehr zu S
ten". Denn weil die Bischöfe es nöthig hatten, sich
Widerstande gegen die Grafen auf das Volk zu stü
mußten sie im eigenen Interesse auch die Freiheiten
Bürger aufrecht zu erhalten suchen — und erst später,
die nachbarlichen Grafen und Herzöge von Savoyen
immer größerer Macht emporgekommen, es durchsetzt
immer einen ihres Hauses auf den Bischofssitz von Ge
zu heben, ward das Wahlrecht der Genfer Bürger nur
einer Form. Aber auch dieser erlangte Vortheil genüg
dem ehrgeizigen Fürstengeschlechte nicht, es trachtete na

der völligen Herrschaft und dem unbeschränkten Besitze von Genf, und je mächtiger die Herzöge wurden, um so mehr fanden die Genfer Gelegenheit, ihre Kraft und ihren Freiheitssinn gegen die nicht endenden Anforderungen und in den immer neuen Kämpfen mit dem Hause von Savoyen zu erproben und zu stählen.

Man muß wirklich, wenn man sich gelegentlich entmuthigt fühlt, daß es mit der Entwicklung des Menschengeschlechtes zu der wahren brüderlich liebevollen Menschlichkeit so langsam geht, oder wenn man entrüstet darüber ist, daß die Fürstengeschlechter noch immer nicht müde werden und noch immer in der Lage sind, zu ihren selbstsüchtigen Zwecken immer neuen Krieg unter den Völkern anzufachen, auf die Ursprünge dieser Herrschergeschlechter zurückgehen. Man muß aus den einzelnen Stadtgeschichten der vergangenen Zeiten den Trost und die Beruhigung holen, die in dem Gedanken liegen, daß die Menschheit schließlich doch vorwärts gekommen ist, und daß einmal den fünf Großmächten, die jetzt allein noch des entsetzlichen Vorrechtes genießen, ihre friedlichen Unterthanen, wie Lichtenberg es nennt, gegen einander zu hetzen und die Welt in Brand zu stecken, ihr Handwerk einmal eben so gelegt werden wird, wie seiner Zeit den kleinen Herren die Macht gebrochen worden ist — durch ihr eigenes Uebermaß.

Es wird einem Menschen unserer Tage Angst und bange, wenn man die Schilderungen der Verbrechen liest, welche von den fürstlichen Machthabern, weltlichen wie geistlichen noch in nicht allzu fernen Zeiten begangen sind — aber wenn man in sechs, in acht hundert Jahren, die Geschichte unserer Tage lesen wird, wird hoffentlich den künf-

tigen Geschlechtern auch Angst und bange werden,
unserer Zeit. Es hört sich eigenartig an, wenn Savoyen
seinen Annalen meldet: „Im Jahre 1458 starb Herr Pet
von Savoyen, Bischof von Genf, in der Stadt Turi
allwo er studirte und es succedirte ihm im Bisthum sei
Bruder Johann Ludwig von Savoyen. Dieser Bischof ka
zu seiner Würde schon als Kind, was kein schickliches Alte
war, besonders da er sich von seiner Natur den Sachen un
Angelegenheiten des Krieges mehr geneigt bewies, als den
Frieden, der Sanftmuth und der Ruhe, die dem geistlichen
Stande wohl anstehen. Er verdiente Serenissimus genannt
zu werden und nicht ehrwürdiger Vater. Obschon er von
seinem Herren Vater von Kindheit an zum geistlichen Stand
bestimmt worden war, so wurde er doch nicht in den
Wissenschaften und in den guten Sitten unterrichtet, wie
das auch nicht der Brauch der Fürsten ist, ihre Kinder
gelehrt zu machen. Sie lernen statt lesen und beten, spielen,
jagen, und Unzucht treiben. Besagter Bischof Johann Lud-
wig kleidete sich auch nicht als Geistlicher, sondern als
Kriegsmann, und obschon er selber Gewalt genug verübte,
bewahrte er doch das Volk wenigstens vor anderer Be-
drückung als der seinen; so daß weder der Herzog noch
sonst Einer von dem Hause von Savoyen, während seiner
Zeit, Hand zu legen wagte an des Volkes Freiheit. Er
hatte aber einen Bruder, der betitelte sich Graf von Genf,
ob er schon keinen Genuß von den Rechten der Stadt
hatte; und der Bischof zwang ihn, diesen Titel abzulegen,
widrigen Falles er ihn mit Krieg beziehen würde. Der
Bischof war von rachsüchtigem Gemüthe; wenn er einen
Zahn auf Jemand hatte, verfolgte er ihn bis zum Tode.

sonst war er freigebig für diejenigen, so er liebte. Sein Bruder Philipp, genannt Philipp ohne Land, war unzufrieden damit, daß sein Vater ihn ohne Apanage ließ; und da er junge Männer um sich hatte, die ihm halfen, seine Habe durchzubringen, setzten sie ihm in den Kopf, daß sein Vater ihm nur also thäte auf Eingebungen seiner Mutter, die von Cypern war, und ihrer Räthe, die auch von Cypern waren und am Hofe seiner Mutter herumlungerten. Sie schonten nicht einmal die Ehre seiner Mutter, sondern sagten, daß sie sich mit ihrer eigenen Person schlecht aufführte, daß sie ihren Mann ausplünderte und damit ihre Liebhaber (mignons) bezahle, und daß sie sehr selten bei seinem Vater zu finden sei, der damals zu Thonon schwer an der Gicht darniederlag. Herr Philipp machte sich also eines Tages dorthin auf, und erschlug mit eigener Hand den Haushofmeister seiner Mutter, während er in der Kapelle außerhalb des Schlosses die Messe hörte. Den Kanzler seines Vaters aber, den ließ er gefangen nehmen, auf ein Schiff laden und zu Schiffe nach Morges hinüber führen, und er that dazu, daß er auf Urtheil des Rathes von Morges ersäuft wurde in dem See. Er that noch eine Unzahl andere Missethaten, so daß das ganze Land Savoyen darüber in Unordnung gerieth und voll war von Mord und Fehde und Meucheleien, und daß der Herzog selber sich in keinem Orte mehr sicher fühlte und sich endlich nach Genf geflüchtet hat." —

Das geschah um vierzehnhundertsechzig. Im December von fünfzehnhunderteins hingegen ging es dafür wieder einmal hoch her in Genf. Denn so berichtet Savyon: „Madame Margarethe von Oesterreich, Kaiser Maximilians Toch

ter, heirathete den Herzog Philibert von Savoyen. Der hielt am siebenten December 1501 seinen Einzug, welcher Einzug der Stadt viel Geld kostete in Spielen, Tänzen, Maskeraden und ähnlichen Dingen, die lange Zeit hindurch dauerten, denn der Herzog war jung und fand Vergnügen daran. Das brachte der Stadt jedoch mehr Schaden als Profit, denn durch diese Anreizungen debauchirte die Jugend sich über alles Maß. Erst am vierten März fünfzehnhundertzwei zogen Herr Herzog Philibert und Dame Margarethe mit ihrem Hofe von Genf wieder ab, nachdem sie auf Anfrage der Dame Margarethe durch den Präsidenten Dyuonne und Amblard Goyet erfahren hatte, daß sie keine Jurisdiktion besäßen über Genf, was sie hatte wissen wollen; andern Falles, wenn Genf ihnen gehörte, hatte sie wollen ein Kloster und eine Kirche daselbst errichten lassen."

Zwischen der Anführung fürstlicher und bischöflicher Gewaltthaten, fürstlicher und bischöflicher Festlichkeiten, und reichlicher Leiden der geplagten Bürgerschaft und des Landes, die den Inhalt der Annalen bilden, so weit sie mir in dem Neudruck vorliegen, kommen Erzählungen vor, von einem frisch gemalten *Ecce homo*, von welchem bei einer großen Hitze, die Oelfarbe und der Firniß heruntergelaufen sind, daß das Volk geschrien, hier sei ein Wunder geschehen, Gott der Heiland schwitze Blut im Schmerze über des Genfer Volkes Missethaten. Dann wieder giebt es eine Erzählung von der Hinrichtung dreier piemontesischer Diebe, bei der ihre Helfershelfer die Stricke heimlich so zugerichtet hatten, daß sie reißen mußten, und die Missethäter vom Galgen herunter auf ihre Füße fielen, was denn auch für ein Wun=

der angesehen und wofür die Diebe, welche sich vor ihrer Hinrichtung der Notre-dame des Graces besonders empfohlen hatten, von der Geistlichkeit dieser Kirche mit Geschenken bedacht und in ihre Heimath befördert worden sind. Daneben finden sich Notizen über Pest und schwere Hungersnöthen, über Preise des Weines, über Einführung der Schlachtsteuer nach dem zweiten Kriege gegen Savoyen; über Streitigkeit mit der Geistlichkeit, die keine Steuer zahlen wollte, und 1522 dazu gezwungen wurde. Auch ein paar klimatische Bemerkungen sind verzeichnet, und sie sind nicht sehr verlockend für einen Winter-Aufenthalt am Genfer See. Die Chronik meldet: „im Jahre 1514 vom 10. bis 21. Januar ist der See gefroren gewesen, daß man bei Genf von Paquis nach den Eaux Vives, also von einem Ufer nach dem andern „trockenen Fußes“ hinübergegangen ist. Dasselbe hat sich am 5. Januar 1517 wiederholt und hat diesmal der große Frost drei Tage lang gewährt.“

Die Bedrückung des hiesigen Landes hat aber länger als drei Tage gedauert; sie hat fort und fort gewährt, und schließlich die Bürger von Genf dahin gebracht, sich auswärts nach Hülfe und Beistand gegen ihre fürstlichen Feinde umzusehen. Das war jedoch ein sehr gefährliches Unternehmen für die Männer, die jenes Bündniß anzuknüpfen strebten, denn die Savoyen'schen Herren waren in Genf bereits mächtig genug geworden, um jeden solchen Versuch mit dem Tode bestrafen zu lassen, und sie benutzten diese Macht nicht eben ängstlich.

„Im Jahre 1517 wurde ein gewisser Pécolat gefangen genommen und gefoltert, weil er eines Komplotes gegen

den Bischof angeklagt worden. Im Jahre 1519 wurde einem gewissen Berthelier der Kopf abgeschnitten, weil er sich nicht hatte als Unterthan des Herzogs von Savoyen bekennen und nicht hatte Gnade von ihm begehren wollen. Im Jahre 1524 erlitt nach vorhergegangener Tortur ein gewisser Lévrier die gleiche Todesstrafe, weil er überwiesen worden, gesagt zu haben, daß der Herzog nicht Souverain von Genf sei; und 1525 waren achtzehn Genfer Bürger genöthigt, sich unter großen Gefahren nach Freyburg zu flüchten, um sich vor den Bogenschützen des gedachten Herzogs zu retten, die gekommen waren, sich ihrer zu bemächtigen. —

Der hervorragendste unter diesen geflüchteten Bürgern war Besançon Hugues, ein reicher und sehr angesehener Mann, der immer das Haupt der Partei gewesen war, welche nicht aufgehört hatte, den Savoyen'schen Fürsten Widerstand zu leisten und die Unabhängigkeit der freien Stadt Genf zu vertreten. Er hatte auch die Verhandlungen zwischen Genf, Freiburg und Bern eingeleitet, die nur sehr langsam zum Abschluß gediehen, weil Genf für den Beistand, den es begehrte, wenig in die Wagschale zu legen hatte, und die mächtigen Städte, deren Schutz man wünschte, sich durch Leistung desselben dem Zorne und den Feindseligkeiten der Herzöge von Savoyen aussetzten. Indeß das Bündniß kam im Jahre 1519 doch zu Stande.

Die Genfer Verbündeten, von denen der Name „eigue-nots" Eidgenossen angenommen wurde, der später von den Katholiken als Bezeichnung der protestirenden Religionsverbündeten in „Huguenotten" umgewandelt ward, hatten als Erkennungszeichen das Kreuz in ihre Pourpoints ein-

geschnitzt getragen, das danach der ganzen Schweizer Eidgenossenschaft als Emblem im Wappen geblieben, und jetzt auch wieder in ausgedehnterem Kreise auf den internationalen Krankenpflegeverein übergegangen ist.

Was die Genfer mit ihrem Anschluß an Freiburg und Genf erreichten, war ein Vertrag der „Combourgeoisie“ und dieser wird vielleicht auch nur ein Vorläufer zu dem Traité de Compatriotie sein, zu welchem die Culturvölker sich einst werden zusammenthun müssen, wenn sie dem länderzerstörenden und völkermörderischen großen Kriege, ebenso wie früher die Genfer den elenden und verderblichen Fehden der Fürsten gegen die Städte, ein Ziel stecken wollen.

Was das alte Genf betrifft, so hörten jedoch mit jenem Städte-Bündniß des Jahres 1519 die Angriffe des Hauses Savoyen gegen Genf noch keines Weges auf. Lange nach Beendigung der kirchlichen Reformation und lange nach Aufhebung des Bisthum's Genf — denn der Bischof hatte Genf schon 1535 verlassen und seinen Sitz nach Gex verlegt — versuchte z. B. der Herzog Karl Emanuel von Savoyen im Jahre 1602 noch einen Ueberfall auf Genf, der in den Jahrbüchern der Schweizer Geschichte unter dem Namen der „Eskalade“ verzeichnet und bekannt ist.

Damals war die prächtige Rue de la Corraterie, die sich jetzt von der Place Bel Air bis nach der Place Neuve hinzieht, noch ein tiefer Stadtgraben, der in Zeiten des Krieges sein Wasser aus dem See erhalten konnte. Indeß der Herzog hatte sich in den letzten Jahren ruhig erwiesen, die Genfer Bürger waren dadurch zu einer gewissen Friedenssicherheit gelangt, man war sich keines Angriff's vermuthend und hatte

also die Vorsichtsmaßregeln gegen einen solchen zu verschär-
men begonnen. Die Stadt lag in der Nacht vom zwan-
zigsten December 1602 in tiefem Schlafe, als die Bürger mit
einemmale durch lautes Musketenfeuer aus ihrer Ruhe er-
vorgeschreckt wurden. Der Ruf, daß der Feind in den
Mauern sei, erscholl Entsetzen verbreitend durch die ganze
Stadt. Eine Schildwache, welche mit ihrer Laterne die
Runde um die Wälle gemacht, war plötzlich von einem
Trupp Bewaffneter überfallen und niedergestoßen worden.
Sie hatte aber doch noch Zeit und Kraft gefunden, nach
Hilfe zu rufen und damit die übrige Wachtmannschaft her-
bei zu ziehen. Indeß diese kam für den ersten Angriff be-
reits zu spät. Von den zweitausend Mann, welche von der
Seite von Plainpalais bis dicht unter die Mauern von
Genf herangerückt waren, hatte ein Trupp von zweihundert
ausgewählten Männern sich in den Stadtgraben hinunter-
gelassen und aus diesem auf Sturmleitern, die man schwarz
angestrichen, um sie unsichtbar zu machen, die Wälle er-
klettert. In kleinen Abtheilungen waren sie bis nach dem
neuen Thore vorgedrungen und eben dabei das Thor zu
erbrechen, um den übrigen Mannschaften den Weg zu
bahnen, als sie zu ihrer großen Verwunderung bemerkten,
daß die Bürgerschaft schon auf den Beinen und zu kräf-
tigster Abwehr des Feindes bereit, auf ihrem Posten sei.
Bewaffnet und halb bewaffnet, wie es in der Eile hatte
gehen wollen, waren nicht nur die Männer herangestürmt,
auch die Frauen hatten sich mit eisernem Hausrath gerüstet,
wie sie konnten; und im Arsenale wird noch heute ein
eiserner Napf bewahrt, mit welchem eine alte Frau einen
Savoyen'schen Soldaten niedergeschmettert haben soll. Wäh-

rend nun die Boten der ersten Truppe, welche die Mauern erstiegen hatte, dem auf der Ebene von Plainpalais wartend dastehenden Heere die frohe Kunde brachten, daß die Stadt so gut wie genommen sei, hatte sich auf den Wällen ein lebhafter Kampf entsponnen. Der erste auf gut Glück abgefeuerte Schuß riß zwei von den Sturmleitern mit sich fort; die Feinde, welche die Mauern bereits erstiegen hatten, wurden schnell überwältigt, ein Theil von den Mauern hinunter gestürzt, Andere im Gefecht getödtet, und siebenundsechszig, welche den Genfern lebendig in die Hände fielen, wurden am folgenden Tage als Diebe und Einbrecher gehängt, wonach große Dankgebete in dem Dom und in allen Kirchen gehalten worden sind. Der 124 Psalm, welchen an jenem einundzwanzigsten Dezember 1602 ein greiser kalvinistischer Geistlicher, der achtzigjährige Theodor Beza, von der Kanzel herunter verlas, und den die Gemeinde damals gesungen hat, soll noch bis heute an dem betreffenden Sonntage in den Kirchen, zur dankbaren Erinnerung für die Erlösung aus der Gefahr, alljährlich gesungen oder vorgetragen werden.

Das sind nun sicherlich sehr interessante Ereignisse gewesen, und in historischen Berichten oder in historischen Bildern, wo die Harnische hübsch blank geputzt sind, und die klaffenden Wunden keinem Menschen weh thun, hört und sieht sich solch ein Leben, das starke Leidenschaften entwickelt, für den Geschmack mancher Leute auch sehr gut an. Mir aber ist es doch von Herzen angenehm, daß wir uns jetzt in unserer Pension Buskarlet auf dem offenen Quai Mont Blanc in Paquis ruhig zu Bett legen können mit der Hoffnung, daß uns Nichts im Schlafe stören werde

als etwa das Gewitter, das drüben über dem Mont Salève steht oder morgen früh die Glocke des ersten Dampfschiffes, das vom Jardin Anglais aus seine friedliche Fahrt nach Villeneuve antreten wird.

Vierter Brief.

Hôtels und Pensionen.

Genf, Juni 1867.

Wir haben nach einigen Tagen des Verweilens unsere Wohnung in dem großartigen und sehr gut gehaltenen Hôtel Beau Rivage et d'Angleterre verlassen, obschon es von allen Genfer Hôtels die schönste Aussicht hat. Dazu bestimmten uns vornehmlich die hohen Preise dieser großen Hôtels und unser hier gefaßter Entschluß, einen längeren Aufenthalt in Genf zu machen.

Wir hatten ursprünglich vorgehabt, graden Weges, wie unsere ärztliche Vorschrift lautete, nach Glion auf den sogenannten Rigi Vaudois oberhalb Montreux zu gehen, indeß schon am zweiten Tage nach unserer Ankunft in Genf hatte das Wetter sich geändert. Der Himmel ist mit schweren Wolken bedeckt, der Montblanc unsichtbar, die Höhen der beiden Salèves sehen nur bisweilen mit ihren Köpfen aus den sich rund um sie her kugelnden und wälzenden Wolkenmassen hervor, und es ist regnerisch und kalt geworden. Oben in den Bergen soll alles tief voll Schne[e] liegen, und wir müssen also abwarten, bis die Luft wiede[r] hell und warm wird.

Unsere Reisegefährten sind mit uns aus dem Hôte[l] in die Pension übergesiedelt, und wir für unser Theil füh[-] len uns hier behaglicher als dort, obschon — oder viellei[cht] weil — das Hôtel Beau Rivage an Luxus und Pra[cht]

Nichts zu wünschen übrig ließ. Genf ist berühmt durch
Vortrefflichkeit seiner Gasthöfe. Das Hôtel de la Métro-
pole am Jardin Anglais, das Hôtel de la Paix am
Montblanc, das Hôtel des Bergues sind eben so wie
Hôtel Beau Rivage et d'Angleterre wahrhafte Paläste,
neben denen das alte Hôtel de l'Ecu, das uns seiner
sehr prächtig dünkte, jetzt recht bescheiden aussieht. Aber
ist ein sonderbares Ding mit diesen neuen auf die Bedürf-
nisse der reichsten und verwöhntesten Reisenden eingerich-
teten Gasthöfe. Mir fällt, wenn ich in ihnen wohne,
immer ein satyrisches Gedicht von Franz von Gaudy ein.
Es war gegen eine aristokratische Dichterin gerichtet, und
hatte den Refrain:

In diesem Punkt entschuldigen Sie mich,
Da bin ich bürgerlich! sehr bürgerlich!

Ich glaube, ich bin zu bürgerlich für diese aufgesteifte
öde Pracht des Gasthofs-Luxus; denn sie können bisweilen
bei der besten Führung recht unbehaglich sein, diese Hôtels
mit den weiten Hallen, mit den kalten Marmortreppen,
mit den großen parkettirten Salons, mit all' ihren Lese-
zimmern, Speisesälen, Frühstücksälen, mit all den befrackten
und frisirten Kellnern, mit den Chefs du Bureau, mit
den Lohndienern und Portiers. Ich bewundere die Ab-
straktion der Reisenden, die in solchen allgemeinen Sälen
sich aufzuhalten lieben. Vom Morgen bis Abend habe ich
namentlich die Amerikaner in diesen Regentagen — Män-
ner wie Frauen — einzeln oder in Gruppen, in den Sälen
des Hôtels sitzen, und abwechselnd die englischen Journale
und das Journale des étrangers vom Genfersee, und ge-
legentlich das Fremdenverzeichniß des Hauses oder ihre Hand-

bücher studiren, und wohl auch mehrere einander fremde Personen an einem der Tische ihre Briefe und Tagebücher schreiben sehen. Dazu waren Thüren und Fenster offen, und es jagte ein Zugwind durch die Säle, daß man hätte glauben sollen, die Schaukelstühle, in welchen ein Theil der anwesenden jungen Männer es sich übermäßig bequem machte, würden vom Winde bewegt. Es schien jedoch den Leuten sehr wohl dabei zu sein! Das Hôtel an sich ließ auch Nichts zu wünschen übrig, und selbst über die Preise kann man sich eigentlich in all diesen Gasthöfen nicht beklägen, da ja ein Jeder seinen Antheil an dem Luxus, der in denselben entfaltet wird, mitzubezahlen hat. Die Frage ist nur, ob man dieses Luxus' bedarf, ob man an demselben Freude hat, oder ob man nicht ein mäßiges aber bequem eingerichtetes Zimmer, in welchem man nach der Unruhe eines Reisetages für sich allein sein Behagen haben kann, der Gemeinschaft mit Fremden in solchen Sälen vorzieht. In all diesen Hôtels ist in den Schlafzimmern an großen Spiegeln, an gestickten Gardinen, an Hautlisse-Decken auf den Tischen kein Mangel; aber ein bequemes Sopha, ein gehöriger Tisch und ein rechtschaffener Kleiderschrank fehlen selbst in den Zimmern für zwei Personen fast überall; und die Mehrzahl der Reisenden scheint sich willig mit dem allgemeinen Luxus für die persönliche Unbequemlichkeit abzufinden.

Ich glaube übrigens, wir erkennen es noch immer nicht deutlich und nicht lebhaft genug, welch eine Umgestaltung aller bisherigen Verhältnisse die Eisenbahnen herbeigeführt haben und noch herbeiführen werden. Als vor dreißig, vierzig Jahren durch die Saint Simonisten und Fourieristen die ersten Vorstellungen von gemeinsamen Wohnungen, von

Phalanstèren u. s. w. an das Ohr der großen Massen fl[illegible]
schreckte man vor solchen Vorschlägen zurück, und noch heute
würden Tausende von Familien es als einen Eingriff in
alle ihre heiligsten Empfindungen und Institutionen betrach-
ten, wenn man ihnen anmuthen würde, in einem Phalanster
oder in einem auf Sozialgrundsätze eingerichteten Logier-
hause zu leben. Dabei aber übersehen sie es, daß das
Grand Hôtel in Paris und die großen Hôtels aller Städte,
in denen sie kürzere oder längere Zeit zu ihrer Erholung
und höchsten Befriedigung verweilen, nichts anderes sind,
als eine Art solcher Logierhäuser, nur mit dem Unterschiede,
daß nicht die Bewohner des Hauses, sondern die Besitzer
und Unternehmer desselben dort befehlen, und daß nicht
Diejenigen, welche ihr Geld darin verzehren, sondern jene
Anderen, von welchen sie bedient und versorgt werden, den
Gewinn von dem Unternehmen ziehen.

Daß von den zahllosen reisenden Amerikanern und
Engländern, auf den von ihnen fast mit der Sicherheit
von Zugvögeln besuchten Straßen, noch keine nach Art der
Klubhäuser auf Association gegründete Reisewohnungen
errichtet worden sind, hat mich immer Wunder genommen.
Zu machen wäre die Sache sicherlich. Die Aktionaire fän-
den in Liverpool, London, Paris, Marseille und so weiter,
ihre Wohnungen und Häuslichkeiten, in denen sie wie in
den Klubhäusern als Theilnehmer eingeschrieben wären. Sie
ständen Häuser, in welchen sie durch die von ihnen ange-
stellten Beamten, nach den von ihnen im Voraus abge-
machten Taxen, je nach ihrem Kontrakte, Bedienung, Kost
und Wohnung erhielten, und in denen sie eine Gesellschaft
träfen, mit der sie ein gemeinsames Interesse hätten. Ich

zweifle auch gar nicht, daß eine solche Einrichtung früher oder später in dieser oder einer ähnlichen Form zu Stande kommen wird; denn die jetzigen Verhältnisse entsprechen dem vernünftigen Bedürfniß vieler Stände und vieler Reisenden ganz und gar nicht. In den großen Hôtels ersten Ranges, in denen ganze Fluchten von Prachtzimmern häufig für die unerwartete Ankunft irgend welcher fürstlichen oder sehr reichen Familie aufbewahrt zu werden pflegen, müssen Menschen, die es in der Fremde nur so gut wie in ihren wohlgehaltenen bürgerlichen Häusern zu haben begehren, alle jene Prachtgemächer und die großen Kandelaber bei den unabsehbaren Mittagstafeln mitbezahlen, wenn sie an dem Allen auch kein Wohlgefallen finden; und in den sogenannten Hôtels zweiten Ranges habe ich, wenn wir es ausnahmsweise einmal mit einem solchen versuchen wollten, — fast in allen Orten und fast durchweg — es nicht so reinlich und so gut gefunden, als man es für die bezahlten Preise wünschen mußte und fordern konnte. Wohl als Folge davon und als Mittelweg haben sich nun seit Jahren, in den Städten, die vorzugsweise von Reisenden besucht zu werden pflegten, die sogenannten Pensionen gebildet, und schon jetzt leben von der jährlich wachsenden Zahl der reisenden Familien ein großer Theil durch einen großen Theil des Jahres in solchen Pensionen, was nothwendig auf die Gewohnheiten und den Charakter der Einzelnen wie des Familienlebens einen großen Einfluß ausüben muß. Es bringt die Menschen ganz von selbst dahin, sich äußerlich leichter als früher unter Fremden zu bewegen, und während es gleichsam eine internationale Höflichkeit, eine lingua franca der Umgangsformen erzeugt, nöthigt es hinwiederum d

Einzelnen zu einer größern Abgeschlossenheit und zu festeren Beruhen in sich selbst. Es macht abgeschl... und schroffer zu gleicher Zeit. Denn da man sich bei f... Reiseleben mit und neben Fremden, nicht mehr in... Haus, wie in seine Feste, zurückziehen kann, kommt gerade in dieser Art von freiwillig unfreiwilliger Gese... keit sehr leicht dahin, sich in sich selber wie in seine Fest... zurück zu ziehen; und wie es unleugbar ist, daß die Ei... bahnen die Menschen und die Völker zusammenführen verschmelzen, so macht die neue, durch die Eisenbahnen umgestaltende Lebensweise, die Menschen auch wieder sel... icher, wenn sie nicht von Natur liebevoll und in der wahr... Bedeutung des Wortes gesellig sind.

In unserer Pension, die etwa aus vierundzwanzig... Personen besteht, haben wir hauptsächlich Engländer und... Amerikaner. Natürlich kommen in der Gesellschaft sehr ergö... liche Figuren und Anekdoten zum Vorschein, und ich mache... wieder einmal die Erfahrung, wie Dickens und Thackeray... die ich in der Charakterisirung ihrer Landsleute in mein... Herzen oft der Uebertreibung beschuldigt, sie wirklich nur... nach dem Leben gezeichnet haben. Dabei ist es mir sehr... merkwürdig, wie die Engländer es möglich machen, trotz der... Gleichheit ihrer konventionellen Gewohnheiten, die eine höch... lich zu schätzende Seite hat, so wunderliche Originale in sich zu erzeugen. Sieht man sie flüchtig an, so sind sie in ihrem Behaben einander äußerst ähnlich — betrachtet man sie näher, so haben Viele von ihnen ihre ganz besonderen Whims, selbst wenn sie gescheute und gebildete Menschen sind.

Meine Tischnachbarin z. B. ist eine nicht mehr ganz

welche wir ge-
meinsam einnehmen, immer eine andere Kleidung anlegt, und seit wir in der Pension sind, uns noch bei jeder Mahlzeit mit einer neuen höchst auffallenden Toilette überrascht hat. Sie ist sehr unterrichtet, besitzt vortreffliche Manieren und ist freundlich bis zur Zuvorkommenheit. Sie hat halb Europa bereist, hat in „Munic", Dresden, Wien und Stuttgart gelebt, versteht und spricht deutsch und französisch, ist in der Literatur aller Culturnationen zu Hause, und sie würde mir sehr gut gefallen, wenn — sie nicht von einer wahren Leidenschaft nach Bildung besessen wäre, und wenn — sie mich nur ruhig essen ließe. Seit sie aber erfahren hat, wer wir sind, ist's mit dem bis dahin ganz harmlosen und angenehmen Verkehr zwischen mir und ihr zu Ende. Wenn wir die Suppe essen, soll ich ihr über Schiller Auskunft geben, wenn mich meine Forelle beschäftigt, will sie meine Meinung über Thackeray und Dickens hören, wenn ich mich nach unserm Braten umsehe, sagt sie mir, daß sie sehr orthodox sei und die Rationalistik unserer Philosophen und Naturforscher nicht billige, und wenn ich still und friedlich meinen Pudding esse, versichert sie mich, daß sie auch in politischer Hinsicht nicht mit den radikalen Parteien gehe. — Ich esse unterdessen und widerspreche ihr nicht — aber damit stelle ich sie nicht zufrieden. Es ist etwas unverzagt Beharrliches in ihrem wissenschaftlichen Interesse, etwas Kriegerisches in ihren „festen Ueberzeugungen"; und heute Abend, wo sie zu dem griechischen Peplos, der ihre Hüften faltenreich umgab, eine hochländische Mütze mit einer Art von Federstutz aufgesetzt hatte, den silberne Disteln zusammenhielten, war ihr, wie es schien, eine besondere Kar

luft angekommen, denn sie erklärte mir g
wisse, ich sei sehr für die Sache der Fr
dies in meinem Sinne ganz und gar ni
zeugt, daß ich im Innern meines Herz
kanerin sei, sie aber glaube nicht an di
republikanischen Verfassung. — Das m
selber abmachen! gab ich ihr zur Antw
wahrscheinlich etwas viel Geistreicheres
Friedliches erwartet, denn sie fuhr auf,
mit den dunkeln Augen stolz auf mich
oh! selbst wenn ich mich lossagen kön
digen Traditionen der Monarchie und
ich angehöre, so dürfte ich es nicht!
es mir verbieten! — Sie hatte dabe
benes, sie schien noch um einige Zoll
lich zu sein, die Disteln und der Fel
ordentlich herausfordernd auf ihrem
war wie eine in's Englische übersetz
anzuschauen. — Wollte ich sie nicht
ihr Pathos nicht übersehen. Ich fr
Namen, was ich bis dahin nicht
nannte ihn mir. Sie nannte ihn
vollen Selbstgefühl, sie sah mich a
Widerschein ihres großen Namens
lesen, und ich weiß nicht, was sie
Verbeugung entnommmen haben
That ein alter, in der englischen
englischen Romanen viel genannte
und Schuster, Advokaten, Kaufl
toren führen ihn jetzt in Englan

auch — und doch ist sie offenbar beruhigter geworden seit sie sich mir in ihrer Herrlichkeit enthüllt hat. — Sie ist aber trotz dieser Whims eine gute, wohlerzogen und sogar geistreiche Frau.

Mir gegenüber habe ich einen bejahrten unverheirathteten Irländer mit seiner alten ebenfalls unverheiratheten Schwester. Sie mag gegen sechszig Jahre alt sein, gehört aber zu den Mädchen, die mit ihren Manieren in ihrem sechszehnten Jahre stehen geblieben sind. Alle ihre Bewegungen sind eng, kurz, verlegen. Sie kommt vorwärts, ohne daß man sieht, wie dies geschieht. Es ist als würde sie, wie ein Versatzstück aus einer Coulisse von unsichtbaren Kräften vorwärts geschoben. Ihre Züge sind klein, ihre Augen schüchtern und blau, ihre Ellenbogen kommen nie von ihren Seiten los, sie ist unberührt und ohne Jemand zu berühren durch die Welt gegangen. Ihre kleinen Löckchen sind noch gelblich blond, ihre Wangen sehen wie die eines röthlichen Winterapfels im Februar aus, ihre Kleidung ist hell und kindlich. Sie öffnet den Mund zum Sprechen kaum, sie bewegt die Lippen kaum, sie verzieht keine Miene, nur die Augen lächeln. Sie lächeln, wenn sie mit ihrem Bruder spricht, sie lächeln, wenn sie mit uns Frauen spricht, aber wenn Männer sie anreden, schlägt sie die Augen nieder. Mich hat sie alle die Tage angesehen und endlich immer mit besonderem Gruße ausgezeichnet, ich wußte nicht weshalb. Vorgestern treffe ich sie im Corridor. Sie bleibt stehen, macht wie ein Kind mir einen Knix und sagt dann ganz leise und hastig, wie Einer, der sich zwingt über sich selbst und seine Natur hinauszugehen: oh! beg your

pardon! but I have been told
– please would you not f
handwriting! I am so fond, s
autographs! — Ich stellte mi
zur Verfügung und seitdem lächelt
an. Autograph's sind übrigens
Morgen, wenn wir beim Frühstück
Menge Briefe von Autographenh
solchen, wie sie unserer jungen Rei
die ihre nächste Tischnachbarin ist,
zweigten Verkehr, und sie kauft
Sprachen, obschon sie keine, als il
kennt. Dabei kommen denn beim
bisweilen sehr ergötzliche Scenen
mir einen Brief über den Tisch,
Nasenkneifer zu mir hinüber, und
gespitzten Finger auf eine Stelle i
read that name? — Oh ja! we
is it? — Paul Heyse! — Beg
you think him famous? Sie wa
ihr versicherten, daß sie das Autog
solle, weil es von einem guten Di
früh wendete sie sich an unsere F
ein Angebot erhalten, sagte sie,
viel dafür, und ich habe den Na
auch ein Deutscher sein. — Wie
blickte in ihren Brief und buchsta
— n — i! do you know him?
nahe eine Kunst, Heine darin zu
schon dem Lachen nahe genug,

do you think, he is his twelve francs worth? —
in ein lautes Lachen ausbrechen machte. — Man k
wirklich, wenn man solche Originale betrachtet, recht
greifen, wie Thackeray darauf gekommen ist, die snob
schreiben.

Fünfter Brief.

Karl Vogt in seinem Hau

Gen

Unglück ist immer zu Etwas gut! sagt
wort und denkt dabei in der Regel an
glück. Diesmal hat aber fremdes Miß
guter Wille demselben abzuhelfen, uns
schaft geführt, der wir schon die schön
danken, und die wir ohne das, weil wi
Genf zu verweilen gedacht hatten, vielle
säumt haben würden, so wünschenswerth

Unser holländischer Reisegefährte
serer Ankunft in Genf wieder recht ernst
Er konnte das Zimmer und das Bett
stand doch an, einen Arzt zu rufen,
durch den Gasthofsbesitzer schlecht bera
gefallen war. Ganz dasselbe oder de
ihm auch hier begegnen, und nach
überlegt hatten, wie hier zu helfen se
schneller Entschluß von Nöthen war
u Karl Vogt zu fahren und ihn fü
Mann um die nöthige Auskunft zu

Wir kannten Professor Vogt
ich hatte ihn allerdings im Jahre a
nd vierzig im Parlamente zu Frankf
nd schnellen Schrittes, mit dem en
ugend, auf die Tribüne gestürm

den Augen und beredter Lippe die feurigen Worte se
Zornes seinen Gegnern in das Angesicht zu schleu
aber gesprochen hatte ich ihn nie. Als wir in Genf
Kutscher, der uns zu ihm führen sollte, die Weisung ga
Pleinpalais, Chemin Dacet, fügte er ohne Weit
„No. 498 chez Mr. Vogt“ hinzu, und es blieb uns ü
lassen, uns daraus selber unsern Schluß zu ziehen.

Pleinpalais ist, wie ich neulich geschrieben, einer
neu bebauten Theile von Genf. Wir fuhren die Ru
la Corraterie entlang, an dem botanischen Garten,
Theater, dem Batiment électorale vorüber, die Rue
Carouge entlang, die von zehn zu zehn Minuten von
Omnibus der Pferdeeisenbahn durchfahren wird, we
die Vorstadt oder die Gemeinde Carouge mit Genf
bindet, und bogen dann zur Rechten in eine kleine Str
ein, an deren Ende der Kutscher vor einem Stacketenza
anhielt. Ein alter schöner Nußbaum wölbte seine Zwe
über den kleinen Hofraum, der nach der Straße hin d
Vogt'sche Haus umgiebt. Ein großer Hund sprang u
als wir klingelten bellend entgegen, ein Knabe von ze
eilf Jahren öffnete die Gitterthüre. Als wir nach de
Professor fragten, sagte der Knabe, sein Deutsch mit schw
zerischem Klange sprechend: „sie sind Alle nicht zu Hau
sie sind schon zu Mittag weg, ich bin zur Strafe zu Ha
gelassen!“ Das kam so grundehrlich und dabei so trau
heraus, daß wir uns erkundigten, was er denn verbroch
habe? — „Ach, gar Nichts!“ meinte er, und er sah da
wirklich wie die gekränkte Unschuld aus. Wir mußten her
lich über ihn lachen. Das war wieder einmal ein deutsch
Kind, und wir hatten seit Jahr und Tag kein solches

uns gehabt. Indeß trotz sein
war der kleine Mann doch
was denn an Papa zu best
den vorliegenden Fall einen
nommen hatten, erbot der
geben „wann sie nach Hause
Noch an demselben Abende
fessor Vogt einen schriftlichen
mit der Empfehlung des Dr. Weid
Nr. 4, dessen Berathung unserem
uns selber von dem größten Nutze
den ich eigens hinweise, weil die
Arztes oft ein Segen und eine Ret
ist. Am andern Nachmittage hatte
die Güte, uns selber mit seiner Fr
ändert fand ich Vogt natürlich, der
ein schön Stück Zeit. Er ist star
prachtvoller Kopf, seine Raschheit u
Lebendigkeit sind noch dieselben gebl
Jahren. Vogt's Kopf hat, wie er
entwickelt hat, eine große Aehnlichkeit m
bildung. Die gewaltige breite Stir
Haar, die gradlinige kurze Nase, die
das mächtige Kinn, mit dem energisch
das der Stirne ein schönes Gegengewi
Bildhauer zu einem guten Anhalte
dienen, und wenn Vogt im Sprech
weichender Meinung veranlaßt wird,
Augen in solcher Leidenschaft, daß er

antiken Vorbilde ähnlich wird, und man das quos e
auf seinen Lippen schweben zu sehen meint.

Zu so lebhaften Erörterungen aber kam es bei jen
ersten Begegnen natürlich nicht. Was uns aber gleich auff
war die Meisterschaft, mit welcher Vogt überhaupt sprid
und, ich möchte sagen, die fröhliche Kunst, mit welch
er sein beredtes Wort jedem Bedürfniß seines raschen u
hellen Geistes dienstbar zu machen weiß. Ich glaube, i
habe nie einen Menschen anscheinend sorgloser, und n
Jemand sprechen hören, der seine Gedanken beständig
scharf und schlagend ausdrückt, und der nebenher eine
große gestaltende Kraft in der Schilderung von Ereignisse
und von Personen hat.

Gleich am ersten Tage, an welchem Professor Vog
uns in unserer Pension am Quai Montblanc 8 besuchte
fragte er, ob wir Alexander Herzen kennten? — Wir ver
neinten das. — Oh! meinte Vogt, die Bekanntschaft kan
hier leicht vermittelt werden; Herzen wohnt im nächste
Hause, Mauer an Mauer mit Ihnen. Ich will nachhe
zu ihm hinaufgehen, ihm sagen, daß Sie am Abende zu
uns kommen und ihn gleichfalls dazu auffordern.

Das war uns eine angenehme Aussicht; denn seit acht-
zehnhundert und fünfzig, wo wir Herzen's „Vom andern
Ufer" zuerst gelesen, hatten wir uns kaum eine Arbeit die-
ses reichen und eigenthümlichen Geistes entgehen lassen und
namentlich hatten seine Memoiren, in denen der Entwick-
lungsgang des jungen Rußland sich neben dem Lebenswege
Herzen's so deutlich darstellt, uns durch ihre ungewöhnliche
Kraft in der Darstellung von Charakteren und Zuständen,
bei oft wiederholtem Lesen, immer auf das Neue gefesselt.

Wir fuhren denn gegen den Abend
palais hinaus, und es lag bald wieder
thor mit seinem großen Nußbaum u
Hause dahinter. Das schöne, rührend
von seinem geliebten Gartenhause a
jenes: „Uebermüthig sieht's nicht aus
diesem Besitze sagen. Es ist ein ga
in einem kleinen Garten, hinter welch
schen die schnellen Wasser der Arve h
Platz in dem Hause und in dem Gar
Alles darin ist belebt von jenem Si
dung, die Nichts besitzen mag, was
nießt. Das Wohnzimmer zu ebner E
nach dem Garten hinausgeht und des
üppigen Laubdache mild verschattet s
neben, an deren Tische für Freunde
ist, die mit Büchern umgebene klein
anstoßende Vorsaal, in den ein n
Zweige durch die Fenster hineingedrä
mach von innen über und über mit
ziert ist, das ist Alles nicht prächtig,
hübsch und entspricht dem Bedürfniß
vollkommen und in schöner Weise; u
daß das Wesen eines Menschen un
untrüglicher Sicherheit in der Woh
sie sich geschaffen haben, fand hier
stätigung. Man muß die Wohnu
die reiche Unkultur ihre Bildungs
Tapeten, in kostbaren Spiegeln u
Tapezier ohne alle Selbstbestimmu

läßt, um das persönliche Eigene in der Einrichtung ein
Hauses nach Gebühr zu würdigen. Ich kenne in Berl
Wohnungen, in denen die Pracht Nichts zu wünschen übr
läßt, in denen aber keinem Menschen wohl wird, sell
Denen nicht, für die sie hergerichtet worden sind; und wei
ich mitunter in einem dieser Säle saß, die Besitzer erwa
tend, die sich vor ihrem eigenen Luxus in irgend ein en
legenes Stübchen des Hauses zurückgezogen hatten, sind s
mir bei ihrem Eintreten in ihre eigenen Räume, in der
selben so unheimlich, so ohne wirklichen Zusammenhang m
ihnen vorgekommen, daß ich oft kaum die Einladung unte
drücken konnte: Platz zu nehmen und es sich bequem z
machen.

In Vogt's kleinem Hause ist Alles sein eigen: selbs
die hübschen landschaftlichen Bilder, mit denen die Wänd
des kleinen Empfangsaales und der übrigen Stuben fa
ganz bedeckt sind. Vogt hat die Bilder mit wenigen Aus-
nahmen Alle selbst, und großen Theils nach der Natu
gemalt. Da ihm seine ungewöhnlich scharfe Beobachtungs-
gabe auch hier zu statten kam, hat er, nachdem er das
Technische der Oelmalerei erst überwunden hatte, wirklich
sehr hübsche Bilder gemacht, die für ihn und die Seinen
noch den doppelten Reiz persönlicher Erinnerungen besitzen,
und deren Motive er auf seinen Reisen von Island bis
tief hinab in den Süden gesammelt hat.

Wie er auf diese Weise seine Reiseeindrücke beständig
in Bildern vor sich und gegenwärtig hat, so hat Vogt auch
in einer wundervollen Weise sein ganzes Wissen und Er-
lebeü in jedem Augenblicke frisch und lebendig zur Hand,
und die sorglose Freigebigkeit, mit welcher er aus der Fülle

seines geistigen Besitzes dem Ga[ste] ... bietet,
genehm glauben kann, ist grade Zu[...] ... bezaub
sich nicht anspruchsloser geben, als[...] ... Vogt
habe nicht viele Menschen von feiner Be
die bei großer Selbstbestimmtheit ... sich
achtsam gegen fremde Meinungen ... versch
Hang zur Satyre — und dieser ist leicht
weder Andere noch sich selbst — hat
wie denn des Hausherrn frischer Sinn
Hause und über den vier prächtigen Ki
und einem lieblichen Mädchen, wie ein
leuchtet.

Ein paar Stunden gingen uns
kluge dahin, und jedes machte uns
Frau Vogt ist eine Schweizerin aus
bei einer einfachen Erziehung in gan
keit erwachsen. Da sie aber einen
hat, und eben so freien Sinnes als
zeigt sich es an ihr in einer höchst er
aus einer reichen, graden, durch keine
urtheile angetasteten Natur, sich entfo
Bildung an sie heran kommt. Gesun
dabei anscheinend einfachere Urtheile
habe ich selten gehört; und wie den
licher Wille zwischen den Menschen
bauen, über die es sich gut zusamm
uns jetzt, wo wir doch erst seit wen
lieben Menschen verkehren, als hätt
nur aus unsern Arbeiten gekannt,
seit Jahren und Jahren zusammen

Herzen kam erst spät am Abende. Er mag ein star[ker]
Fünfziger sein, und auf den ersten Blick erkennt man [in]
ihm den Russen. Er ist groß, breitbrüstig, und sein [von]
Natur kräftiges und offenes Gesicht trägt die Spuren viel[en]
Denkens und vielen Erlebens. Er spricht das Deuts[che]
geläufig, wenn schon mit russischem Accent, und wenn [er]
lebhaft wird, mit jenem raschen Uebergehen aus einer Stimm-
lage in die andere, das mir an vielen Russen aufgefalle[n]
ist. Da wir aus Italien kamen, wendete sich die Unter-
haltung natürlich auf die römischen und italienischen Zu-
stände, von diesen auf die Folgen des letzten deutschen
Krieges, und auch hier wieder standen wir, wie vor dem
Jahre in Stuttgart, mit unserer Ansicht, daß die Vergröße-
rung Preußens und die Verminderung der Kleinstaaterei
ein Vortheil für die Entwicklung Deuschlands und Europa's
sei, wieder einmal allein. Ueber das Ziel unserer Wünsche
waren wir hier wie dort natürlich einig, aber über den
Weg dazu hielt es schwer, sich zu verständigen, und das
ist im Grunde zu erklären. Wer lange außerhalb Deutsch-
lands gelebt, oder wer in Deutschland meist auf demselben
Flecke gelebt hatte, konnte es nicht empfinden, wie verengend
und verwirrend die Kleinstaaterei auf die Geister gewirkt
hatte. Der ganze deutsche Geist war in's „Reden" auf-
gegangen. An allen Ecken sprach man von der deutschen
Einheit, schrie man nach ihr, aber es lief damit auf das
Problem weiland Königs Friedrich Wilhelms des IV. hinaus,
der seinem Volke Freiheiten gewähren wollte, ohne das Ge-
ringste von den Rechten der Krone aufzugeben; und der
Charakter eines Volkes ist wie der eines jeden Menschen
immer in Gefahr sich zu verschlechtern und zu Grunde zu

gehen, wenn es sich gewöhnt, sich
auf Prahlereien und Einbildungen
Versäumniß des wahren Thun's zu
eine Gewaltthat, aber doch immer e
aus seiner Phrasenseligkeit aufgerüttel
des Volkes, sich das, was im Intere
schehen ist, zum Besten des Volkes
Dazu ist die Möglichkeit vorhanden,
legenheit ergreift; ganz abgesehen d
König eines deutschen Landes selbst
Deutschland noch nicht dagewesene
wie man über die Dynastien, die f
Besten nicht mehr entsprechend zeigen,
— zur Tagesordnung übergeht.

Wir vergessen es immer, daß all'
der „neuen Zeit", die wir dem Mittela
ein Selbstbetrug ist, und daß wir noch
griffen des Mittelalters stecken. So
Monarchien leben, in denen nicht die
an der Spitze dieser Monarchien stehenden
über Krieg und Frieden, über Wohl un
so lange sind wir, trotz aller Kammerdeb
berathungen Hörige. Unsere Männer,
gehören noch mit Leib und Leben den K
nien, von Preußen und Italien, den Kais
Rußland und Frankreich. So lange die
darüber bestimmen, ob sie sich zur Schlacht
wollen, so lange sind sie vor der Vernunf
nicht das Recht, Geld zu bewilligen oder
sondern das Recht, den Krieg zu verhinde

statten, ist die wahre Bedingung der Selbstbestimmun
und der Freiheit eines Volkes. Ob an der Spitze ein
solchen ein wählbarer Präsident oder ein erblicher Köni
steht, ist für die Wohlfahrt des Landes fast nebensächlic
wenn Beide nicht mehr „Kriegsherrn“ sind. Das Wo
an sich ist so bezeichnend, daß die Fürsten eigentlich v
der Verantwortlichkeit zurückschrecken müßten, welche dies
Titel und diese Machtvollkommenheit ihnen auferlegen.

Man sprach auch vor dem letzten deutschen Kriege i
Berlin ganz allgemein davon, wie der König lange ang
standen habe, den Befehl zum Anfang dieses Kampfes z
geben, während andrerseits zum erstenmale fast von alle
großen Städten des Landes Deputationen an den Köni
abgesendet worden sind, welche die Abneigung des Volke
gegen den Krieg und den Wunsch aussprechen sollten, da
er vermieden werden möge. Also von der einen Seit
Scheu vor der Verantwortung, von der andern die Er
kenntniß des Rechtes der Selbstbestimmung — daran mu
man sich halten, wie an den ersten grünen Schimmer
der auf den bearbeiteten Feldern das Aufgehen und Em
porkommen der Saaten und damit die Hoffnung auf di
Ernte verspricht Es kann noch viel Schnee und Sturm
und Regen über diese Saaten hingehen — ausbleiben
wird die Ernte nicht — und selbst der Friedenskongreß
zu dem man in den Zeitungen die Anregung gegeben hat
und der hier in Genf im Anfang des August abgehalten
werden soll, ist ein Frühlingsbote dieser menschenwürdige-
ren Zukunft.

Es war schon spät, als wir Abends, in Herzens Ge-
sellschaft den Weg von Pleinpalais nach unserm Quai

Montblanc zurücklegten. Das Wetter w
der Mondschein sehr hell. Auf der Rue
war es noch lebendig, junge Leute gingen
und nieder. Unter den Bäumen an de
saßen Männer und Frauen behaglich plan
als wären sie in ihrem Garten — und
auf ihrem eigenen Grund und Boden, a
dessen Herr sie sind. Mich dünkt bei un
den Menschen auf der Straße und im Th
wo sie außer ihrem Hause verweilen, imm
Stadt und die Straßen und der Thiergarte
gehören, daß sie immer daran denken, wie s
nicht sind. Die Luft macht eigen! sagt das
Wort mit Recht. In den alten Monarchie
Luft, die er in dem Lande athmet, den M
sächlich dem Herrn des Landes eigen; aber w
Luft der Freiheit athmet, macht sie dem M
Land zu eigen, dessen Bürger er ist; und w
Herzens ich auch von Italien und namentlich
geschieden bin, das eine kann ich nicht verkennen,
fängt mich eine andre Luft!" —

Das schöne heitre Gemeinwesen, die rein
erleuchteten Straßen, die muntern wohlgekleideten
das bürgerliche, freie Hinleben in der kühlen schönen
nacht, hatten etwas sehr Anmuthendes — und
wenn wir der engen und finstern und schmutzigen
von Rom gedachten, die unablässig von Gensd'arme
gegen und überwacht, doch unsicher und unheimlich
Auf der kleinen Brücke, die über den Rhone führt,
wir stehen. Das Mondlicht flatterte über die wil

unterschießenden Wasser hin, die es mit sich fortzutrage
schienen. Die Wasser schäumten und rauschten, daß ma
einander kaum verstehen konnte, und wir sprachen au
bald nicht mehr. Die tosende, nie rastende Bewegung d
Wellen, das Hinströmem des Lichtes, und die tiefe Dunke
heit der wellenden Fluth, sobald eine Wolke den Mon
verhüllte, hatten etwas Sinnbethörendes, Herzbestrickende
Auch unser Gefährte mochte das empfinden. Er neigt
sich mit seinem mächtigen Oberkörper weit über die Brüstun
der Brücke hinaus, und den Kopf zu uns wendend, desse
langes Haar der aufgestiegene Nachtwind durchwehte
sagte er: hier muß man nicht stehen in einsamer Nach
wenn man nicht seinen rechten Boden auf der Erde ha
und wenn der Kopf nicht klar und das Herz nicht ruhi
ist, es ist wie eine magnetische Gewalt — so tief — s
geheimnißvoll — und so voll Leben und Bewegung. Ma
kann's hier verstehen, das Göthe'sche: halb zog sie ihn, hal
sank er hin — und ward nicht mehr gesehn!

Wir konnten uns kaum von der Stelle losreißen! —
Es war spät, recht spät, als wir nach Hause kamen.

Sechster Brief.

Schloß Ferney

Ge

Das Wetter war nach mehreren trüber
mal hell und so schön, daß wir es zu
am Mittage durch die liebliche, wohlge
Ferney hinausfuhren, das Voltaire zwa
und eigentlich geschaffen hat. Ehe er F
er auf der andern Seite des Sees die S
zu eigen gehabt, die jetzt einem Herr
des bekannten James Fazy gehört.

Voltaire kaufte das Schloß vor
siebzehnhundertachtundfünfzig und wo
fünften Februar von siebzehnhunderta
nach Paris ging. Indeß es war ihm
Leben mehr gegönnt. Er starb schon
in dem Hause des Herrn von Ville
Nr. 1. — Ich setzte die Notiz hieh
einem eben erschienenen Werke „Vol
funden haben, und nebenher, weil u
über den Tod Voltaires einfiel, den
weder in dem Feuilleton des Observ
in dem Giornale di Roma gefunden
Entstellung der Thatsachen, wie an
des Ausdrucks wirklich das Glaub

jedes gebildete Gefühl beleidigende Darstellung dieser Sterbestunden eines großen Dichters und eines sehr universalen Geistes, sollte der Bevölkerung Rom's es zu Gemüth führen, wie ein Ketzer stirbt, und wie — ja ich muß den Ausdruck brauchen — der größte Geist in seiner Todesstunde unter das Thier hinabsinkt, wenn ihm der rechte Glaube, der Glaube an die alleinseligmachende Kraft der christkatholischen Kirche fehlt. — Es kam uns ein Schauder an, als wir an jenem Tage in Rom uns sagten, auf welchem Boden wir dort ständen, und in den Händen welcher Gewalt man sich im Kirchenstaat befindet — und unwillkürlich mußten wir heute jener Schmähschrift gedenken, als wir durch den freundlichen durch Voltaire berühmt gewordenen Flecken fuhren.

Mit der außerordentlichen Lebhaftigkeit und Thätigkeit, die ihm eigen waren, muß Voltaire eine große Kenntniß der Geschäfte und Lust an ihnen verbunden haben, denn das Schaffen auf praktischem Gebiete ist ihm besser gelungen, als unsern beiden Dichtern, als Göthe und Wieland, die es im vorigen Jahrhunderte auch mit dem Landbesitz und der Landwirthschaft versuchten. Aber Göthe hatte mit Roßla und Wieland mit Osmanstädt nur Noth und Sorge, so daß sie endlich Beide froh waren, sich aus den Verwicklungen herausziehen zu können, während Voltaire sein Ferney zu einem blühenden Orte erhob und in vortrefflichem Zustande hinterließ.

Eine gerade mit Bäumen bepflanzte Straße führt durch das ganze kleine Ferney bis zu dem Schlosse hin. Als Voltaire die Besitzung kaufte, war Ferney nur ein Dorf, das unregelmäßig angelegt, ein altes von vier Thürmen

flankirtes Schloß umgab. Indeß
änderungen gleich im Sinne einer
an. Er legte die Landstraße an,
und wendete über eine halbe Mil
vierundneunzig, mehr oder weniger
wohlgebaute wohnliche Häuser anzu
Arbeiter, namentlich Uhrmacher d
sorgfältige Kultur des Weinbaues,
Ende des Städtchens, wo dieses an
angrenzt, die kleine, freundliche, hübsch
feines Portal und deren zierlich zuge
den ihn umgebenden jetzt sehr mä
guten Anblick gewähren. Die Ins
Kirche gab — ist allerdings sehr
Voltaire stand über dem Portale d
es wehte in diesen das Dasein ei
allerdings anerkennenden Worten, d
folgenden Zeiten, in denen man in
Gottes durch Volksbeschlüsse läugne
das Volksbewußte und die Staats
und erheischten.

Das Chateau de Ferney blieb
von seinen vier Thürmen flankirt.
derselben noch ein Ansatz an dem
bauten Schlosse übrig, das außer
ein Stockwerk hat. Die Hauptfron
Westen gelegen und neun Fenster l
fünf Fenster. Ein wohlgepflegter G
Bäumen, mit schönen Grasplätzen,
vor dem Hause aus, und schließt

jener ganz von Laub überwölbten Bogengänge ab, die im vorigen Jahrhundert allgemein beliebt und üblich waren und die selbst in der größten Mittagshitze kühl und schattig sind. Nur hier und da gestattet der Laubengang einen Durchblick auf die Gegend — aber auf welche Gegend! An der Mittagsseite des Schlosses und des Gartens, unterhalb des Laubgangs, fällt das Terrain plötzlich ziemlich tief und jäh hinab. Diese natürliche Senkung hat man zur Anlage von Terrassen und von Weinbergen benutzt. Eine Treppe führt von dem Garten zwischen Weinbergen nach den Feldern hernieder, so daß die Anlagen, wie bei den englischen Parks sich allmählich in das Freie verlieren und mit der Gegend in natürlichem Zusammenhange bleiben.

Trotz der vielen Umgestaltungen, welche das Schlößchen erlitten hat, ist man darauf bedacht gewesen, Voltaire's Salon und Schlafzimmer wenigstens räumlich in der Gestalt zu erhalten, in denen er sie bewohnt hat, und sie zeugen für die mäßigen und verständigen Ansprüche, welche man damals an eine Wohnung selbst in einem Schlosse machte, da Voltaire ein reicher Mann war und in diesem Schlosse, das auf eine große Geselligkeit eingerichtet war, eine so ausgedehnte Gastfreiheit übte, daß er selber sich l'aubergiste de l'Europe zu nennen pflegte. Sein Hausstand umfaßte mit seinen Arbeitern und Gästen in der Regel dreißig Personen, und er hatte für seine Wirthschaft und seinen persönlichen Gebrauch zwölf Pferde in seinen Ställen. Dafür erscheint der Aufwand von zehntausend Livres, etwa dritthalb tausend Thalern, den jenes Werk über Voltaire und Ferney, als Voltaire's durchschnittlichen Verbrauch für seinen Haushalt angiebt, sehr gering, selbst

wenn man in Anschlag bringt, u
seine Wirthschaft hineinwächst; u
des muß also danach in jener
oder die Ansprüche an das Leben
reichen, denen Voltaire angehörte,
sein, als jetzt. Es wird aber
gewesen sein.

Der Empfangsaal ist nur t
Erde, so daß er zugleich das Ga
nur vierzehn Schritte tief und
bei einer Höhe von vielleicht zeh
alte Tapezierung oder die Möb
nutzte, noch erhalten worden sin
ganzer Besitz ging als Erbe a
Dénis über, der er, außer Fe
sechsmalhunderttausend Franken u
tausend Franken hinterließ, was sie
ein Jahr nach ihres Onkels Tode, d
ihm so werthe Ferney an einen He
malhundertfünfzigtausend Franken
Villette, den keine Pietäts-Rücksic
knüpften, verkaufte sofort einen
und selbst der größte Theil von V
damals gegen beträchtliche Summ
zahllosen Verehrer gewandert se
Herr von Villette, entweder un
zu versöhnen oder um die Besuc
schädigen, in dem kleinen Salo
Töpferwaare ein sogenanntes M
noch heute steht, und halb wie ei

Ansatz zu einem verunglückten Kachelofen aussieht. Eine Todtenurne und ein Relief, die Beide gar nicht zopfiger gedacht werden können, haben die Inschrift: Son esprit est partout, son coeur est ici! — und darüber stehen, wie wenn der Anstifter dieses abgeschmackten Denkmals sich vor den Besuchern von Ferney, als von seinem Gewissen und von Voltaire freigesprochen habe darstellen wollen, die Worte zu lesen: „Mes manes sont consolés puisque mon coeur est aumilieu de vous!“

An den Saal stößt das sehr kleine Schlafgemach. Dem Bette gegenüber hängt ein großes, banales Portrait der Kaiserin Katharina, über dem Bette ein Bild Le Cain's, des Schauspielers, dessen Kunst Voltaire die Darstellung seiner Werke anvertraute. Das interessanteste Bild in dem Zimmer ist jedoch ein Aquarell-Portrait von Voltaire selbst. Ob dies ächt ist, haben wir nicht ermitteln können. Wir haben vergebens nach einem Namenszuge oder nach einer Jahreszahl auf dem Bilde gesucht — aber selbst wenn es nur eine Schöpfung der Phantasie sein sollte, würde es bedeutend sein — so bedeutend, wie Adolf Menzel's Portrait des jugendlichen Königs Friedrich des zweiten von Preußen, in der bekannten Tafelrunde zu Potsdam.

Ich erinnere mich nicht, jemals ein Jugendbild von Voltaire gesehen zu haben, ja kaum Eines, das ihn nicht über die Höhe des Mannesalters hinaus darstellte, und doch ist es ganz unmöglich, daß Jemand in seiner Jugend schon die durchgearbeiteten Züge des Alters gehabt, oder daß irgend einem Kopfe, selbst bei der schärfsten Anlage seiner Formen, von jeher die Weiche und Glätte junger Jahre

— 6

gefehlt haben sollte. Ist di
Ferney erfunden — und ma
es kaum anzunehmen ist, daß
schätzbares Portrait werde ha
käufers übergehen lassen —
der es gemacht hat, ein geistr
Bild, ein Oval von etwa zu
entsprechender Breite, ist ein K
im Alter von vielleicht dreißig
eines rasch fortschreitenden M
bleibt und sich umwendet. T
Kopf sehr lebendig und frisch
geistreichen, dunkeln Augen, di
die ganze Unregelmäßigkeit de
der Mitte eingebogene, nach
Nase, der große aber scharf
satyrischen Lächeln, geben dem
nellster Wahrheit. So kann,
Jahren ausgesehen haben, so
dagestanden haben; denn mit
lebhaftem Muthe, unternimm
der Unterdrückten; und schließ
genauen Physiognomen kaum f
Kopfe eines Menschen sein Juge
habe mich heute am Nachmitt
vergebens um eine Photographie
umgesehen, das, wie gesagt, se
es nicht wahr ist.

Wir fragten den uns heru
bereitwilligen Diener, ob das

auf welchem Voltaire seine Stücke aufführen lassen, und in denen er bisweilen selber mit Le Cain und Mademoiselle Clairon mitgespielt hat. Der Diener verneinte es. Ob es wirklich zerstört worden ist, oder ob der verdrießliche Mensch nur nicht Lust hatte, uns länger Rede zu stehen, möchte ich nicht entscheiden; und doch muß dies Fremdenführer=Amt im Schlosse von Ferney ihm eine hübsche Einnahme bringen, da z. B. mit uns zugleich und nach uns noch mehrere Familien seine Dienste in Anspruch nahmen.

Gegenwärtig gehört Ferney einem französischen Juwelenhändler, der einen Theil des Sommers in dem Schlosse zubringt; und es ist wirklich einer der lieblichsten Landsitze, die man sich denken kann. Schloß und Garten groß genug, sich frei darin zu bewegen, und doch nicht über das Bedürfniß der Familiengeselligkeit und der Behaglichkeit hinaus. Wir konnten uns recht das Leben vorstellen, das hier zu den Zeiten Voltaire's geführt worden war, und wanderten lange in dem Laubenwege auf und nieder, in dem, wie die Sage geht, Voltaire, während er langsam umherging, seinem Sekretair zu diktiren geliebt hat. Das Licht stahl sich nur durch die kleinen Ausschnitte hinein, die man gegen Süden in der Laubwand angebracht hatte. Zahllose Vögel sangen in den dichten Hecken, flogen zutraulich und sicher an uns vorüber, und setzten sich gelegentlich auf den Bänken, unseren Händen greifbar, neben uns nieder.

Während unser holländischer Hauptmann, der ein sehr geschickter Zeichner ist, sich draußen die Kirche skizzirte, saßen wir auf den obersten Stufen der Treppe, die aus

dem Garten in die Weinh
an dem schönen Mittage
Die Weinberge waren in
unten reiften der Ernte
licher Gluth über allen
zu beiden Seiten der
und dankbar aus, daß
herbei geflogen kamen
in den andern hinab.
straße fuhr hier und
beladen zwischen die
Rundschau, welche man
Auge Nichts als sorgfältigst
reihen. Drüben schloß
den Blick, aber so weit
auch die Dörfer und die
einzelnen Vorrathshäuser
anderen Berge weit überr
schein die mit ihrem ewi
des Montblanc, als ob si
aus dem tiefen leuchtende
herüber. — Zu uns!

eben so gesagt — Wie viel
wir kurzlebenden Menschen
Bedeutung nicht zu entschl
eigentlich gar nicht entbehre
allem Thun und die Freu
Und sie sind doch Alle hin
die mit ihm gelebt, und al

hierher gekommen sind, sich seiner zu erinnern. Als ich vor zwanzig Jahren hier war, dachte ich nicht daran — jetzt fällt es mir ein. Man muß jung sein, um an die Vergangenheit zu denken, ohne die Vergänglichkeit als einen Schmerz zu empfinden.

Siebenter Bri

Die Genfer und die Uhre

Genf ist einer der Orte, in denen
Anfangs nur auf einen kurzen Aufe
sich wie in Heidelberg, in Dresden
völlig niederlassen, und seine Lage
machen es auch zu einem dauernde
net, wenn man auf das Klima ni
hat. Denn das Klima von Genf
Es ist, wie man sagt, im Hochsom
Bise, einem heftigen und im Win
gesetzt, von dem wir selbst in dies
der warmen Jahreszeit, eine starke
Der Wind war heftig wie am Mee
vollkommen überschwemmt, der Quai
Ende nach der Stadt hin, unter
schlugen hoch herunterstürzend von i
lautem Schalle gegen das Ufer, u
flachbodigen, mit schweren Steinblöc
wurden im Hafen vor Paquis von
worfen, daß man Respekt vor dem
Wasser des Leman bekam. Die T
Fahrten ganz eingestellt. Sie lagen
steinen am Jardin Anglais vor An
das sich hinausgewagt hatte und mit

ssener Pfeil eine Strecke hingeflogen war, suchte bald
, in einer der Buchten am gegenüberliegenden Ufer
Zuflucht. — Und doch versichert man uns, daß der
ge Wind, gegen die Stürme des Winters, gegen die
liche Bise noire noch gar Nichts sei, und daß die
des Genfer Sees selbst die berüchtigten Rheinnebel
überträfen.

Diese klimatischen Uebelstände abgerechnet, fühlen die
den sich aber in Genf sehr wohl. Freilich vermissen
eutschen den Zusammenhang mit der Litteratur ihres
landes, von der in den Buchhandlungen wenig, in
Leihbibliotheken noch weniger zu finden, und wovon
in die Auswahl gewissermaßen eine zufällige ist. Mit
ösischen und englischen Büchern ist man aber um so
versehen, und im Ganzen ist die Zahl der Deutschen,
ch hier ohne einen bestimmten Beruf aufhalten, auch
gering. Es sind immer viel Ungarn, sehr viel Russen,
e Franzosen und eine kommende und gehende Ge
von Engländern und Amerikanern hier, für we
einen Mittel- und Stationspunkt zwischen Engl
kreich, Italien und Deutschland bildet, zu welchem
wie eigens geschaffen ist.

Den Genfer bezeichnen diejenigen, welche ihn ken
rnen Gelegenheit hatten, als eine glückliche Misch
verschiedensten Eigenschaften, und ein Wunder wä
, wenn in einem Orte, der so wechselnder Beherrs
worfen gewesen ist wie Genf, sich durch die Mis
Racen ein eigenartiger Volksstamm herangebildet
Genfer soll französischen Leichtsinn mit deutscher
gkeit und italienischer Lebhaftigkeit verbinden; vor

jedoch nennt man ihn erwerbslustig, 1
im Zusammenhalten des Erworbenen
sichtig und verschlagen, wo es seinen
man in Italien sagt, „Zwei Juden ge
chen!" — so hat man in der Schw
„drei Juden gehen auf einen Genfer!
ich von unserm Freunde das ebenfalls
tum: si un Genèvois saute par la f
lui, il-y-aura quelquechose à gagner
zum Fenster springt, springen Sie ihm
dabei Etwas zu verdienen.") — Man
der Masse Phantasie und Poesie abspr
Frau von Staël und Rudolph Töpfe
Genfer gewesen, und ich habe eben je
Pension in den Töpfer'schen Novell
en Zigzag, der Voyage autour de
blättert, und dieselbe geistreiche Anmu
satyrische Laune darin wiedergefunden,
zehn Jahren, wo ich sie zuerst bei u
Bacheracht kennen lernte. Daß der
im Umgang habe, sich ungewöhnlic
ein scherzendes Wort schnell mit ein
zur Hand sei, das haben selbst wir
wenn wir bei unserm Hin- und He
und vor den Thoren mit Handwerk
gesprochen haben, und diese Cultur
lich, wenn man bedenkt, daß es se
Schulen gehabt hat und sich in seine
fassung von jeher zur Selbstregier
mung und damit zum Selbstgefühl

Gestern ging ich gegen den Abend hin, nachdem
den ganzen Tag schwül und regnig gewesen war, ohne B
gleitung, noch ein Wenig aus, um Luft zu schöpfen, un
hielt mich diesmal in den am rechten Ufer des Se
aufsteigenden Straßen des alten Genf. Dabei suchte i
einen Buchbinder, und da ich einen solchen nicht gle
finden konnte, wendete ich mich an einen Knaben u
fragte ihn um Auskunft. Es war ein Bursche von et
fünfzehn Jahren, der Kleidung nach ein Handwerkslehrli
Er trug ein mäßiges Pack unter dem Arme, und schi
sich auf meine Frage sofort an, mich zu einem Buchbin
hinzuführen. Während wir gingen, bemerkte ich, daß er
ein paar mal mit der Hand nach der Wang
Sie Zahnweh? fragte ich. Oh oui Madam
Antwort, et ces malheureuses douleurs ne
jour ni nuit! — Ich stand darauf an, ihn weiter mit
nehmen: mais pourquoi donc Madame! ça ne
m'empêcher de Vous être agréable! sagte e
freundlich, und Miene, Ton und Ausdruck
bei dieser liebenswürdigen Antwort in vollkomm
klang. Diese guten gebildeten Formen und solche G
fälligkeiten kommen uns hier aber überall entgegen,
wir mit den arbeitenden Ständen zusammen treffen.

Unter den Arbeitern sollen die Uhrmacher die geb
detsten und tüchtigsten sein und gleichsam eine Aristokra
der Arbeiter bilden, in welcher die arbeitenden Frauen e
große Stelle einnehmen; wie denn überhaupt in G
Erwerbthätigkeit der Frauen sehr bedeutend sein soll.
Ganzen sind etwa dreitausend Arbeiter und Arbeite
in der Uhrenfabrikation beschäftigt, und es werden j

er Hunderttausend Uhren in Genf verfer-
ßig Uhrmacher und siebenzig Juweliere
s Jahr ein für diese Fabrikation, un
und brauch sollen in guten Jahren fünf u
d Unzen Gold, für fünftausend Mark Sil
llion Franken Edelsteine, für die Uhre
wet werden. Ein Komité von Werkme
ndikus an seiner Spitze hat, ist von
n eingesetzt, die Aechtheit und Güte de
Solidität der Arbeit zu prüfen, und
n, wird in Genf nur achtzehnkarätiges
den Preis der Goldarbeiten gegen an
er man auch weit stärker legirtes Gold
in Rom beträchtlich erhöht. Zufällig
ersten Beamten der berühmtesten
ses Patek, Philipp et Comp. kennen
n eine Taschenuhr im Werthe von dr
en, die für Amerika bestimmt war.
Zifferblatte zwei Stundenscheiben, so
n die Zeit der Heimath festhalten
Scheibe der Zeit seines jeweiligen A
te; daneben gab sie die Viertel Se
mein Auge und meine Phantasie ger
llendes hatte. Der kleine Viertelsekun
mit der stoßenden Heftigkeit, mit welc
chießen, und während man ihm mit
n kann, zählt er uns mit unverbi
ge unseres Daseins in allerkleinsten
r Flüchtigkeit vor. Es würde mir,
ge Ruhe nehmen, wenn ich verdammt

solchen Viertelsekundenzeiger in demselben Zimmer leben
müssen. Ich war ordentlich froh, als der schwere Goldde
wieder darüber zuklappte und das rastlose memento m
mir nicht mehr vorüberhuschte.

Die Werkstätten der Patek'schen Fabrik befinden
in den obern Geschossen des Hauses, in welchem am Gr
Quai 22, zu ebener Erde das Verkaufslocal des Geschä
ist; und ich bin mit jenem jungen Beamten von Arb
raum zu Arbeitsraum gegangen, und habe gesehen, w
Sorgfalt darauf verwendet werden muß, einer Uhr die
nauigkeit zu geben, die sie werthvoll macht. Am
fallendsten tritt das bei den Chronometern hervor, die
eigens konstruirten Maschinen der Hi und der
ausgesetzt werden, um die Zähigkeit — oder soll
Widerstandskraft nennen? — ihrer ein
ihrer Federn zu bewähren; und man hat mir dann
träglich auch noch wahre Kunstwerke von Uhren
auf die Form und den Reichthum der
Die kleinsten Uhren haben etwa die Gr
schen halben Groschens. Ich habe solche in Siegel
in kleinen herzförmigen Kapseln, als Berloques an
bändern und Ketten, kurz in der verschiedensten Verw
dung gesehen. Es waren prachtvolle Schmucksachen
daneben eine Menge von Spieldosen u. s. w. in dem
gazine vorhanden. Selbst das „singende Vögelchen"
der Spieldose, das in der Londoner Ausstellung
bewundert worden war, fehlte hier auch nicht,
bei lustigem Flügelschlag und fröhlichem Lerch
und sein Köpfchen munter hin und her. D
mit einem ähnlichen kleinen Uhrwerk, mit einer

gelchen aus dem vorigen Jahrhundert, das Dam…
gestellt war und seiner Zeit für ein non plus u…
olten hatte, fiel glänzend für den Fortschritt der sey…
rmacherkunst und Technik aus.

Ueber dem Magazine von Pater, der seiner Zeit
ner polnischer Flüchtling nach Genf gekommen ist, pran…
Nachbildungen all der Preismedaillen, welche das S…
den verschiedenen Ausstellungen davon getragen hat; d…
en sie aber keine Schaustellung am Fenster und …
te solche in dem Magazine, dessen dunkel tapezierte W…
elegante, geschlossene Schränke dadurch etwas St…
erliches bekommen. Das Haus fabrizirt keine S…
en, sondern nur Taschenuhren, ist aber für diese…
man mich versichert, die erste und die berühmteste Fi…
hat namentlich einen großen Absatz werthvoller U…
h Amerika. Herr Teichmann, der mich herumzufi…
Güte hatte, ist, wie der Chef des Hauses, auch
mischer Emigrant und ein Mann, von so vielse…
ldung und so großer Energie, daß auch ihm siche…
die eine oder die andere Weise, eine bedeutende…
st vorauszusagen ist.

Achter Brief.

einmal die Genfer und eine Lehranstalt aus d Reformationszeit.

Genf, im Juni 1867.

sprach gestern eine Engländerin, die des Lobes
er und der Genfer Gesellschaft voll war. Als
Aeußerungen am Abende gegen einen in G
den französischen Kaufmann wiederholte, meinte
ei kein Wunder, denn die Engländer begegn
Genfer Gesellschaft Elementen, welche ihren
rtheilen schmeichelten. „Die Genfer sind demo
okraten, sagte er, und in jenen Kreisen, auf
Prinz von . . . das spottende Wort angewend
se croient des aristocrats parceque depuis de
ans leurs ancètres ont fabriqués des montr
t den Engländern ein protestantischer Pietismus
, der ihrer heimischen Kirchlichkeit sehr nahe verwa
Wenn Sie Genf mehr kennen lernten, wür
wie hier zwei ganz bestimmte Strömun
der zu hindern neben einander laufen, und
e politische Freiheit ebensowohl der freien wi
Forschung als der strengen Kirchlichkeit ihr
läßt. Die beiden gelehrten Institute von
emie von Genf und das Institut, können bi
sen Grade dafür als ein Zeugniß und als di
eiden von einander abweichenden Richtun

Die Akademie hat unter ihren ausgezeichneten Geleh
aristokratische und kirchlich gesinnte Männer, wä
dem Institut de Genève neben den angestellten
und Professoren auch nicht studirte Männer
sind." — Das Institut ist eine freie Vereinig
Zweck der gegenseitigen Aufklärung und zur Verbr
Wissens überhaupt, und es will mir scheinen,
es in seinen Zwecken und Bestrebungen Aehnl
unsern deutschen polytechnischen Gesellschaften, n
Institut nebenher zugleich eine wirkliche Lehr
besoldeten Professoren besitzt.

Wenn man auf solche freie wissenschaftli
jungen wie das Institut von Genf hinblickt,
man hier in Genf die großen Neubauten
gegenwärtig auf der Place neuve gegen Plai
zur Aufnahme der höheren Lehranstalten
werden, fällt es um so mehr auf, von welch
und pedantischen Anfängen die Wiederbelebun
schaft zur Renaissance- und Reformationszeit
ist, und in welchen Räumen die Jugend dama
richt empfangen hat. Ein melancholischeres
das aus dem fünfzehnten Jahrhundert stam
das noch heute die jungen Genfer in
ist gar nicht zu erdenken. Es ist hinte
im obern Stadttheile auf einem große
den es mit seinen drei Flügeln umgi
vierte Seite offen ist und eine schöne Au
Die zweistöckigen Gebäude sind ohne Ur
geschoß ist wirklich ein „Erd"-Gescho
demselben sind so finster, so niedrig, daß

das neue Collège, das man jetzt errichtet, allerdings
gend nöthig thut. Der Mittelbau des gegenwärtigen
Collège hat eine Art von Balkon, der wohl bei feierli
Gelegenheiten benutzt werden mag, der aber vollkom
wie ein Katheder oder wie eine Kanzel aussieht. Hi
verstieg die Phantasie jener Tage sich eben nicht! Als
neulich gegen den Abend hin den Platz noch einmal
suchen wollte, um von dort in die Stadt hinunter
sehen, fand ich von beiden Seiten die Zugänge zu de
Collegienhofe geschlossen. Das wird also wohl auch no
eine Verordnung aus dem fünfzehnten Jahrhundert sei

Es existirt übrigens noch ein altes, ebenfalls von de
schon früher erwähnten Dr. Eduard Fick neu herau
gegebenes Unterrichts-Reglement oder Schulprogramm, w
es in den Tagen der beginnenden Reformation, in ein
andern der Genfer Collegien, in dem Collège de Ri
festgestellt und ausgeführt worden ist.

Das Collège de Rive war einst von dem Gen
Syndikus François de Versonex als erste gelehrte Sch
von Genf errichtet worden, und das Gebäude, welches
zu diesem Zwecke, nahe bei dem Kloster der Cordeli
de Rive erbauen ließ, von welchem das Collegium sein
Namen entlehnte, ist zum Theile noch in dem alten G
mäuer an der Ecke der Rue de Rive enthalten. D
alte Collège de Rive war als katholische Lehranstalt in d
Unruhen der Reformation in Verfall gekommen, bis Far
der Vorgänger Calvins, nebst zwei andern Geistlichen
dem Senate von Genf auf die Erneuerung
antrug, um in ihr eine Schule zur Vorbereitung für
protestantisch theologischen Studien zu gewinnen.

Obschon nun die kirchliche Re…
jenen Tagen vollzog, auf den …
gebaut war, so erhielten die …
dies protestantische Colleg doch …
und ganz beschränkten Charakter …
zwang, in der geistigen Regel …
denen der neugeborne Protestantismus …
den Weg der Forschung zu … führen
für die Wissenschaften bei… bringen
Einem ein nachträgliches … haftes G…
armen, längst zu Staub … wordenen
ingen an; deren schönste … Jahre in
ichterei hingegangen sind. … und man f…
auch nur ein Funke von … Geist in i…
bleiben können. — Es wird allerdings
Manière d'enseigner en … la Ville de G…
le Rive" verheißen, wie die Meister und
die größte Sorgfalt darauf verwenden
linge den Eltern sehr wohl unterwiesen,
amkeit als in guten Sitten, nach Hause
Eltern, welche Kinder … haben, werden a…
Gelegenheit nicht zu versäumen und ihre
großen Vortheils, welchen diese Schule t…
rauben, da die Kinder durch Gelehrsamkeit
persönlichen Vortheil erlangen, und ihrem V…
Vorschub für das allgemeine Wohlergehe…
önnen." Es sei gar nicht zu ermess…
was die Wissenschaft jedem Einzelnen in
schäften für Vortheil bringen möge, und
höchst wichtig, daß Viele sich dem Stud…

F. Lewald, Am Genfersee.

damit im Staate die Polizei, die Regierung, der ge
wärtige Stand der Kirche, und schließlich auch die Huma
unter den Menschen ausgebreitet und erhalten werde."

Damit das Alles aber geschehen möge, werden
Kinder „in den drei vortrefflichsten Sprachen, in Gried
Lateinisch und Ebräisch — und daneben auch in Franz
(das beiläufig die Muttersprache ist) unterrichtet, „w
Sprache nach dem Urtheil gelehrter Leute durchaus
zu verachten ist." Auf daß man „aber nicht glaube
werden nur schöne Redensarten gemacht" und nicht
lich drauf losgelehrt was Zeug halte, berichtet das
gramm, daß der Unterricht des Morgens um fünf
anfängt und bis zehn Uhr dauert, um welche Stun
Mittag gespeist wird. Nach dem Essen müssen die K
hersagen, was am Morgen gelesen worden, und die
bedeutung und Grammatik werden dabei erklärt.
und eine halbe Stunde täglich werden die Schüler
Fragen examinirt. Wenn die Abend=Fragestunde
ist, versammeln sich sämmtliche Schüler in dem g
Saale und eines der Kinder sagt stehend die G
Gottes, das Vater unser und die Glaubensartikel in
zösischer Sprache her, dann wird das Abendbrod geg
Ehe man aber zu Tisch geht, liest immer noch einer
zösisch ein Kapitel aus der Bibel vor. Bei den
zeiten citirt Jeder nach seiner Fähigkeit eine Sente
einer der im Colleg gelehrten Sprachen. Wenn ma
gegessen hat und das Tischgebet gesprochen worden, ne
die Schüler, („weil es dem Körper ebenso wie dem
schädlich ist, gleich nach dem Essen zum Studium z
zukehren") je nach ihrer Wissenschaft und ihrem

geschrittensein, die Bücher der heiligen
in verschiedenen Sprachen zur Hand
auch etwas Heiterkeit haben, legt der
gewohnte Gravität ab" und setzt il
den Text z. B. aus dem Lateinischen
auseinander, worauf sie es zurück ü
gens und Abends wird Gottesdienst
nicht eine einzige Stunde in dem ge
wie es ausdrücklich hervorgehoben wi
einer wohlanständigen und ehrbare
gefüllt würde!"

Von einer Erholungsstunde, vo
von körperlicher Uebung, ist in de
kein Wort zu finden. Dafür aber
Predigten in der Stadt und Sonn
selben sind so vertheilt, daß, wer Li
tragen kann, Sonntag alle fünf Pre
hören gehen und zu sich nehmen kann
immerweg vor Augen, die blassen, a
fürchterlichen Lernerei, in der noch
Klosterleben steckt — ich sah sie hin
alten in Pergament gebundenen S
Stückchen blauen Himmel, das in ih
Fensterscheiben hinfiel, und hinhorche
eines Sperlings, auf das Krächzen
die einzigen Vögel, die sie zu hören
men haben werden; denn ein Buch
haben viel zu freie Seelen und viel
sich in solche Mauern hinein zu wa
es dem Programme gegenüber doppelt

im Mittelalter blindlings und ungestüm hinter dem v
rätherischen Spielmann, hinter dem Rattenfänger
Hameln hergelaufen ist, weiter und weiter aus den en
Häusern und Straßen hinaus, jedem lustigen Klange n
in die Ferne hinaus — und zuletzt hinein in des Was
kühle verlockende Fluth — nur um fort zu kommen
der „Mauern quetschender Enge" aus des Wortkrams
tödtendem Bann! —

Solche Schilderungen muß man lesen, oder n
muß sehen, wie auch jetzt noch die Zöglinge der römis
Klosterschulen paarweise durch die Straßen geführt wer
wie sie mit den Brevieren in der Hand spazieren ge
um voll und deutlich zu empfinden, welch einen Se
unsere Zeit in der freien Entwicklung der Jugend be
und um es zu verstehen, wie die große Rohheit des D
schen Studentenlebens im sechszehnten und siebzehnten J
hundert nur der natürliche Rückschlag des klösterli
Zwanges gewesen ist, weil die arme des Lebens in R
und Freiheit völlig ungewohnte Jugend nicht Maaß
halten wußte im Genuß. Es muß auch wirklich eine
gewesen sein, aus der knappen düstern Scholarentrach
das farbige luftige Wamms des Studenten überzugel
Sporen und Degen statt der Schulglocke erklingen
hören, mit der Feder auf dem Hute durch die Städte
durch die Welt zu ziehen, die frische Morgenluft und
kühlen Abendwind um die offene Brust spielen zu las
die so lange nur die modrigen Dünste der alten Klos
mauern eingeathmet hatte — und des ewigen befohle
Betens müde, einmal nach Herzenslust und freiem Ant
die Jugend und die Liebe und den Wein zu singen

und mit einem Fluche drein zu
es zu beweisen, daß man fre
ist in der Entwickelungsgesch
Nichts — und vor diesem
Rive habe ich die studentische R
hunderte verstehen — ich mö
lieben lernen.



Neunter Brief.

...sée Rath und Erinnerungen an ...

Genf, im Juni

...Museen sind nicht bedeutend, we...
...mmlungen der großen europäischen ...
Das gilt sowohl von dem natu...
... zur Universität gehört, als von
...Gallerie, dem Musée Rath, welches
...en Sammlungen eines General ...
von seinen Erben der Stadt ges...
daß eine Stadt wie Genf aus
...Universität, Naturhistorische und
das spricht für den Reichthum
Selbstregierung einer solchen
... das naturhistorische Museum
... und große Bedeutung, daß
...undlichkeit sich herbeiließ, un...
...en und uns namentlich den T...
sich auf die Zeit der Pfahl...
...lichen Culturstufen bezieht,
... und Wissens zu beleuchten.
... wie man sieht, darin lieg...
Laien in der Wissenschaf...
...aftlichen Museen in der Rege...
...hn nicht die Erklärung
...wunderung und das Au...
...nißmäßigen Verständniß fü...

In den vier Räumen des M
dafür um so heimischer. Die Abg
Antiken kommen der Kunstbildung d
ſeum zweimal in der Woche, Don
unentgeltlich geöffnet ist, zu gute; u
die Genfer Jugend sicherlich etwas An
die besten Original-Werke des Museu
hauerei als in Malerei, Arbeiten von G
Die Vorhalle und das Kabinet zur Li
der Büste Pradier's, der, obschon er in
zösischen Bildhauer gezählt wird, in
eine Reihe von Abgüssen nach seinen W
einige ganz vortrefflich sind. Die Haup
stammen ebenfalls von Genfern her. C
herrliche Landschaft, der Wald an der
andere Landschaften von Didey: ein Waldst
fall an der Sallenche, und ein Schweizer
See. Außerdem sind noch eine Reihe von
von dem Genfer Maler Liotard und die hi
des ebenfalls in Genf heimischen Malers I
bedeutend und sehenswerth. Von Liotard i
portrait vorhanden, das auch in Dresden vo
dann verschiedene Bildnisse seiner Frau, s
wandten und anderer Personen, unter denen
schönes Portrait der Kaiserin Maria Theresia b
wahres Meisterwerk aber ist das Bild von Madam
der Freundin und Beschützerin Rousseau's, das
es ein so vollendetes Portrait ist, zu einem
Bilde wird. Die Art und Weise, mit welcher
d'Epinay sich anmuthig und lässig in ihren Ses

hat, der lächelnde, geistreich fragende Blick der dunk etwas geschlitzten Augen, die Unregelmäßigkeit der Gesich formen; die halbe Schönheit, die mit der halben To lette, die „chiffonirten“ Züge, die mit dem chiffonirt Anzuge, mit dem blaßblauen Kleide, dem fichu à la pa sanne und dem Fanchon-Häubchen eine völlige Harmo haben, die halbentblößten Arme, der halbverhüllte Ha dies ganze Gemisch von Natur und Kunst, von Vorneh heit und Freiheit, charakterisiren ganz wundervoll eine je großen Damen, die wie Beaumarchais' Gräfin, es ni allzu schwer oder allzu bedenklich finden, mit ihrer Z gelegentlich die Rolle zu tauschen, und die — immer a dem halben Wege zwischen Tugend und Laster, zwisch Sündigen und Bereuen — eben so gut sich in die Ar des Königs hinaufschwingen, als sich an die Brust Uhrmachersohnes werfen konnten. — Liotard's Port von Madame d'Epinay kann man nicht leicht vergess wenn man es einmal aufmerksam betrachtet hat, und zieht den Blick auf sich, so wie man nur in seine N kommt. —

Die drei Bilder von Hornung haben etwas Eig thümliches in der Komposition und Farbe. Das eine st Bonivard, den Prior von St. Victor, den Gefangenen Chillon, im Gefängniß dar. Eine einzelne Gestalt, Kn stück, in dunkler Kleidung, den kräftigen, von Kerker gebleichten Kopf ein wenig gegen das Licht erhoben, von oben in das Bild hineinfällt. Die Darstellung so einfach und der Vortrag so schlicht, wie in den gr Einzelfiguren von Ary Schäffer und Paul de la Ro wenn schon die Meisterschaft dieser beiden großen M

Stellungen, ihr Ausdruck, sind zum Theil sehr markig, die Reformatoren sind Portraits, aber es ist etwas flaches in der Gruppirung, die Masse wirkt nicht als solche, es sieht aus, als ob in der perspektivischen Anordnung irgend wo ein Fehler wäre, und der Kopf Calvin's ist, wahrscheinlich durch seine Naturähnlichkeit, hart bis zum Abstoßenden.

Der Einwirkung Calvin's auf den Genfer Volkscharakter nachzugehen, ist mir sehr anziehend, aber ein wirklich unparteiisch und mit historischer Kritik geschriebenes Leben dieses Reformators und eine ebenso behandelte Geschichte der Genfer Reformation sind, wie man mir sagt, noch nicht vorhanden. Ein Leben Calvin's von Bungener, das ich in der Hand gehabt habe, und die Histoire de l'Eglise de Genève von Pastor Gabarel, sind von einem kirchlichen, den Reformator apotheosirenden Standpunkte geschrieben, und gehen, wie mir scheint, über die fanatische Grausamkeit Calvin's, die in ihrem Pedantismus vielfach an seinen Landsmann Robespierre erinnert, mit sanft ausgleichender und vertuschender Hand hinweg. Die neuen und sehr eingehenden Untersuchungen, welche ein Genfer Akademiker, Dr. Galiffe, über einzelne Akte aus dem Leben Calvin's gemacht und veröffentlicht hat, kenne ich bis jetzt noch nicht.

Was Calvin, dem ein großes und edles Wollen sicherlich nicht abzusprechen ist, neben der Befreiung der Kirche von der Abhängigkeit von Rom, und neben der Reinigung und Vereinfachung der Lehre offenbar vor allem Andern beabsichtigte, war die allgemeine Versittlichung der Menschen. Darin traf er mit seinem großen Vorgänger

Fra Girolamo Savonarola zusammen, und Beid
es zu Gute, daß ihr nächster Wirkungskreis ein besch
eine verhältnißmäßig kleine, von keinem Könige be
sondern sich selbst bestimmende Gemeinde war. Sa
vonarola in Florenz und Calvin in Genf für die
lichung der Bürgerschaft geleistet haben, würden sie
leisten im Stande gewesen sein, wenn ihren Ano
eine Staatsgewalt in der Person eines fürstlichen
gegenüber gestanden hätte; denn abgesehen davon,
Fürst eine solche Gewalt, wie diese Männer sie bes
neben oder gar über sich geduldet haben würde, en
die Menschen sich zur Aenderung ihrer Lebensgew
weit leichter, wenn sie selber über diese Aender
zu sein, oder wenn sie dieselben wenigstens zum
freiem Willen zu vollziehen glauben, als wenn
ohne irgend eine freie Mitbestimmung anbefoh
Wie in vielem Andern aber, war Savonarola de
Reformator auch darin überlegen, daß er von s
hängern die Entäußerung vom Luxus und von
lust als einen Akt der Demuth und der freie
forderte, während Calvin, als er in Genf zur
gelangt war, mit einer wahrhaft drakonischen G
fahl. Es liegt jedenfalls etwas Widersprechen
daß Calvin, indem er die Tyrannei einer
Kirche bekämpfte, gleich wieder eine neue Kir
ihr ein Kirchenregiment errichtete, das trotz
haltung der republikanischen Formen, welche d
werth waren, eine vollkommene Despotie ausü

Eine Verbesserung der Sitten war im
und sechszehnten Jahrhunderte allerdings über

die Bürgerschaft prachtliebend, unmäßig und ausschweifend in jedem Betrachte. Calvin begann also damit, innerhalb der von ihm für seine Ueberzeugungen gewonnenen Gemeinde, gleichsam einen „Rath der Alten“ einzusetzen, denen, wie den Aposteln in der Gemeinde der ersten Christen, ein Aufsichtsrecht über die Gemeinde beiwohnen sollte. Diese „Vénérable Compagnie“ wurde aus Geistlichen der Land- und Stadtgemeinden und aus Professoren der Theologie erwählt [illegible] der Lehre, die theologischen [illegible] Wahl der Geistlichen, ihre Weihe u. s. w. [illegible] überwachen. Die Vénérable Compagnie ergänzte sich, bei Todesfällen [illegible] ihrer Mitglieder, durch neue Wahlen, bei denen [illegible] calvinische [illegible] und dort Staats- [illegible] Lehre zur Herrschaft in Genf [illegible] Stadtbehörde mitwirkte. [illegible] kirche wurde, ein Theil der [illegible] Präsident der Compagnie w[illegible] innerhalb derselben, eingesetzt [illegible] Anfangs durch ein ganzes Jahr [illegible] sidentschaft allwöchentlich und [illegible] wurde in den eines Modérateur [illegible]

Die Sitten der Stadt beaufsichtigte das Consistorium, [illegible] eine Vereinigung der Stadtgeistlichen, denen zwölf erwählte Bürger zur Seite standen. Sie hatten mit Ermahnungen und Strafen bei denjenigen Vergehen einzuschreiten, die nicht unter das Gesetz der gewöhnlichen richterlichen Strafwürdigkeit verfielen. Calvin selbst [illegible] kannte sich in beiden [illegible] Collegen nur einen berathenden [illegible] Fuß zu, und unterzeichnete, wenn er es that, nie an der Spitze, sondern [illegible]

der Reihe der Pastoren, da er trotz der G
er später in Genf fast unbeschränkt besaß,
vorsichtiger Berechnung der Umstände, imme
der gewöhnlichen Pastoren angesehen und be
wollte, was ihn vielfacher Verantwortung
diesem geflissentlich aufrecht erhaltenen republik
geschah es denn auch, daß, als Calvin gestor
Tod in der Sitzung des Consistoriums vom 1
bei dem üblichen Aufruf der Anwesenden m
Worten: „Allé à Dieu, samedi 27. Mai, e
huit heures du soir“ gemeldet, und seine Leiche
ausdrücklichen Anordnung, wie der jedes anderen
Mitgliedes, auf dem Kirchhofe von Pleinpalais,
eine Bezeichnung des Platzes zur Erde bestat
So kommt es denn, daß man sein Grab nicht
auch über das Haus, welches er bewohnte, ist
mir scheint, nicht recht im Klaren, obschon die Re
bücher das Haus Nr. 11. in der Rue des Chan
dasjenige bezeichnen, in welchem Calvin die letzte
zehn Jahre seines Lebens zugebracht haben, und
er auch gestorben sein soll.

In Bezug auf die Macht der Geistlichkeit u
die Feststellung der kirchlichen Bräuche waren die
ordnungen Calvin's für jene Tage übrigens entsc
mäßig zu nennen. Er ordnete im Jahre nur drei Co
nionen an den großen Festen, und eine Vierte im H
an, er vereinfachte den Gottesdienst auf das Aeußerste,
alle Rangverschiedenheit unter den Geistlichen auf, die
gegenseitig zu überwachen hatten, und verordnete,
immer eine bestimmte Anzahl von Nichtgeistlichen Sitz

Stimme in dem Consistorium der Gemeinde haben sollten um so die Theilnahme der Gemeinde an der Kirchenverwaltung, und den Zusammenhang zwischen der Bürgerschaf und der Geistlichkeit stets lebendig zu erhalten. Auch sin diese Einrichtungen bis auf diese Stunde in dem republikanischen Genf in Kraft geblieben, und sie werden als ei Theil des Rechtes zur Selbstbestimmung heute noch i Ehren gehalten. Seine Gesetze gegen den Luxus sin natürlich im Laufe der Jahre und bei den veränderte Zuständen der Gesellschaft in Vergessenheit gerathen; abe wir könnten solche Luxusgesetze, wie sie ja auch über Calvin' Zeiten hinaus in den verschiedenen Ländern in Wirksamkeit waren, heute wahrhaftig noch gut gebrauchen; un es wäre von Nöthen, daß die Verständigen unter uns sic in freiwilliger Vereinigung zur Bekämpfung des verschwenderi chen und geschmacklosen Unwesens zusammenthäten, den die Sittlichkeit unzähliger Frauen und die bürgerliche Ehr zahlreicher Männer jetzt oft genug zum Opfer gebrach werden.

Calvin verbot den Bewohnern und Bürgern von Gen ohne alles Weitere den Gebrauch der mit Gold oder Silbe gestickten Kleider, der Edelsteine, der mit Sammet verzierten Mäntel, der prächtigen Diademe und der Ohrgehänge.

Die Männer wurden angewiesen, das Haar nicht lan herabhängend oder in Locken zu tragen; Frauen und Mädche wurden alle künstliche Frisuren — — wenn Calvin je wiederkommen könnte! — die falschen Zöpfe, die groß Halskragen und Fraisen, die seidenen Kleider, die Schnepp an den Taillen, wie das Tragen von Kleidern untersag

zehn, sechszig Sous, und im vierten Uebertretungsfalle mit Gefängniß. Den Gastwirthen war es verboten, Leuten von anerkannt schlechtem Lebenswandel in ihren Wirthschaften den Zutritt zu gestatten, die natürlich während des Gottesdienstes, und Abends von neun Uhr ab, geschlossen werden mußten. Mäßigkeit in Speise und Trank wurde ebenfalls gesetzlich verordnet.

In dem zwei Stunden von Genf gelegenen Dorfe Jussy hatte man in gleichem Sinne eine Kirchenordnung eingeführt, die, wie es noch heute in den Schweizer Dörfern geschieht, durch den Ausrufer bekannt gemacht wurde. Wer danach ohne Noth den Gottesdienst versäumte, zahlte das erstemal fünf Sous. In Wiederholungsfällen konnte sogar das Exil darauf verfügt werden. Wer fluchte oder den Namen Gottes unnöthig gebrauchte, mußte das erstemal öffentlich den Boden küssen, das zweitemal bezahlte er drei Sous, das drittemal legte man ihn in Halseisen.

Aber wie überall rief das Uebermaaß des Zwanges den Widerstand hervor, und die ursprünglich sehr lebenslustigen, zum Theil noch dem alten Glauben anhängenden Bewohner von Genf ließen sich diese Ordonanzen nicht ohne Weiteres gefallen. Es gab eine oft wiederholte und lebhafte Auflehnung gegen dieselben, bis die Reformation völlig den Sieg davon getragen, und massenhafte Verbannungen, wie der massenhafte Zuzug ausländischer Reformirten den Charakter der Stadt völlig umgewandelt, und so zu sagen eine neue Einwohnerschaft von Genf geschaffen hatte. Heute noch erklärt man die Eigenartigkeit des Genfer Nationalcharakters durch diese aus den verschiedensten Elementen zusammengesetzte Mischung. Er vereinigt in sich,

Zehnter Brief.

Die Villa Rothschild's und Coppet.

Genf, im Juli 1867.

Reicher an Landhäusern und Villen als Genf ist schwerlich eine Stadt. Vor allen Thoren ziehen sich die „Campagnen" in langer Reihenfolge bis zu den Höhen der Berge hinauf, und an den Ufern des See's, wo sich auch Ausländer, wie z. B. Sir Robert Peel und einer der Herren von Rothschild angebaut haben, reichen die Landhäuser von einer Stadt zur andern, und begleiten mit ihren oft sehr prächtigen Anlagen das ganze Ufer des See's von Genf bis Montreux und darüber hinaus.

Neulich haben wir in einem dieser reizenden Landhäuser, in dem Château de St. Loup zwei sehr angenehme Tage zugebracht. Durch Vermittlung von Professor Vogt waren wir mit der Familie des in Genf lebenden französischen Bankier Simon bekannt, und von ihm mit Professor Vogt und seiner Frau nach Versoix zu Tische geladen worden, wo die Familie Simon für diesen Sommer das kleine Schloß St. Loup gemiethet hat. Wir fuhren mit dem Dampfschiffe etwa dreiviertel Stunden bis Versoix, wo wir landen mußten. Versoix ist ein kleines Landstädtchen, ein freundlicher Flecken, der gelassen und bescheiden hinter dem ihm einst, als dieser Theil des Landes noch französisch war, von der Regierung vorgestreckten Ziele zurückgeblieben ist. Denn Versoix war auf nichts Geringeres angelegt, als eine Nebenbuhlerin

dem in Neapel etablirten Baron Adolf von Rothschild gehört, und am Freitage von zwei bis sechs Uhr zu besehen ist. Man macht die Tour dahin zu Wagen am rechten Seeufer hinauf in einer kleinen Stunde, und die Lage der Villa ist außerordentlich schön, der Blick von ihrer mäßigen Höhe, über den See und auf den Montblanc ganz prächtig. Baron Adolf von Rothschild ist Bourbonist, meidet, wie man behauptet, Neapel seit es dem Königreich Italien einverleibt ist, und erwartet eben jetzt den Besuch der Exkönigin von Neapel in Prégny. — Ein reich vergoldetes Gitter, wie das vom Park von Monceau in Paris, bildet den Eingang zu der Villa. Ein Portier, dessen leinwandnes Sommerkostüm eine Art Zuaven-Uniform nachahmt, die komisch aussieht, hält die Wache; im Portierhäuschen ist ein kleiner eleganter Salon, in welchem ein Fremdenbuch ausgelegt ist, ein Plakat ersucht die Fremden, den Beamten keine Trinkgelder zu geben. Es ist Alles sehr stylvoll. Der Garten ist groß, weit, schön angelegt und steigt bis zum See hernieder, an welchem Herr von Rothschild sich jetzt einen eigenen kleinen Hafen und ein Wartehäuschen baut, mit denen er es auf eine italienische Darsena und auf ein Casinetto abgesehen zu haben scheint. Die Eisenbahn hat eine Station mitten in der Besitzung, die von ihr durchschnitten wird. Das Schloß liegt frei und ist großartig in reinem italienischem Renaissancestyl ausgeführt; auch die Anlage der Terrasse vor dem Schlosse ist in diesem Styl gehalten. Grotten mit Wasserkünsten, schöne Treibhäuser, ein kleiner, stark beschatteter Wildpark in dem Rehe, Hirsche, Hasen und Kaninchen sich recht wohl zu fühlen scheinen, Teiche mit allerlei lustigem bunten

Wassergeflügel, Fasanen und Hühner,
Ecken und Enden — nichts fehte;
Schönste von Allem, das, was uns ei
Eindruck machte, waren die wundervoll
dem Hause ihre breiten fahnenartigen
ausspannen. Mich dünkt, so schöne,
hätte ich nie zuvor gesehen; und sie s
Einzige, was diese prächtige und ganz
andern modernen und prächtigen Ville
sieht solche Besitzungen an, man denkt
denen sie gehören, es sehr gut darin
wenn sich nicht die Erinnerung an
an gute oder große Menschen, welche
bewohnten, damit verknüpft, wenn sic
an irgend Etwas, was in solchem Ha
Landsitze geschehen ist, in unserem Geis
wir eben zu vielen schönen Landsitzen,
noch einen sehr schönen Landsitz meh
Freude an den mächtigen Cedern w
nach einiger Zeit das Wesentlichste s
dem Besuche in Prégny in der G
sein wird.

Anders ist es mit dem Schlosse
wir heute gewesen sind, und das ich,
mit großer Freude, ja mit einem Gef
sammengehörigkeit, nach zwanzig und
gesehen habe. Wie neulich nach Vers
heute mit dem Dampfschiffe nach C
ganz nahe hinter Versoix und schon
Wäre Coppet nicht für jeden gebi

die Erinnerung an Necker und an Frau von Staël und an alle die bedeutenden Geister, die hier als ihre Gäste geweilt haben, eine Art von Wallfahrtsort, so würde doch schon der Hafenplatz mit seinen schönen Baumreihen und das kleine hübsche von Schlingblumen umrankte Kaffeehaus, eine Fahrt dahin vergnüglich machen. Mich erfreut es nebenher hier immer auf's Neue, wie jede dieser kleinen schweizerischen Ortschaften so wohl gebaut ist, wie die Brunnen wohlgehalten, wie in den Läden alles wirklich Nothwendige zu kaufen ist, und wie das Alles still seinen Weg geht und gedeiht und vorwärts kommt, ohne daß viel reglementirt oder in das Getreibe des Lebens und des Verkehrs von oben her — wie in die Drähte einer Puppenkomödie — alle Augenblicke mit der großen Hand hineingegriffen wird. Daß man hier den Brunnen mit Grün umrankt, mit Blumenkasten schmückt, daß der Schlächter seinen Laden mit zwei vergoldeten Widderköpfen geziert hat, das sind sehr sprechende Zeichen für die Zustände des Landes; denn an den Schmuck seines Hauses und Habes denkt man erst, wenn man mit der Sorge um das Nothwendige zu Rande gekommen ist.

Coppet ist übrigens ein sehr alter Ort und es hat an seiner Stätte einst wahrscheinlich eine römische Niederlassung existirt. Im Mittelalter war das Schloß von Coppet, wie alle diese Feudalsitze, befestigt, und wurde zur Zeit der Kriege zwischen dem Waadtlande und Bern, von den Bernern niedergebrannt, so daß das jetzige Schloß nicht viel über zweihundert Jahre alt sein kann. Aber auch außer dem Schlosse muß es adlige und feste Häuser hier an diesem Punkte des See's gegeben haben. Ar

einem der Häuser in der langen Straße, die Da
Coppet ausmacht, bemerkten wir bei unserm Umhe
dern z. B. ein altes steinernes Wappen, und in dem
dieses Hauses, der jetzt ein rechter Bauern- und
schaftshof ist, sahen wir eine hölzerne Gallerie von
säulen getragen, die einst einem weit bedeutenderen
gedient haben mußten. Das Haus hatte in seiner A
ganz das Ansehen der einstigen festen Häuser, und
also wohl auch ein alter Herrensitz gewesen sein.
baut man am Ende des Ortes mitten aus einem gew
ichen, rosa angestrichenen Landhause einen höchst ver
erlichen Thurm heraus; und während es mit diesem Thu
ur auf einen Aussichtspunkt abgesehen sein kann, ri
ich der thurmbauende Eigenthümer vor der Thüre
er Rampe desselben Hauses eine künstliche Felsgru
uf, welche die Aussicht von der Thüre aus versperrt.
benein den Alpen gegenüber sehr komisch aussieht.
Besitzung soll einem Sonderlinge gehören, dessen Elte
hn in der Bestimmung seines Lebensweges gehindert habe
nd der die endlich erlangte Freiheit nun zur Ausführun
ller seiner wunderlichen Einfälle benutzt. Grillen,
Stein und Mörtel ausgeführt, machen sich aber oft sel
onderbar.

Das Ziel unserer heutigen Fahrt, das Schloß vo
Coppet, liegt etwa vierhundert Schritte vom Wasser auf
wärts, an der rechten Seite des schattigen Weges. Es ist
mit Mauern nach der Straße umgeben, und die vier Flüge
es sehr ansehnlichen Gebäudes bilden dann noch einen
nnern Hof, in welchem eine Menge von einfachen Garten
flanzen zwischen einer Anzahl mäßig großer Orangenbäume

freundlich und gefällig aufgestellt waren. Zur Linken dieses Hofes ist ein Durchgang in den Park, der äußerst einfach und ländlich angelegt, eben keines sonderlichen Aufwandes zu seiner Unterhaltung bedarf. Es ist ein großer Baumgarten, nicht mehr, nicht weniger. Zwei schöne Baumgruppen mit Sitzplätzen in der nächsten Nähe des Schlosses, Wiesen von bequemen Gängen durchschnitten, Alleen für die heißen Stunden, hier und da eine beschattete Bank, an der rechten Seite des Gartens ein kleiner Bach, der eine Schneidemühle treibt, eine ganz kleine Brücke über den Bach, rund umher Felder und Wiesen und Weinberge. Hinter dem Garten die Eisenbahn. Ein kleines Pförtchen in der Hecke führt zu der nahe gelegenen Station. Man kann sich nichts Ländlicheres, nichts Einfacheres denken als diesen Schloßgarten.

Wer die ursprünglichen Besitzer des Schlosses gewesen sind, habe ich nicht herausgebracht. Gegen das Ende des siebzehnten Jahrhunderts gehörte es einer gräflichen Familie von Dohna. Um diese Zeit fand der jugendliche Bayle, nachdem er seinen zweiten Religionswechsel gemacht hatte und sich von seiner Bekehrung zum Katholizismus wieder zur reformirten Kirche zurückgewendet hatte, in dem gastfreien Schlosse von Coppet eine Zuflucht und einen sichern Schutz vor dem Bann, den der Klerus wider ihn ausgesprochen hatte. Aber die Berühmtheit dieses Hauses knüpft sich nicht an Bayle, sondern an jene spätere Zeit, in welcher der Minister Necker und seine Tochter, Madame de Staël das Schloß bewohnten.

Necker war der Sohn eines Preußen, eines in Genf ansässigen Brandenburgers. Er kam früh als Gehilfe in

das große Pariser Handlungshaus von Th
während des siebenjährigen Krieges ein
mögen, und trat, nachdem er sich als Ka
gesehenen Namen erworben, sich von sei
rückgezogen, und als Minister=Resident
am französischen Hofe vertreten hatte, al
und nationalökonomischer Schriftsteller a
wirrung und Noth, in welche die zerstört
zu Ende der achtziger Jahre, das franz
und Frankreich gestürzt hatte, wendete
nach langem Widerstreben Maria=Ant
Feudalpartei an den bürgerlichen und pro
um zu versuchen, ob dieser, dem ma
halbbefestigte Stelle und nur eine sehr
des Handelns einräumte, die Gefahr d
von dem Lande und dem Herrscherhau
Necker that, was in seinen Kräften
mehr als man hatte hoffen können,
Talisman, der Ring, der vor Gott
nehm macht. Er mißfiel in seiner
männischen Weise der Königin und i
als er in dem bekannten Compte ren
der Nation Rechenschaft über sein
Lage des Landes ablegte, wurde er,
fordert hatte, als Stimmberechtigter in
genommen zu werden, plötzlich entlas

Damals, um 1781 zog Necker
und kaufte die Herrschaft Coppet. I
rückberufen und abermals entlassen,
wohin er sich wendete, wenn das öff

in Anspruch nahm, und hier ist er im April 1804 auch gestorben und an der Seite seiner, ihm zehn Jahre vorher entrissenen Gattin, Suzanne Curchod, der Tocher eines Genfer Geistlichen, beerdigt worden.

Madame Necker, die selbst als eine geistreiche, durch große gesellige Talente glänzende Frau bekannt war, hatte zum großen Theile die Erziehung ihrer einzigen, später so berühmt gewordenen Tochter Anne Louise Germaine von Necker, und zwar im Sinne strenger protestantischer Kirchlichkeit geleitet, soweit an eine solche in dem Necker'schen Hause, das in Paris der Mittelpunkt für die geistreichste Geselligkeit gewesen war, gedacht werden konnte. Indeß Mademoiselle Necker war eben so sehr eine Schülerin Rousseau's als ihrer Mutter, und ihre lebhafte Phantasie bedurfte des Lebens und des Getriebes der großen Welt in solchem Grade, daß sie, als ihr Vater sich 1786 nach Coppet zurückzog, sich in ihrem zwanzigsten Jahre zu einer Ehe mit dem jungen schwedischen Gesandten, Baron von Staël-Holstein entschloß, obschon sie, wie man behauptete, eine weit tiefere Liebe für einen ihrer Landsleute, für Mathieu von Montmorency gehegt haben soll, der ihr sein Lebelang in Freundschaft verbunden blieb.

Schon zwei Jahre nach ihrer Verheirathung erschien von Frau von Staël ein Erstlingswerk über den Charakter und die Schriften Rousseau's, mit dem sie ihre große und nach vielen Seite hin ausgebreitete litterarische Thätigkeit eröffnete. Sie hatte sich bei dem Anfange der französischen Revolution zu dieser Bewegung mit lebhaftem und großmüthigem Sinne hingezogen gefühlt, und es hatte ihr dabei als Ideal eine Verfassung wie die englische vor Augen

gestanden. Aber die Ereignisse gingen über ein solches Ziel schnell und wild hinaus, und Frau von Staël war eine der Ersten gewesen, welche einen Plan zur Flucht der Königlichen Familie ersonnen und vorgeschlagen hatte, der indeß nicht angenommen worden war. Dafür gelang es ihr, verschiedene andere Personen während der Schreckenszeit dem Tode zu entziehen, bis sie selbst bedroht, sich entschließen mußte, ihrem Gatten in seine nordische Heimath zu folgen. Erst als Schweden die französische Republik anerkannte, kehrte sie mit ihrem Manne wieder nach Paris zurück, aber eben in dieser Zeit — Frau von Staël war damals dreißig Jahre alt — trennte sie sich von Herrn von Staël. Diese Trennung scheint jedoch keine feindselige gewesen zu sein, denn sie hielt Frau von Staël nicht ab, sich ihrem Gatten, als seine Gesundheit zu schwanken [illegible], wieder zu nähern, und bis zu seinem im Jahre 1802 in der Schweiz erfolgten Tode als Pflegerin bei [illegible] zu verbleiben.

Nach dem Tode ihres Vaters ererbte sie das Schloß Coppet. Damals, im Jahre 1804, stand sie auf der Höhe ihres Ruhmes und ihrer Wirksamkeit, und die Verfolgung, mit welcher Napoleon sie und ihre Bedeutung anerkannt[illegible] ihr überall, wo man von seiner tyrannischen He[illegible] [illegible]schaft zu leiden hatte, die Sympathien zugewendet [illegible] Wort: „ich überlasse ihr den Erdkreis, aber Paris [illegible] ich für mich zu behalten", sein Edikt, das sie anwies, [illegible] Stunden von Paris entfernt zu bleiben, und das [illegible] sich ganz an Coppet festbannte, hatten ihr überall [illegible] und Thore, und was mehr ist, die Herzen in [illegible] [illegible]nahme eröffnet. Eine Frau, welche der Beherrsch[illegible]

Welt so wichtig fand, daß er sie mit seinem persönlichen Hasse beehrte, hätte überall Beachtung finden müssen, wäre sie auch nicht der Dichter der Delphine und der Corinna, nicht der Verfasser des Werkes „Ueber Deutschland" gewesen.

Sie hatte Schweden, Rußland, ganz Deutschland, Italien durchreist, als sie sich mit ihren drei Kindern in Coppet völlig niederlassen wollte, aber Napoleon gönnte ihr diese Ruhe nicht. Man verwies August Wilhelm von Schlegel, der sich ihr angeschlossen hatte, und der ihr, wie man behauptet, bei der Abfassung ihrer Arbeit über Deutschland hilfreich gewesen sein soll — wobei man immer übersieht, daß ihre deutsche Abstammung ihr das Verständniß Deutschlands und der Deutschen erleichtern mußte — man verwies Schlegel aus der französischen Schweiz, in der damals Frankreich gebot. Mathieu von Montmorency und Madame de Recamier, welche die von Paris verbannte Freundin in ihrem Asyle zu Coppet besuchen gegangen waren, wurden aus Frankreich exilirt, und von diesen Verfolgungen bis in ihre Häuslichkeit hinein, endlich ermüdet, trat Frau von Staël ein neues Reiseleben an, währenddessen ihr jüngster Sohn, Albert, in Schweden im Jahre 1817 durch ein Duell um's Leben kam. Erst nach dem Sturze Napoleon's kehrte sie wieder nach Paris zurück, wo ihre einzige Tochter sich inzwischen mit einem Herzoge von Broglie verheirathet hatte. Von da ab theilte sich das Leben der Frau von Staël zwischen Coppet und Paris, und obschon sie heimlich eine zweite Ehe mit einem Herrn de Rocca, einem französischen Offizier geschlossen, welche den Ihren und ihren Freunden nicht genehm war, blieben alle ihre Freunde ihr anhänglich und eng verbunden, was

mehr noch für die Liebenswürdigkeit ihres Charakters als für den Zauber ihres Geistes spricht.

Frau von Staël ist nicht alt geworden. Sie starb am 14. Juli 1817 nach kaum beendetem zweiundfünfzigstem Lebensjahre, aber sie blieb als Schriftstellerin bis zu ihrem Tode thätig, und war als dieser sie ereilte mit einer Revision und Sammlung ihrer Werke beschäftigt, die danach durch ihren ältesten Sohn, Baron August von Staël-Holstein, vervollständigt und beendigt worden ist. Auch ihre Kinder erreichten kein hohes Alter. August von Staël, der ebenfalls sich der Litteratur gewidmet hatte, starb zehn Jahre nach seiner Mutter, mit siebenunddreißig Jahren, ein einziger Sohn folgte ihm bald nach. Die Herzogin von Broglie, Herr de Rocca und der Sohn, den Frau von Staël diesem ihrem zweiten Gatten geboren, sind alle in den ersten Jahrzehnten des Jahrhunderts gestorben, und jetzt leben von der ganzen Familie nur noch der greise Herzog von Broglie und die Schwiegertochter der Frau von Staël, eine geborne Werner aus Genf, die Gattin des Baron August von Staël, die — wenn ich recht verstanden habe — jetzt die Besitzerin des Schlosses ist.

Als wir an der Pforte desselben klingelten, öffnete e[ine] nicht mehr junge, behäbige Frau mit dem runden … chen der französischen Arbeiterinnen uns die Thüre … uns, ein Wenig zu verziehen, weil der Diener … sahen einen ebenfalls ältlichen Mann in schwarzer Kleidung mit einem Theebrette die Treppe hinaufsteigen … der Frau Baronin eben das Frühstück hinauftragen … Die Dienerschaft im Schlosse mußte also nicht groß …

und es hatte auch Alles einen schlichten Anstrich, aber es war Alles wohl erhalten und musterhaft in Ordnung.

Die weißgetünchte Hausflur, wie eine Halle groß und weit, die breite langsam aufsteigende Sandsteintreppe sind mit einigen, bronzefarbig angestrichenen Gipsstatuen, einer Hebe u. s. w. geziert. Ein paar sehr lange Kleiderständer ließen auf die frühere große Gastlichkeit des Hauses schließen. Oben in dem ersten Zimmer, einem schönen Billardsaale, hingen alte Kupferstiche: die bekannte Versammlung im Jeu de peaume — Louis Philipp als Schullehrer in der Schweiz, seinen Schülern vor einem Globus Unterricht ertheilend — ein gutes und interessantes Bild von For. Auf dem Kamine die Büste des Baron August von Staël.

Daneben zur Rechten liegt das einstige Schlafzimmer der Dichterin. Es hat einen Arbeitstisch in seiner Mitte, und ist nach der altfranzösischen Sitte möblirt, nach welcher man sein Schlafzimmer nicht versteckte, sondern — namentlich in der kalten Jahreszeit — seine Besuche in demselben empfing, seine Plauderstündchen in demselben hielt. Links vom Billardsaale ist das eigentliche Empfangszimmer. Die Einrichtung desselben ist nach dem Geschmacke des „Direktoirs“ elegant, ohne irgendwie prächtig zu sein. Es wird von der Besitzerin des Schlosses bewohnt, in dem Nebenzimmer hörten wir sprechen.

An der Hauptwand des Saales hängt das berühmte Gerard'sche Bild von Frau von Staël. Sie sieht auf demselben wie eine Frau in den ersten Dreißigern aus, eine große, volle üppige Gestalt. Das Gesicht ist rund, der Teint röthlich braun und warm wie von einer Südländerin. Zu dem kurzgeschnittenen dunkelbraunen und

stark gelockten Haar sehen die großen blauen Augen ihrem hellen Glanze und dem in warmer Lebenslust lache den Ausdruck, äußerst reizend aus. Die vollen Lipp sind etwas aufgeworfen und soweit geöffnet, daß die Zäh hindurchschimmern, die Wangen sind noch jugendlich frisch, Mund höchst beredt, die Arme, der Hals und die der Mode der Zeit sehr entblößte Brust sind schön geform Sie ist in einem Kleide von gelblich rothem Sammet malt. Ein türkischer Shawl von gleicher Farbe, üb weißen Stoff geschlungen, umgiebt als Turban den lockige Kopf. Kleine Gemmen bilden ihren Schmuck; in Hand hält sie einen kleinen Pappelzweig, weil sie die Ge wohnheit hatte, mit irgend einem Zweige oder mit eine Blume zu spielen, wenn sie sprach.

Neben dem Bilde der Frau von Staël hängt ihrer Rechten das Portrait von Necker, ganz in violetten Sammet gekleidet, mit Spitzenhalstuch, mit Manschetten und Jabot. Die sitzende Gestalt zeigt den großen starken Körper. Das Haar ist gepudert, der Teint hell und bleich die Stirn fliegt weit zurück, die hohen Augenbrauen sind schwarz und sehr stark, die gebogene Nase wohlgeformt, nur das Kinn ist auffallend lang und stark, ja recht eigentlich zu schwer — wie bei dem Herzoge von Augusten- burg; und im Gegensatze zu seiner Tochter hat Necker einen fest und eigensinnig geschlossenen Mund mit sehr schmalen Lippen. Es ist recht das Bildniß eines vornehmen Mannes aus dem vorigen Jahrhundert; es stammt aus dem Jahre 1781. Eine Marmor-Büste von Necker, die in der Ecke des Zimmers steht, spricht für die Aehnlichkeit des Bildes. Sie hat dieselben Gesichtsformen, dieselbe

nach der Seite gewendete und emporgehobene Kopfhaltung
aber sie ist ebenso zopfig in der Ausführung, als das Oe
bild von Duplessis schön und frei gemacht ist. Ein dritte
Portrait ist von der Hand der Tochter in Wasserfarbe
gemalt und in keiner Beziehung viel werth. Man b
kränzt auf dem kleinen Blatte im Familienkreise des Vater
Büste in etwas bunter Gefühlsseligkeit.

Von Frau von Necker hängt ein ebenfalls von Dupless
schön gemaltes Bild, als Gegenstück zu ihrem Gatten, nebe
der Tochter Portrait. Während man in Necker die deutsch
Abstammung nicht erkennt, sieht Frau von Necker tro
ihres nichtdeutschen Blutes vollkommen wie eine Deutsch
aus und der Königin Louise von Preußen ähnlich. S
ist ganz und gar in Weiß gekleidet, und schwimmt m
ihrer hohen, regelrecht gepuderten Frisur und mit ihre
breiten Fontangen in Gaze, in Creppe und Blonden
und sieht über all dem steifen Aufbau den Betrachter m
einem so lieblichen und verführerischen Ausdruck an, da
man sich über die lachenden blauen Augen in dem mäch
tigen Kopfe der Tochter nicht mehr wundert.

Auch der Baron von Staël-Holstein, zeigt als g
borner Schwede den rein germanischen Typus. Es ist e
junger, schöner Mann mit hellblauen Augen, geistreich
und heiteren Blickes, in schwedischer, blauer, roth au
geschlagener Uniform, mit Orden und Ordensbändern rei
geschmückt. Unter seinem Puder erkennt man an ihm d
helle Haar.

Zwischen diesem Bilde und dem der Frau von Neck
hängt das von Ary Schäffer gemalte Bildniß der Herzog
von Broglie, einer schönen bleichen kränklichen Dame

einer schwarzen Tracht, wie sie vor dreißig Jahren M
war. Eine schwarze Coiffüre ist von Schäffer selbst
Bilde später hinzugefügt worden, um eine ungeheure
Frisur à la Giraffe zu verbergen, aber die Uebermal
leistet ihren Dienst nur halb; das Frisur=Monstrum schimm
durch, und neben all den Eigenschaften, die Schäf
Bilder auszeichnen, hat es den Fehler, daß die Hände auch
eine Herogin doch gar zu schwach, die Finger zu spinnen
dünn sind. — Der älteste Sohn von Frau von St
dessen Bild seiner Schwester gegenüber hängt, hat das du
krause Haar, den seelenvollen Blick und die schönen bl
Augen der Mutter in einem feinen länglichen Kopfe, de
Form an Byron erinnert. Das Bild muß seiner Tr
nach in den zwanziger Jahren gemalt sein, das zeigen
hartgelbe Weste und der dunkelblaue Carbonaro mit rot
Sammetaufschlag, aus welchem sie hervorsieht. Der S
sieht der Mutter, die Tochter dem Vater und der Gr
mutter ähnlich. Das germanische Blut, das sie von
Seiten ererbt hat, ist in ihr unverkennbar.

Von Frau von Staël sind im Schlosse im Gan
vier Bilder vorhanden. Außer dem großen Oelgemälde
Gérard hängt in dem Saale noch ein, etwa anderth
Fuß hohes Gouache=Bild von ihr. Es stellt sie in leich
Sommerkleidung, in einem Garten sitzend, und jünger
das Gemälde von Gérard dar. Ihre Tochter lehnt
ihrem Knie. Auch auf diesem Bilde hält sie die grü
Ranke in der Hand, und der Kammerdiener, welcher unse
Führer machte, erzählte, daß man ihr auf den verschieden
Tischen in ihren Zimmern immer einige Zweige habe hi
legen müssen, damit sie sie nach Belieben zur Hand geha

habe. Ob das Thatsache oder Mythe ist, wer will das jetzt noch sagen?

Ein drittes Bild, unten in dem großen, schönen Bibliotheksaale, ist das Original des oft kopirten, auch im Musée Rath zu Genf befindlichen Gemäldes, das sie als Corinna idealisirt, und das, irre ich nicht, ebenfalls von Gérard ist. Corinna sitzt auf einem Felsen am Meeresstrande des Kap Missene. Der Kopf ist leise erhoben, als lausche sie auf den Meeresgesang und auf den Hauch des Windes, der leicht ihr Haar durchweht. Der bräunliche Ueberwurf ist auf das Knie heruntergesunken, das weiße, griechisch unter der Brust gegürtete Gewand läßt die Arme, welche die Leyer halten, völlig frei, der zum Sprechen geöffnete Mund, die Hand, welche in die Seiten der Leyer greift, und der begeisterte Ausdruck des Kopfes zeigen Corinna in ihrer dichterischen Improvisation. Das Bild ist vortrefflich und machte mir heute noch den gleichen Eindruck, wie vor vierzig Jahren, als ich selber es nach einem Kupferstiche wohl oder übel kopirte.

Das lieblichste und jugendlichste Bild, das von Frau von Staël in Coppet existirt, wird in einem der Fremdenzimmer aufbewahrt. Sie ist auf demselben noch ganz schlank, kaum über zwanzig Jahre alt, und steht in der weißen griechischen Kleidung, die in der Revolutionszeit üblich war, mit einer fast kindlichen Natürlichkeit da. Die Weise, in welcher sie die entblößten Arme einfach niederfallen läßt, die Nachlässigkeit, in welcher der bunte türkische Shawl zu beiden Seiten des jugendlich schönen Körpers herabhängt, haben etwas sehr Anmuthiges; und alle diese Portraits von Frau von Staël sind sich untereinander

völlig ähnlich, und alle haben denselben lebensvollen, ge-
reichen Ausdruck.

Unten in dem sehr zweckmäßig eingerichteten Bib-
liotheksaal, dessen bis zur Decke hinaufgehenden und
Büsten gezierten Schränke jetzt alle leer stehen, weil
Herzog von Broglie, der Erbe der Bibliothek, sie
Paris hat bringen lassen, steht eine über lebens-
Statue Neckers, als Redner in antikem Gewande,
von den guten Werken Canova's. Necker hat auch in die
Statue wie auf allen seinen Bildern im Schlosse, den
mit einer pathetischen Bewegung nach links emporgerich-
und den Arm deklamatorisch in die Luft erhoben.
dieser Statue befinden sich noch ein jugendliches Bild
eine ebenfalls jugendliche Büste der schönen Herzogin
Broglie, ein hochfrisirtes Oelbild Schlegel's im or-
geschmückten Pelzoberrock und andere weniger bedeute-
Bilder in dem Saale. Daneben zeigt man das ehema-
Schlafzimmer von Madame Necker, welches später
Frau von Recamier bewohnt worden. Es ist mit Gobe-
im Schäferstyl behängt, mit einem Thronbett nach
französischem Geschmack, und zugleich auch als Arbeits=
Empfangszimmer eingerichtet.

Im Eßsaal zu ebener Erde fiel uns ein gutes Portr-
von Lafayette auf, ein Kupferstich, der ihn als Mann
besten Lebensalter, groß, stark, mit ausdrucksvollem Kop-
in einem langen englischen Ueberziehrock darstellt. Es mü-
einen hübschen Pendant zu dem bekannten stehenden Bil-
von Mirabeau machen. — Die Corridore sind mit
Kupferstichen nach den Rafaelischen Stanzen geziert.

In den Seitenflügeln des Schlosses, dessen Aus-

nichts zu wünschen übrig läßt, sind eine Menge bequem eingerichteteter Fremdenzimmer. Sie stehen noch völlig eingerichtet da, als harrten sie heute noch all der Gäste, die sie einst in sich aufgenommen haben. Aber sie sind Alle hingegangen diese Gäste, hingegangen „wo kein Tag mehr scheinet", und sie haben doch Alle, Necker und Frau von Staël, Lafayette, Benjamin Constant, Schlegel und die Anderen, die auf der Höhe ihrer Zeit gestanden, jeder an seinem Theile mitgearbeitet, die Zeit heraufzuführen, in der wir arbeiten und auf deren Höhe wir stehen; und die Zeit und die Welt rollen ihre Bahnen unaufhaltsam weiter, und wir können und können es doch nur mit dem Verstande — nicht mit unserer Empfindung — begreifen, daß der Tag nicht so gar fern sein kann, an welchem fremde Menschen vielleicht ebenso vor unsern Bildern stehen, und versuchen werden, die Umrisse unserer einstigen Gestalt mit den Gedanken und Empfindungen in Einklang zu bringen, denen sie in unsern Arbeiten begegnet sind und durch die auch wir vielleicht eine uns überlebende Bedeutung für sie gewonnen haben. — Der sogenannte moderne Weltschmerz ist eigentlich etwas sehr Abgeschmacktes das ich nie nachzufühlen vermochte, aber desto besser verstehe ich die antike Klage über die Endlichkeit des Daseins denn Leben, Lieben, Schaffen sind solch ein Glück!

Als wir das Schloß verließen, ging eine bejahrte kleine Frau, in schlichter Haube und dunklem Kleide rasch an uns vorüber, nach dem jenseits der Straße gelegenen großen Baumgarten, dessen schöne, sich zwischen den frischen Rasenflächen hinziehende Obstallee gleichsam die Vorhalle des Schlosses bildet.

Wer ist das? fragten wir den Diener, der uns führte.
Das ist unsere Herrin, Frau von Staël. Sie geht, wenn
sie hier ist, und wir sind, so lange die gute Jahreszeit
währt, beständig hier, alle Morgen zu derselben Zeit
nach der Schule und der Kinderbewahr=Anstalt, die sie
hier errichtet hat. Die Wohlthätigkeit ist ihr ganzes Leben
— und auch der Herr Herzog, der sie alle Jahre hier
besucht, der aber krank ist — thut hier viel, und sie pflegt
ihn sehr, wenn er kommt.

Wir blickten um uns, es standen Rollstühle verschie=
dener Art und Form im Flur des Schlosses — zwei ein=
same Greise bewohnten es jetzt — zwei einsame Greise
wußten noch zu sagen von dem sprudelnden Leben, von
der Leidenschaft, von der Liebe und der Poesie, die einst
hier gewaltet.

Wir sahen Frau von Staël durch die gutgehaltene
Rasenfläche gehen, sahen, wie sie stehen blieb, mit ein
paar Kindern des Gärtners, die am Boden saßen, freund=
lich zu plaudern, denen sie die rothen Wangen streichelte,
dann verschwand sie hinter den Hecken, die das Wirth=
schaftshaus umgeben.

Wir gingen den Obstgarten entlang, der Gärtner
stand auf einer Leiter und pflückte Kirschen in saubre
Körbe; Weindrosseln und Elstern flogen dicht an uns
vorüber, die Distelfinken und Goldammern rührten sich
kaum, wenn man an sie herankam. Sie müssen hier des
Friedens sicher sein. Seitwärts in einem kirchlich an=
gelegten dichten Gebüsch befindet sich die Grabstätte der
Familie Necker. Man fabelt von Glassärgen, in denen
die Leichen in Spiritus aufbewahrt werden sollen; es

eine Reihe von Anekdoten, die sich über Engländer verbreiten, welche diese Särge und diese Leichen durchaus sehen wollten und die man so oder so dabei zum Besten gehabt hat. Ob diese Geschichten wahr sind, weiß ich nicht, und ob man die Grabstätte sehen könne, haben wir nicht gefragt.

Der Morgen war gar zu schön, und der Blick aus dem Obstgarten auf den See und die Berge zu verlockend! Wir gingen den langen Gang hin und wieder, der recht wie dazu geschaffen ist, sich Abends in der Kühle lustwandelnd zu erfrischen — wir dachten derer, die hier einst vor uns gegangen und gestanden, und das Göthe'sche Wort „die Stätte, die ein guter Mensch betrat, ist eingeweiht!“ hatte sich auch hier wieder in erhebender Kraft für uns bewährt.

Eilfter Brief.

Genf, den 2. Juli 186

Einer der schönsten Blicke auf Genf ist der aus dem G
von Lancy. Unsere Freunde haben uns neulich über C
und Lancy dort hin gefahren. Carouge ist stark b
und zum großen Theil von katholischen Arbeitern b
Einem Kirchenfeste zu Ehren waren die ganzen S
mit Guirlanden und Kränzen geziert, die von d
Seite der Straße nach der andern hinüber reicht
die mitunter höchst sinnreich und geschickt, aus
Papier und billigen Baumwollgazen zusammenge
zwar in einer eigenartigen Weise zusammen geset
der ich selbst in dem an Dekorationstalent sonst
vergleichlichen Italien, nicht begegnet war. Der g
Ort, und Die Menge geputzter kleiner Mädchen,
Blumenkränzen auf den Köpfen, die wohl bei
[illegible] heiligt gewesen waren, machten einen sehr
[illegible] Eindruck. [illegible] Tage war es sehr schwül gewesen, geg
[illegible] bedeckte sich der Himmel völlig mit Wolken
[illegible] Gegend von Berner traf uns schon der Wind
[illegible]wege, der nach Lancy führt, kamen uns
[illegible] Anzahl von Spaziergängern entgegen, die n
[illegible] unterzukommen suchten. Die Mehrzahl von ihne

gehörte, nach ihrem Aussehen und ihrer Kleidung, dem Handwerkerstande an. In der Regel war es eine Frau mit ihren Kindern, Männer waren kaum ein Paar dabei, und unsere Freunde sagten uns, daß die Handwerker von Genf, wenn sie es irgend erschwingen können, für die Sommermonate, in den umgelegenen Ortschaften ein Stübchen oder Kämmerchen, je nach ihren Mitteln, zu miethen suchen, um ihre Kinder, so oft es angeht, für den Nachmittag in's Freie hinausführen und im Freien ungehindert spielen lassen zu können.

Die Worte, welche Winkelmann in seiner Zeit von Italien sagen mochte: „Denn dieses ist ein Land der Menschlichkeit!" kann man jetzt auf die Schweiz anwenden.

Der Himmel war völlig farblos als wir auf der Höhe anlangten und den Wagen halten ließen, um über den rasigen Boden durch das Gebüsch nach dem vorderen Abhang des Gehölzes zu gehen, das eigentlich diesen Namen kaum verdient. Aber die Aussicht verdient ihre Berühmtheit um so mehr. Man hat zur Rechten die beiden Salèves, zur Linken die Vorstadt St. Jean, die sich zwischen grünen Bäumen und Gärten allmählich ansteigend sehr gut ausnimmt, weit bedeutender, als sie sich in der Nähe darstellt. Unten schießen die beiden mächtigen Ströme, die Arve und der Rhone eine Strecke nebeneinander mit einer Schnelle hin, als könnten sie es nicht erwarten, bis sie sich zusammenfinden. Ein paar Wassermühlen unter mächtigen Bäumen am Fuße der Vorstadt von St. Jean sind so malerisch gelegen, als wären sie für ein Bild erfunden; und wenn man stromaufwärts blickt, hat man Genf vor sich, mit seinen beiden amphitheatralischen Ufern, und den See,

und über alles hinausragend, das alte Burgviertel der
mit den schweren dunkeln Mauern seines Domes,
Stammburg des Calvinischen Bekenntnisses.

Die Aufbauung dieses Panoramas — ich fin
Augenblicke kein anderes Wort für das, was ich beze
möchte — ist sehr schön. Vorgrund und Hinter
sind bedeutend, und doch tritt der Letztere so weit
daß er den Ersteren nicht beeinträchtigt; selbst der
Himmel, der manchen Landschaften nicht günstig ist,
dieser Gegend sehr wohl an. Er wirkte wie eine
vermittelnde Lazur. Es war, als sähe man ein Bild
Claude Lorrain, das nachgedunkelt hätte, und man
recht, was es zu bedeuten habe, wenn man von
historischen Landschaft spricht. Alle die schönen Bilder
Claude Lorrain, mit denen der erste große Saal der
lerie im Palast Doria in Rom geschmückt ist, fielen
bei dem Blick auf diese Gegend ein, und nebenher
ich den Gedanken nicht los, daß von diesem Wäl
aus, Ferdinand Lassalle, der hier im Duell die töd
Verwundung erhielt, welcher er ein paar Tage danach
legen ist, zum letzten Male in Lebenskraft auf Genf
gesehen hat.

Als wir am Abende durch die Straßen gingen,
der Regen, der inzwischen gefallen war, nachgelassen.
der Place bel air schimmerten im Gaslicht die
tropfen an den erfrischten Blättern der Bäume. Es
recht nach einem Sommerregen, überall waren die
offen; wo ein Balkon oder eine Fensterthüre zu sehen
kamen die Leute heraus, und Männer und Frauen,
ihren Kindern auf den Armen, gingen auf den

und an den Quais spazieren. Im Vorüberkommen hörten wir ein paar Mal davon sprechen, daß dieser warme Regen dem Weine gut thun werde, der in diesem Jahre noch sehr zurückgeblieben sei.

Bei uns in der Pension hatte vielleicht auch der warme Regen eine besondere Art von Saaten aufgehen lassen. In dem Salon, in der Eßstube, selbst in unserem Zimmer, lag Alles voll Traktätchen — englischen und französischen — zu beliebiger Auswahl.

Wie kommen die Sachen hierher? fragte ich den Diener des Hauses, den braven Samuel, der uns musterhaft bediente.

Madame! entgegnte er, es sind amerikanische Herrschaften angekommen, Methodisten, wie ich glaube; sie haben mich beauftragt die Traktätchen in die verschiedenen Zimmer zu legen, und — ich bitte um Verzeihung Madame! — ich habe geglaubt, daß es Ihnen nicht mißfallen könnte!"

Ich beruhigte ihn darüber und sah mir die Heftchen an. Sie waren alle sehr klein, einige nicht viel größer als Portemonnaie-Kalender — und Alle von der höchsten Unbedeutenheit, ja von einer völligen Nichtigkeit der Erfindung. Antoinette Hayden ou l'Amour produit l'Amour — le prix de la Bible — The Suicide — The Reapers — A Dollars worth beweisen in ihren Erzählungen gar Nichts; und ich legte sie, nachdem ich sie gelesen, es waren ihrer sechs oder sieben, mit der Empfindung auf die Seite, mit welcher unser Einer diese Art von Litteratur zu betrachten gewohnt ist. Ich möchte sagen: ich legte sie mit einer historischen Gleichgültigkeit ad acta. Aber diese Hefte

haben mich nachdenklich gemacht, und in mi
nicht eine Bekehrung im kirchlich protestantisch
so doch eine neue Anschauung von der Wichtig
Traktätlein hervorgerufen. Denn, je mehr ich
nachsinne, je weniger kann ich mich der Einsicht versch
daß wir hingehen müßten und „ein Gleiches thun!"

Es ist für die Verbreitung einer Idee nach me
festen Ueberzeugung, Nichts so wirksam als die plötzli
unerwartete, kurze Anregung, die eben weil sie unv
ständig ist, zu eigenem Nachdenken anreizt; und auf
andern Seite muß man möglichst mit denselben Waff
zu kämpfen und auf dieselbe Weise zu wirken suchen, wel
von der Partei angewendet worden sind, die sich bis h
ausschließlich mit der Bekehrung der großen Massen — u
zwar sehr erfolgreich — beschäftigt hat. Es ist, wenn
uns darum zu thun ist, die Menschen zu der Erkenntn
zu führen, welche wir in religiöser und sozialer Hinsic
gewonnen haben, sicherlich nicht dadurch zu erreichen, da
wir diese gewonnene Erkenntniß in dicken Büchern niede
legen, welche gerade denjenigen nicht in die Hände komme
auf welche zu wirken sie die Aufgabe haben. Die große
Zeitungen thun in dieser Beziehung schon mehr als d
Bücher, aber auch sie kommen, weil sie theuer sind, haup
sächlich nur in die Städte, nur in die Hände der Begü
terten und mehr oder weniger Aufgeklärten. Sie reiche
kaum in die engen Wohnungen der großen Städte, nic
in die kleinen Städte hinein, sie gelangen nicht auf d
flache Land und in die Berge und an die entlegenen See
nicht zu den Fischern und Zimmerleuten, aus denen Christ
sich seine Apostel erzog. Es war aber schon eine gr

Gemeinde in dem arbeitenden und armen Volke für die Lehre Christi gewonnen, ehe Paulus auszog vor den hoch gebildeten Korinthern und vor den mächtigen Römern zu predigen, und auch in Rom ging die Verbreitung der neuen Lehre nach den Traditionen, nicht aus den Palästen in das Volk, sondern aus den Katakomben in die Tempel.

Wir stehen jetzt — nur Einer, der nicht sehen will, kann sich dieser Wahrheit verschließen — wieder an einer Grenzscheide zwischen zwei Weltanschauungen; und es kommt darauf an, ob die Wandlung, welche sich vorbereitet, uns im Licht des Tages oder in der Dunkelheit der Nacht, ob sie uns vorbereitet, oder unvorbereitet finden soll, ob sie sich naturgemäß, d. h. allmählich oder mit gewaltsamem und vernichtendem Zusammenstoße vollziehen soll. Zwischen der Partei des Absolutis
Staat, die Eins ist, mag sie in
haben, und zwischen der Partei der
eine große, im Grunde programm-
sogar namenlose Partei. Sie selbst hat den Namen der
Demokratie von sich gewiesen, und Demokratie
auch nur eine Partei im staatlich pol
rend in der Wandlung, welche uns
und welche durch die Fortschritte der
der Nationalökonomie und der histo
wendig herbeigeführt wird, die Frage
kenntniß mit an der Spitze steht, und
treibenden Kräfte ist. — Fortschrittspar
Bewegung? — Das klingt ganz gut;
wegung muß ein benanntes Etwas sein,
und sich in der Bewegung entwickelt und

flüchtigt sich der Stoff, wie verschwebende W[...]
sich unfaßbar auf — und dazu gewinnt man [...]
wegung keinen Halt, abgesehen davon, daß eine [...]
Standpunkt ist. — Menschenfreunde! Lichtfreunde[...]
Alles noch unbestimmter: In der That je mehr i[ch]
überlege, je klarer tritt es mir hervor, daß ich wirklich n[icht]
weiß, wie ich diejenigen nennen soll, deren Bestreben [...]
ist, ihre durch die Wissenschaft gewonnene religiöse u[nd]
politisch soziale, der Gewalt und dem Absolutismus abg[e-]
wendete Weltanschauung, auf friedlichem Wege, durch Au[f-]
klärung der Menschen allmählich zur Geltung zu bringe[n.]

Als die kirchliche Bewegung im Anfang des sechs-
zehnten Jahrhunderts, die sich in Italien schon ein Jahr-
hundert früher und zwar gleichzeitig als kirchliche und
staatliche Revolution geregt hatte, in Mittel-Europa den
gewaltigen Aufschwung nahm, boten sich ihren Anhängern,
aus der Sache selber fast mit Naturnothwendigkeit, die
Namen: Eidgenossen, (Hugenotten) Protestanten, Refor-
mirte, dar; und obenein war die Möglichkeit gegeben, sich
nach den Hauptträgern der Bewegung Lutheraner oder Cal-
vinisten zu nennen, während uns noch jede faktische Or-
ganisation, jede feste Gestaltung, ja selbst der Name fehlt.
Das ist aber sicherlich ein Fehler und ein Mangel, dem
abgeholfen werden müßte; denn nächst der Aufklärung ist
die Zusammenhaltung der Gesinnungsgenossen vielleicht
das Allerwichtigste.

Daß die Handwerker-Vereine und die freien Vorträge
in denselben ein sehr wirksames Mittel für die Aufklärung
sind, ist eine Thatsache, aber sie wenden sich nur an die
Männer, an einen bestimmten Kreis von Männern; sie

lassen die Frauen, deren Christus sich doch so wesentlich angenommen hat, völlig unbelehrt und sie sind obenein unsystematisch: sie sind ein Ragout von Wissenswürdigkeiten, in dem sich, wie in dem Gebräu der Makbeth'schen Schicksalsschwestern, alles Mögliche und Ersinnliche zusammenfindet. Sie handeln heute von Galilei und morgen von Kautschuk-Fabrikation, heute über die Liebe und morgen über Infusorien. Sie unterhalten sicherlich in würdiger Weise, sie verbreiten mancherlei Wissenswerthes, aber sie erzeugen, so wie sie jetzt eingerichtet sind, kein zusammenhängendes Wissen oder Denken, sie erschaffen keine neue einheitliche Erkenntniß und Gesinnung, sie bilden den Menschen nicht für eine freie und friedensvolle Zukunft heran. Auch die despotischeste Regierung und die orthodoxeste Kirche haben bei der jetzigen Organisation der sogenannten öffentlichen Lehrvorträge nichts Wesentliches von ihnen zu besorgen. Es scheint mir deshalb, als müßten einerseits neben den eigentlichen Lehrkursen in den Handwerkervereinen auch die freien Vorträge systematisch zusammenhängende sein; und als müßte andrerseits die Einwirkung auf die große Masse aller derer, die nicht zu den bevorzugten Klassen der Handwerker-Vereine gehören, so in Angriff genommen werden, wie die Jesuiten und die katholische Kirche überhaupt es mit ihren Vorträgen vor allem Volk, und wie die anglikanischen Wanderprediger es zur Ausübung bringen.

Der wackere verstorbene Professor Roßmäßler hatte es begriffen, worauf es ankam. Ohne alle Ankündigung, plötzlich, wie die Apostel einst unter die Menschen getreten sind, wo sie deren eine Anzahl beisammen fanden, trat er in ein Wirthshaus ein, und sprach zu denen, die er dort

[illegible]er Abendruhe bei ihrem Bierkrug sitzend fand. Solche Wanderprediger fehlen uns, wie die katholische und die protestantische Kirche sie bis in die entferntesten Theile der Erde entsenden; uns fehlen Wanderprediger, welche von dem Streben, wissenschaftliche Erkenntniß zu verbreiten, von [illegible]em und demselben Geiste friedliebender Menschlichkeit be[illegible]eelt, den Völkern die Grundsätze predigen, an denen wir [illegible]ns erbauen und von deren Verwirklichung wir die Veredlung des Menschengeschlechtes und den Frieden auf Erden erhoffen, der als verheißungsvoller Gruß bei der Geburt jenes Mannes vom Himmel erklungen sein soll, der zuerst die Lehre von der Göttlichkeit des Menschen und von der Bruderliebe unter den Menschen verkündete. Solche Wanderprediger fehlen uns. Ebenso fehlt uns auch der Einfluß, der durch die kleinen unscheinbaren Traktätchen in der stillen Kammer der einsamen Näherin, der an dem Krankenbette des Armen ausgeübt werden kann. Wer die Menschen für eine Ueberzeugung gewinnen will, darf nie vergessen, daß die Menge aus Individuen der verschiedensten Art besteht; wer belehren will, muß sich erinnern, daß die Armen wenig Zeit zum Lernen haben, und daß sich ihnen, weil sie des Lernens und zusammenhängenden Denkens ungewohnt sind, nur kurze, schlagende Sätze einprägen, die ihnen gleichsam zu den Stützen werden, an welchen ihre eigenen Gedanken sich heften und emporranken können. Aber es ist leichter, ein Buch für den Gebildeten, als einen Leitfaden zum Denken für den Unvorbereiteten zu schreiben — und doch haben wir die Erfahrung vor Augen, was mit Luther's Erklärung der uralten jüdischen zehn Gebote noch heute auszurichten ist, weil diese zehn Gebote und die

Luther'sche Erklärung so kurz und schlagend sind, daß sie sich dem Gedächtniß leicht einprägen, und einmal auswendig gelernt, im betreffenden Falle leicht in der Erinnerung auftauchen. — Aber wer schreibt solche neue Gebote, solche neue Katechismen der gesunden Vernunft, der brüderlichen Menschenliebe, des Friedens und der Freiheit? — Und wie verbreitet man sie, da ihre Verbreitung nicht mit dem Interesse derjenigen zusammenfällt, welche jetzt die Missionaire durch alle Zonen senden, und ihren Traktätlein in allen Sprachen durch aller Herren Länder ungehindert den Eingang verschaffen können?

Das zu erörtern wäre eine Aufgabe für den Friedenskongreß, der in Genf zusammen treten soll. Er könnte nichts Folgereicheres, nichts Zweckmäßigeres thun, als eine Verbindung zur nachhaltigen Verbreitung solcher Traktätlein gründen, und Wanderprediger in unserm Sinne einzuführen suchen. Wir werden nichts sehen von dem Friedenskongreß, denn morgen verlassen wir die Stadt und gehen nach dem Rigi Vaudois, nach Glion sur Montreux hinauf.

Zwölfter Brief.

Glion sur Montreux.

Seit dem Anfang des Juli sind wir hier oben einquartirt, und soweit man es voraussehen kann, werden wir uns zu der Wahl dieses Aufenthaltsortes Glück zu wünschen haben, denn die Lage ist wirklich außerordentlich schön.

Wir haben Genf am vierten Juli Nachmittags zwei Uhr mit dem Dampfschiff verlassen, und die Fahrt auf dem See war ein Genuß. Alle die freundlichen Ortschaften an seinen Ufern, die Städte mit ihren alten Thürmen, die soliden kleinen Landungsplätze, die Dampfschiffe und die Segelschiffe mit ihren doppelflügeligen Segeln, die uns das Mittelländische Meer in das Gedächtniß riefen, waren für uns eine rechte Augenfreude.

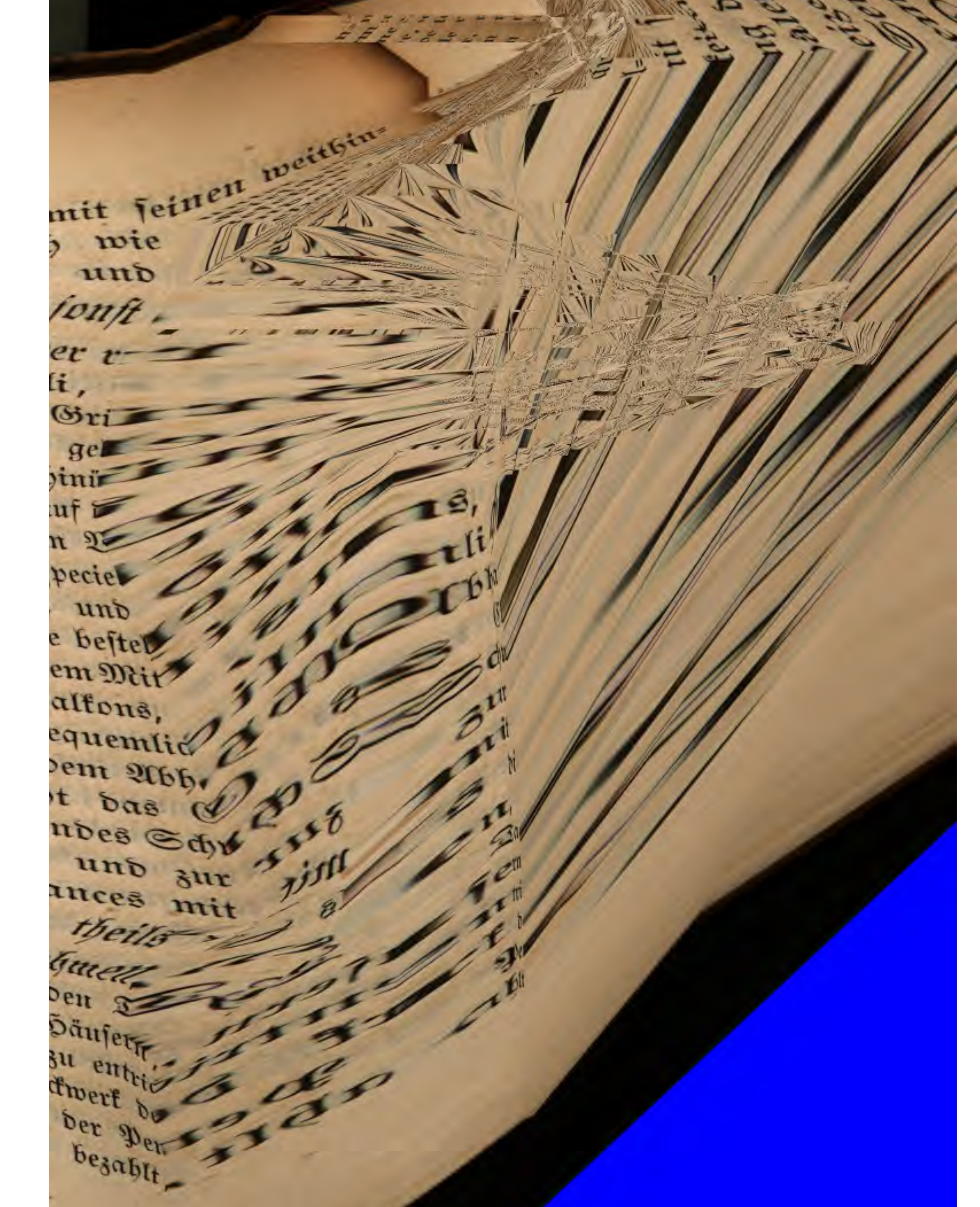
Um sechs Uhr kamen wir in Vernex an, nahmen einen zweispännigen Wagen, der uns — vier Personen und ein recht ansehnliches Gepäck — für zwölf Franken nach Glion hinaufgebracht hat. Der Weg nach Montreux fängt schon unfern vom Landungsplatze in die Höhe zu steigen an, und diese Steigung nimmt schnell zu, wenn man Vernex, wo sich die Eisenbahnstation und die Post befinden, verlassen und Montreux erreicht hat, das viel älter als Vernex, und ganz wie die alten italienischen Bergstädtchen, eng, winkelig und wie in sich selber zusammengekauert, am Felsen an-

geklammert liegt. Die Straße von Montreux — denn ganz Montreux ist eigentlich nur eine, sich in einer scharfen Ecke umbiegende Straße, mit ein paar kleinen platzartigen Weitungen und ein paar Nebengäßchen, die aus wenigen Häusern bestehen — ist oft so eng, daß zwei Wagen sich nicht ausweichen können, und das Pflaster so schlecht, daß die Menschen und die Pferde zu bedauern sind. Gleich hinter Montreux liegt die zu ihm gehörende sehr hübsche Kirche, auf einem freien abgeplatteten Vorsprunge, der wohl früher den Kirchhof gebildet haben wird. Jetzt ist es ein schöner, von alten Bäumen beschatteter, mit Zierpflanzen geschmückter, mit bequemen Bänken versehener Ruheplatz geworden, auf dem ein frisches klares Wasser in ein Steinbecken hinabfließt, so daß Alles hier vorhanden ist, was dem Wanderer das Rasten erquicklich machen kann.

Die Fahrstraße nach dem Rigi Vaudois, auf welchem Glion gelegen ist, zieht sich in weitem Bogen um [illegible]en mit prächtigem Laubholz und verschiedenartigstem Bu[illegible]schwer[illegible] reich bewachsenen Felsen, und während man empor[illegible]eigend die Luft immer leichter und frischer werden fühlt, schimmert wieder und wieder zwischen den uralten [illegible]mmen und durch die breitbelaubten Aeste der im reinst[illegible] Grün erglänzenden Kastanien- und Nußbäume, das blau[illegible] Wasser des See's ferner und ferner von uns, aber immer [illegible]änzend, immer lockend, wie ein freundlich grüßendes Au[illegible] hervor, bis man oben in Glion angekommen, mit einem [illegible]e wieder den See in seiner ganzen Mächtigkeit überschau[illegible] und das blaue Wasser zu seinen Füßen, den blauen Him[illegible]mel über seinem Haupte, sich in einer Atmosphäre fühlt, [illegible] welcher das bloße Athmen zum Genusse wird.

Wir gleichen in unsern großen Städten, in de
Mephisto's Fluch „Staub soll er fressen und mit L
über uns liegt, in aller unserer Pracht und Herrli
doch den Gefangenen, denen die ersten Lebensbedingun
Luft und Licht, entzogen werden. Was wir dort an
genannten geistigen Genüssen uns auch zu schaffen
mögen, was wir an Geselligkeit und Kunst und vorbere
Lebensbequemlichkeit dort auch besitzen mögen — so
ich nach längerem Verweilen in den Mauern großer St
auf das Land, oder gar an das Meer oder in's Gebi
gekommen bin, ist immer dieselbe Empfindung, immer
selbe Ueberzeugung in mir aufgestiegen: daß das
Glück nur im Freien zu finden ist, daß Nichts uns sch
halten kann für die Wonne eines freien Athmens in rei
freier Luft. Und rein und frei ist die Luft hier ob
denn wir sind doch nahezu dreitausend Fuß über de
Meeresspiegel und zwölfhundert Fuß über der Fläche de
See's, dessen meilenweites Wasserbecken uns seine Frisc
zu Gute kommen läßt.

Der Ort hier, den man Glion heißt, ist kaum e
Dorf zu nennen. Er hat außer den Pensionen nur ein
wenige schlechte und erbärmliche Häuser, die auf der linken
Seite der Felsen gelegen sind, durch welche ein kleines
wildes Bergwasser, die Baie de Montreux sich ihre Bah
gebrochen hat. Beide Felsseiten, wie die ganze tief in d
Gebirge hineingehende Schlucht, sind von oben bis unte
mit den schönsten Waldungen bedeckt, in deren Lichtun
sich smaragdgrün die frischesten Matten hinziehen. D
ächte Kastanie, mit ihren schön gezackten und gespitzt
hellen Blättern, mit den gelblichgrünen Büscheln ihr



mit seinen weithin-
h wie
und
sonst,
er r
li,
Gri
ge
hinü
uf
n
pecie
und
e beste
em Mit
alkons,
equemlic
dem Abh,
t das
ndes Schw
und zur
ances mit
theils
hmell,
den
Häusern,
zu entric
kwerk d
der Per
bezahlt,

der Pensionspreis dort nur die eigentliche
betrifft.

Gleich der Einfahrt in den Garten des J
gegenüber, liegt die Pension Belle Vue, ein
Garten, aber nach der einen Seite hin mit
sicht, das etwa für zwanzig Personen Unterkon
höher in der Schlucht hinauf, ist ein neues,
Pensionat, das Hôtel Glion, das einen Garten
Bäumen und weiter Fernsicht hat, und end
höchstgelegene der Pensionen, die Pension du
Haus ist alt, liegt ganz versteckt, wird aber s
obschon, wie in allen diesen Pensionen, mi
des Rigi Vaudois, die Zimmer sehr klein,
nur mit dem Nothdürftigsten eingerichtet, und
säle, namentlich wenn der Fremdenverkehr leb
unerträglich beengt und durch ihre Niedrig
flommen sind. Dafür hat die Pension du R
ihrer, ganz nahe dabei schön planirten mit
ten und von Kirchbäumen beschatteten Terras
schönsten Blicke über den See; und seit wir
kommen sind, daß wir den recht steilen und
gepflasterten Weg von unserm Hause nach di
nicht mehr zu scheuen haben, ist sie einer uns
Spaziergänge geworden. Indeß für Kranke i
so kurz er ist, doch schwer — und wer überha
quemlichkeit und auf freie, luftige Zimmer zu
ist sicherlich im Rigi Vaudois und in der P
Vue zweckmäßiger logirt, welche Vortheile s
und die sogenannte „Gemüthlichkeit“ suchen
die Pension du Midi auch bieten mag.

Glion, den 9. Juli 1867.

„Lo svegliarsi la prima notte in carcere è cosa orribile!“ (Das Erwachen in der ersten Nacht, die man in einem Kerker zubringt, ist etwas Entsetzliches!) sagt der arme Silcio Pelliko in der Schilderung seiner Gefangenschaft; und diese Worte fielen mir sonderbarer Weise heute, als ein schlagender Gegensatz zu meiner Lage plötzlich ein, da ich am Morgen die Thüre unseres zu ebener Erde im Châlet gelegenen Zimmers öffnete, und die volle frische Luft, und die goldene Sonne uns mit ihren Fluthen von Erquickung und von Licht umströmten. Das erste Erwachen auf solcher Höhe, in solcher Stille, in solcher Freiheit, ist wirklich etwas Köstliches!

Man sah es der Sonne an, wie heiß sie, trotz der Morgenstunde, schon über den Thälern und auf den Wegen da unten brüten mochte; wir aber hier oben, wir empfanden nur ihre Segnungen. Der Duft der Glycinien, die unsere Veranda umranken, der sanfte Geruch des Reseda und der weißen Bethunien, die in den Blumenbeeten vor unsern Fenstern ihre lila Kelche vor den Sonnenstrahlen weit geöffnet hatten, quollen uns warm und würzig entgegen. Die Rosen flammten über dem thauigen Grase der Terrassen. Drüben auf dem andern Ufer des Sees leuchteten am Fuße der Savoyischen Alpen die Häuser von Bouveret im hellen Morgenlichte, und am Ende des Sees, wo die Savoyischen Alpen und der Vorsprung des Mont Grvel eine weite Thalung bilden, als deren Hintergrund die mit ewigem Schnee bedeckten vielgezackten Felsenmassen der Dent du Midi in die Wolken ragen, schoß hinter dem Städtchen Villeneuve der Rhone, wie eine glänzende Riesenschlange durch die Wiesen nach dem See hinunter.

Als ich ein Kind war, und mit staun
derung in Campe's Entdeckung von Amerik
von Columbus und Cortez geschildert las,
immer einen gewaltigen Eindruck gemacht,
kühnen Männer auf eine neue Insel oder übe
neues Ufer kamen, und dann gleich ihre Fa
sie in den Boden pflanzten und damit von
für allemal aus eigener Machtvollkommen
Besitz ergriffen. Daß dies eine Gewaltthäti
mir im Entferntesten nicht ein, denn d
von Natur zur Gewaltthat geneigt, und
ein Urmensch mit allen urmenschlichen Ei
die Erziehung die schlimmen Anlagen mäßig
entwickelt. Von einem Lande so mit einer
lung Besitz zu ergreifen, schien mir etwas
zu sein. Und jetzt, wenn ich, wie eben
Tagen, auf einem Berge stehend in eine m
Gegend hinunterschaue, und mir sage, daß
blick jetzt für Monate alltäglich haben, daß
diese blauen Wasser, diese waldigen Höhe
Auge ganz nach Belieben zu jeder Stund
werde, kommt etwas von dem freudige
Besitzergreifens über mich, das ich in ju
beneidenswerth gefunden habe — und da
sitzesfreude keinem andern Menschen Sch
ich mich ihr aus vollem Herzen überlass
nur „was wir verstehen, wird uns Besitz
Alles Besitz, was wir einmal mit vollen
sehen und genossen haben.

Recht mit bewußter Besitzesfreude f

diesen Tagen auch auf den schönen Terrassen unserer Pension umhergewandert, und haben uns in dem Panorama, das wir überschauen, heimisch zu machen gesucht. Nach Osten ist der Ausblick nicht eben weit. Er wird dort, wie ich vorhin bemerkt, durch das Zusammentreten der Gebirge im Rhonethal beschränkt, aber die Aussicht auf das südliche Ufer des See's zu unsern Füßen ist dafür von der höchsten Belebtheit und Lieblichkeit. Ortschaft reiht sich an Ortschaft an. Da liegt gleich hinter Montreux, welches von hier oben nicht sichtbar ist, das sich weit hinstreckende Territet mit dem großen Gasthof der Pension des Alpes. Dicht dahinter sieht aus dem Grün der Wälder, ein wenig über dem See erhaben, das freundliche Veytaux hervor, in welchem, wie man uns in Genf berichtet, Edgar Quinet, der exilirte französische Patriot, seit Jahren eine Zuflucht gefunden hat; dort unten springt das einsame alte Schloß von Chillon mit seinen untersetzten und dickköpfigen Thürmen in den See hinaus. Weiter hinab nach dem Ende des See's erhebt sich — einsam wie der Dichter, dessen Namen es trägt — das stolze Hôtel Byron, und den Schluß bildet in der Ebene, am Eingang in das Rhonethal das Städtchen Villeneuve, dessen spitzer Kirchthurm und dessen Häuser in dem hellen Sonnenlicht klar und deutlich zu erkennen sind.

Nach Westen hin ist die Aussicht aber noch weit freier und noch mannichfaltiger; denn das Savoyische Ufer tritt dort, mit seiner Alpenkette bei den Felsen von Meillerie eine Ecke bildend, scharf zurück. Dadurch thut sich der See plötzlich wie ein Meer in seiner ganzen Breite auf. Rechts umspannen ihn mit weichem Bogen die sanften

Höhenzüge des Waadtlandes, und in weiter, weiter
schließt die feine Linie des Jura den Horizont. Aber
das Stück des Waadtlandes, das man hier von oben
blickt, mit den zahlreichen kleinen Landzungen un
zwischen ihnen sich bildenden Buchten und Landungs
mit den nicht allzu fern vom Ufer sich erhebenden
förmigen Hügeln, auf denen alte und neue Schlösser t
mit den sich am Seeufer ausbreitenden und sanf
die Rebhügel emporsteigenden Ortschaften, ist überal
lich. Fast in einer fortlaufenden Reihe schließen d
Montreux und das geschäftige Vernex und das m
Villen und Gärten so heitere Clarens sich anein
Darüber liegen auf rasigen Höhen die Reste früh
dungen, schöne Nußbaumgruppen, von denen ein
innerung an Rousseau's Dichtung, noch heute d
des Bosquet de Julie führt. Weiter hinauf er
die weiße viereckte Masse eines ehemals festen H
Chateau Chatelard, ihm gegenüber das ganz mo
einem Pariser Industriellen erbaute Chateau
und tiefer in das Land hinein, das größte der a
Häuser in dieser Gegend, das Schloß von Blon
zwischen liegen die Dörfer Tavel, Chailly und
und weiter und weiter fortgetragen, haftet das Au
an der langen Baumallee des Hafens von Vever
ein Stückchen Erde, wie man es sich anmuth
denken kann; und wie Kinder, die am Weihnac
gleich nach dem Tische laufen, der die gestrige
trägt, um zu sehen, ob all' die Herrlichkeiten
wirklich da sind, so gehe ich heute noch alle
aus dem Zimmer und von der Veranda auf di

hinaus, um mich an dem reizenden Panorama zu erfreuen, das wir von dieser Höhe hinaus nun für eine Reihe von Monaten beherrschen werden.

Glion, den 17. Juli.

Als wir vor vierzehn Tagen hier oben unsern Einzug hielten, war es noch ziemlich einsam auf dieser Höhe. Seitdem ist es mit jedem Bahnzuge, den wir tief unten an den Rebhügeln entlang an uns vorüberziehen, mit jedem Dampfschiffe, das wir an dem kleinen Landungsplatze von Montreux anlegen sehen, hier oben auch belebter geworden, und wir sind jetzt in den schönen Speisesälen, namentlich wenn noch, wie eben heute, eine Menge eigentlicher Touristen dazukommen, nahe an zweihundert Personen zu Tisch, während die tägliche Gesellschaft sich auf etwa hundertfünfzig Personen beläuft. Indeß die Häuser und das Gartenterrain sind so groß und der Besitzer des Rigi Vaudois, Herr Heimberg, ein geborener Hannoveraner, leitet die ganzen Einrichtungen so umsichtig und mit solcher Bereitwilligkeit für die Bedürfnisse des Einzelnen, daß man es besser nicht verlangen kann. Was dem Hôtel noch fehlt, aber auch entschieden fehlt, sind Bäder, ein direkter Telegraphenverkehr und Reitesel zur Benutzung für die Fremden. Die Bäder sollen noch in diesem Herbste eingerichtet werden, auch die Telegraphenleitung steht in Aussicht, da man hier in der Schweiz jedem Orte und jedem Wirthe, der es nachweisen kann, daß er jährlich zweihundert Depeschen erhält, eine eigene Telegraphenleitung bewilligt; und da die Gebühr für ein Telegramm, wie es heißt von einem Frank auf einen

alben herunter gesetzt werden
Telegraphenstation auf dem Rig
Bewohnern desselben eine wesen
ntbehrliche Erleichterung gebote
endig ist aber auch die Auff
t eigentlich um so unbegreif
ustrie sich dieses Erwerbes ni
ls Fuhrwerk und Pferde und
nten am See, sehr theuer und
nzahl vorhanden sind. Der W
tzige und einen zweisitzigen W
stern eine Fahrt hinunter mache
nd wenn man die Tour am
is Vevey oder Villeneuve
vanzig Franken. Für den Ei
ranken und für ein Maulthier
Montreux nach Glion hinauf
ranken. Dadurch sind die Rei
önnen, in Glion ziemlich an
ußer der Promenade nach der
Ridi, ist ihnen nur der Anfan
er sich hier oben längs der
welche die Baie de Montreux
Vallée des Verraux zum See hern
st der Weg, den Quellen des
ockend, es geht sich zu jeder Tag
Waldesgrün auf diesen Bergen,
Bedauern sich zum Umkehren en

*) Dies ist seitdem geschehen. (1868

nicht weiter langen, und wo ein Esel, der mit einige
Sous bezahlt sein würde, so vortrefflich weiter führe
könnte.

Es wird Einem ganz sehnsüchtig zu Muthe, wen
man die rüstigen Fußgänger von den Touren sprechen hör
welche sie hinüber nach der andern Seite der Schlucht
nach den Avants, und weiter hinauf nach dem spitzen Fel
kegel der Dent de Jaman und den Rochers de Na
oder nach der grünen Kuppe des Kübli unternommen, bi
weilen in Mondscheinnächten unternommen haben; und ne
lich, wo ein geistreicher, uns hier bekannt gewordener itali
nischer Edelmann, der seine dreizehnjährige außerordentli
schöne Tochter halbwegs à la Jean Jaques Rousseau erzie
um Mitternacht mit diesem Mädchen und mit zwei Fü
rern von Glion aufbrach, um mit dem Vollmond ob
auf den Rochers zu sein, und dort die Sonne aufge
zu sehen, konnte man sich des Neides auf die Juge
kaum erwehren.

Aber auch das, was wir zu Fuß erreichen könne
ist schön genug, und meine alte Vorliebe für die heiß
Alles sättigende Mittagshitze kommt hier zu ihrem Rech
Alltäglich gehen wir am Mittage auf den Weg nach d
Schlucht hinaus, und das Gehen ist dann ebenso genu
reich wie das Rasten auf dem üppigen Rasen, auf de
Maaslieb und Campanula in ganzen Büscheln bei einand
stehen, und Rosmarin und Quendel und Thymian un
Citronenmelisse fast berauschend duften. Von den breite
Aesten der riesigen Nußbäume geschützt sehen wir auf a
die Matten und Waldungen hinunter, über denen d
Luft vor Hitze zittert. Drüben auf der Höhe brüte

...rent, Charney, Songy im Sonnenlichte
...as Dampfschiff seine Furchen durch den
...See, braust das Dampfroß an den Hü...
...hen das nur, wir hören es nicht, denn hier...
...ill. Nur das Rauschen der Baie in ihrer
...ten wir, und das leise Schwirren der Biene
...ie mit den Schmetterlingen um die Wei...
...lume flattern und sich ihres kurzen D...
...ir. So müßte man aus einem Jenseit...
...uf die Erde: Alles sehend, ohne wünsch...
...en Dingen, ohne Bedürfniß, ohne ei...
...em All in Harmonie, in stillem Betr...
...Insichselbstberuhen.

Ohne die Gesellschaft, von der ...
...Sprachen und Zungen umwälscht wir...
...n dieser friedlichen Stille zum Bra...
...ber das Betrachten der hier täglich ...
...Reisenden ist ein gutes Mittel gegen ...
...elbst und gegen das Hinträumen im ...
...wir mit den beiden Freundinnen, wel...
...talien die andere aus dem Norden ...
...lion nachgekommen sind, vor unse...
...ftigen wir uns oft damit, die ...
...bensverhältnisse der Reisenden z...
...rstere ist in der Regel leicht- ...
...rschen England und Amerika hi...
...ben die Russischen Ostseeprovinzen ...
...stellt, Deutsche sind nicht eben viel ...
...mmen in der Regel nur als selte...
...ommen noch einige vor der Cholera

sich meist in ihren Zimmern aufhalten, und eine holländische Familie, die wir hier schon vorgefunden haben. Aber das Haus und die Säle und die Gartenanlagen sind so groß und so geräumig, daß man einander nicht berührt, wenn man sich nicht sucht, und ich wüßte in der That nicht, wo man angenehmer und behaglicher aufgehoben sein könnte, als eben hier auf diesem schönen Berge.

Dreizehnte ...

Das Waadtland und ...

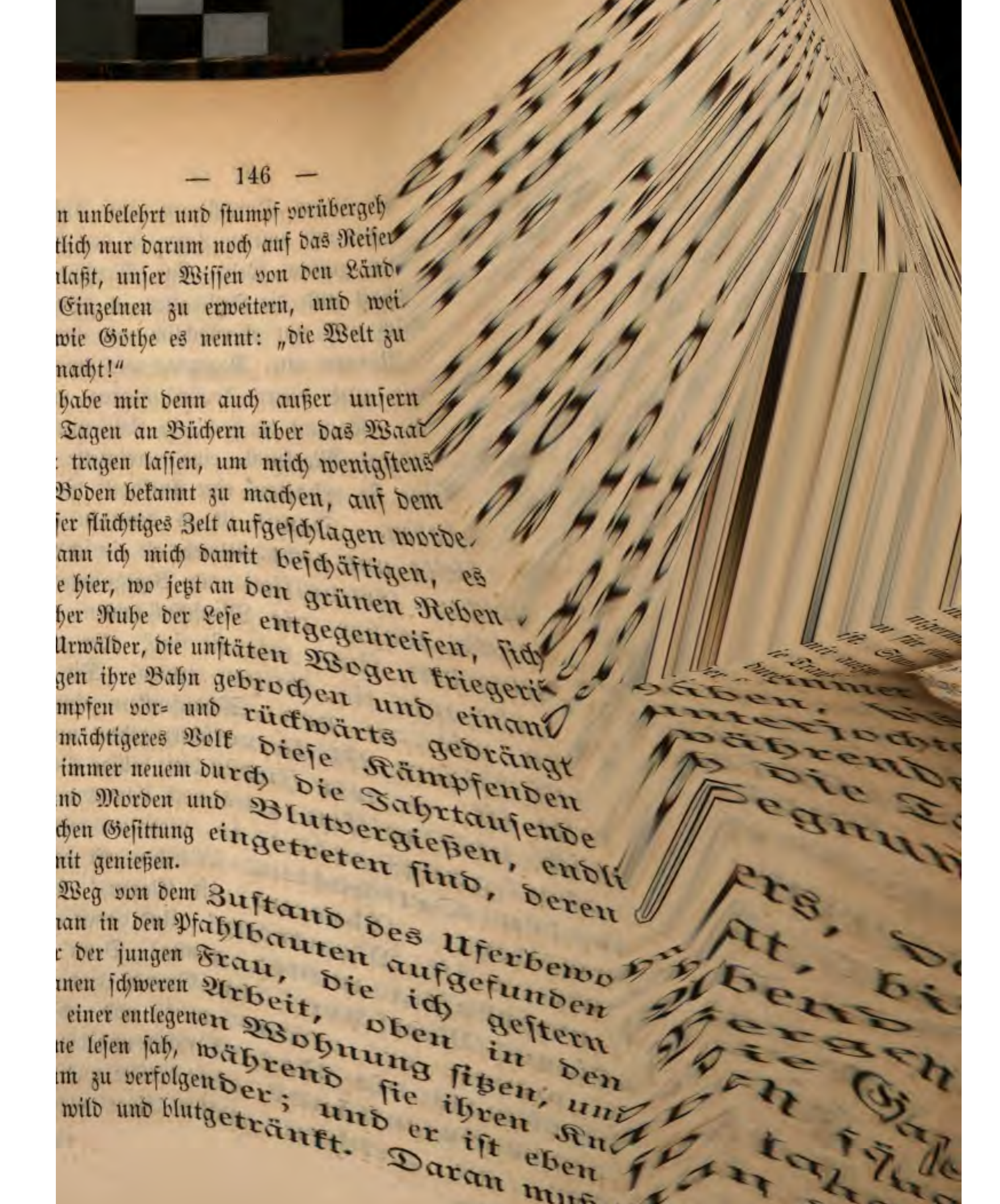
Der beabsichtigte Friedenskon...
seine mögliche Wirksamkeit bil...
stand der Unterhaltung, und es i...
mit welcher Hartnäckigkeit, man ...
gläubigen Inbrunst im Uebrig...
obenein Herzensgute Menschen ...
keit der Kriege verfechten. Wo...
freilich wissen die Kriegsbedürft...
Der Eine, ein vortrefflicher Ma...
der gar nicht mehr so übermäß...
hauptete gestern gegen mich ga...
hören der Kriege ist eine Unmög...
ein frisches Männerherz an d...
Kampf ein Gebot der menschlic...
der Krieg ist ein Hauptmittel, ei...
— Könnte denn Ihr Herz nic...
licheres und weniger Blutdürstige...
erlaubte ich mir, ihn sehr besche...
würden Sie zu einem Löwen...
durch ein Wunder die Sprache...
Morgens mit der unumwunde...
daß das Ochsen- und Pferdewe...

schenfressen ein Gebot der löwischen Natur sei, und daß also die Tribus der Kabylen und Beduinen in der Wüste sich nur in alle Ewigkeit so weiter fort berauben und verspeisen zu lassen hätten. Sie würden gegen dieses Gebot der Löwennatur wahrscheinlich ganz dieselben gerechten menschlichen Bedenken hegen, die mir Ihr kriegslustiges Herzklopfen erregt. Daß aber die Civilisation beispielsweise hier im Waadtlande größer gewesen wäre, als noch dort unten in Chillon und da oben auf dem Kübli und weiterhin im Chateau Chatelard und im Schlosse von Blonay die Grafen und Ritter saßen, die Alle auch noch sammt und sonders mit dem naturwüchsigen männlichen Herzklopfen behaftet gewesen sind, mit dem sie sich untereinander und den Bürgern der Städte, wie den Landleuten Jahraus Jahrein in den Haaren lagen, das möchten Sie selbst doch schwerlich behaupten wollen. Zugegangen ist es in jenen männlichen kriegerischen Zeiten hier reichlich so wüst und blutig wie anderwärts, und ich glaube, das Herzklopfen wird nicht bei den männlichen Rittern, welche die Kriege anzettelten, sondern bei jenen Elenden, die unter dem blutigen Geraufe zu leiden hatten, am stärksten gewesen sein.

Ich für mein Theil habe aber grade an dem Frieden, der uns hier umgiebt, meine größte Freude; und wenn man so alltäglich dieselben Wege auf denselben Höhen betritt, und das Auge immer wieder auf diesen freundlichen Ortschaften, auf diesen Schlössern und Burgen ruhen läßt, bekommt man für sie und für das ganze Land ein mit jedem Tage wachsendes Interesse, und möchte mehr von ihnen wissen, als man bei dem gewöhnlichen Durchreisen der Gegend über sie erfährt.

Länder eben mit diesem Durchsl
Gesellschaften so wie mit unserem
fremden der großen Welt.
Lande prägen Gesellschaft und die Orts
und mit ihren sich uns nur oberfl
so erinnern Namen ein. Beg
weniger deutlich wir uns dieser Ae
auch ein besonderes. Kommt es hoch
ein, die wir über Merkmal, e
ihnen gehört haben sie erhalten, ei
aus, und es bleibt haben. Damit ist
Bild von solchen uns nicht vieln
Wir wissen nicht Erlebnissen u
sie eben so geworden, woher die Me
geschehen ist, ehe worden sind wie si
uns, an ihnen wir sie kennen
graphen mit flüchtigem wie an den Sch
das Schlimmste Blicke vorü
keit großstädtisch ist — wir finden
und wissen uns
Grade, aber ganz grade so,
genug auch zu den Ortschaften, in
Reiseleben verweilen. Clarens ist
Vernex! Montreux ist Montreux!
— und doch wahrhaftig wenig ge
einem verständigen Menschen im
jenige werden, wovon er etwas w
dieser Hinsicht oftmals die Naturfo
beneidet, zu denen Gegenstände eine
Sprache sprechen, an welchen unse

F. Lewald, Am Genfersee.



n unbelehrt und stumpf vorübergeh
tlich nur darum noch auf das Reiser
laßt, unser Wissen von den Länd
Einzelnen zu erweitern, und wei
wie Göthe es nennt: „die Welt zu
nacht!"

habe mir denn auch außer unsern
Tagen an Büchern über das Waat
tragen lassen, um mich wenigstens
Boden bekannt zu machen, auf dem
ser flüchtiges Zelt aufgeschlagen worde.
ann ich mich damit beschäftigen, es
e hier, wo jetzt an den grünen Reben
her Ruhe der Lese entgegenreifen, sich
Urwälder, die unstäten Wogen kriegeri
gen ihre Bahn gebrochen und einan
mpfen vor- und rückwärts gedrängt
mächtigeres Volk diese Kämpfenden
immer neuem durch die Jahrtausende
nd Morden und Blutvergießen, endli
chen Gesittung eingetreten sind, deren
nit genießen.

Weg von dem Zustand des Uferbewo
an in den Pfahlbauten aufgefunden
der jungen Frau, die ich gestern
nen schweren Arbeit, oben in den
einer entlegenen Wohnung sitzen, und
ne lesen sah, während sie ihren Kn
m zu verfolgender; und er ist eben
wild und blutgetränkt. Daran muß

und auf die Dauer
zu behalten gegenüber
gegenüber dem ... keit des Erdba
uns auf Erden auch ... dem Barbarisch
gegentritt. ... lichen und 1
Wenn ich mir ... heute noch beleid
stellen unternehme, es im Einzelnen
vetier, Germanen, wie Celten und G
geschlagen und gemordet, Burgunder und Fran
under von den Bergen in die Ebenen, vertrieben
in die Sümpfe und von den blutgeträn
zurück in die Wälder und in die Geb
kommt es mir vor, als wären die Men
geschlechter auch nur wie die Saaten,
Fruchtfolge einander ablösen müssen, u
rechte Kultur zu verschaffen. Es liegt e
sehr Gefährliches darin, die Geschichte
ihren großen Zügen und Umrissen zu betr
nicht daneben sich in dem Eingehen au
das Bedürfniß des Einzelnen, das Mitge
thätige Liebe zu bewahren weiß.

Wir sind einmal so geartet, daß in
haftes Erleiden weniger auf unsere Emp
das Erleiden des Einzelnen, und doch
die Freude, von welcher eine große Me
bewegt wird, etwas Fortreißenderes und Erh
als die Freude eines Einzelnen. Es ist
von Nothwehr in unserer Natur. Wir l
einer Volksstamm ist hier beinahe ausgew
wir nehmen das hin ungefähr mit derse

mit welcher wir den Novemberstürmen zusehen, wenn sie
die Blätter von den Bäumen schütteln und sie in die Luft
verstreuen. Sobald aber ein bestimmter Name, ein bestimmtes
Einzelschicksal vor uns hingestellt werden, wird unsere Auf-
merksamkeit gefesselt, und Bewunderung und Mißbilligung,
Liebe und Abneigung reichen mit Lebhaftigkeit in die wei-
teste Vergangenheit zurück; und ist man erst einmal
dahin gekommen, den Menschen, den man vor sich hat,
im Zusammenhange mit den Geschlechtern zu denken, welche
ihm vorangegangen sind, so wird er uns plötzlich in einem
erhöhten Sinne ein Gegenstand der Betrachtung und der
Neugier, ja der einfachste Mensch wird uns merkwürdig
dadurch.

Wer kann es heute dem Manne, der uns hier fran-
zösisch sprechend den guten Morgen wünscht, oder der Frau
welche uns mit höflichster Wendung auf unsern Weg weist
ansehen, in welchem von den barbarischen Volksstämmen
die hier durchgezogen sind, sie ihren Ursprung gehabt haben
mögen? Oder was ist heute noch übrig geblieben von de
Städten, welche die Römer hier gegründet hatten? Nic
viel mehr als die Spur des lateinischen Namens, und hi
und da ein altes Gemäuer, eine in der Erde verborg
gebliebene Medaille, ein Stück von einer Mosaik, eine In
schrift in einem Stein. Eine solche, die man bei Copp
gefunden, hat mir, als ich sie gestern in einem historisch
Werke abgedruckt fand, mit ihrer antiken Resignation d
Herz bewegt. Es klingt, als habe ihr Verfasser mit pro
phetischem Auge in die Zukunft gesehen, als habe er
gewußt, daß einst noch andere große Seelen, andere leben
geprüfte Herzen in dem kleinen Coppet ihre Ruhestätte find

...den; als habe er geahnt, wie die ... em Orte der Vergänglichkeit des ...rden. Die Inschrift lautet: „Wie ... gelebt, Du wirst sterben, wie ich gesto... die Arbeit des Lebens. Lebe wohl ... Deinen Angelegenheiten nach.“

Von den Städten des Waadtlandes si... und Avanches römischen Ursprungs. Die ... Aventikum, war die Hauptstadt der römi... in Helvetien, der Geburtsort Vespasian's. ... Zeit ihrer Blüthe 40,000 Einwohner besess... Spuren weitreichender und sehr dicker rö... ...chen in Avanches noch jetzt bis zum See hi... ..., wie so viele andere — grade um des ... Materials willen, das spätere Jahrhunderte ... benutzten — zum größten Theil zerstört wor... ...es alte Aventikum aber knüpft sich eben a... ...ner Einzel-Erinnerungen, eine Sage von d... ...nes jungen Mädchens, die man liebt und ... ...ngt, obschon man weiß, daß sie erdichtet ist.

Thatsache ist es, daß in den Kämpfen zwis... ...us und Galba, die Stadt Aventikum sich auf ... Letztern schlug, und, da sie von seinem ... ...unde erhalten hatte, noch für ihn Partei nahm, ... Vitellius das Scepter schon ergriffen hatte. ... Vitellius den erwünschten Anlaß zu einem Krieg ... die Helvetier, und der römische Feldherr Cecina ... Aventikum, das der Plünderung überlassen werden ... die Entschlossenheit eines Bürgers, seine Beredt... ...ndeten dies Schicksal von der Stadt ab; nur eine

ersten Bürger, Julius Alpinus, mußte dem Zorne d
Siegers zum Opfer fallen; und an den Tod dieses un
glücklichen knüpft jene vorhin erwähnte Sage an.

Nach ihr besaß Alpinus eine Tochter, eine jugendlic
Priesterin der Stadtgöttin, der die Verurtheilung ih
Vaters das Herz zerriß. Sie begab sich, da Niema
es wagen wollte, sich ihr anzuschließen, unbegleite
Hauptquartier des Feindes, und sich Cecina zu F
fend, flehte sie um Gnade für den Vater. Sie
aber nicht gewährt.

Eine angeblich altrömische Inschrift sollte das
dächtniß an diese That für die Nachwelt bewahrt ha
und bewahrheiten. Sie hieß in der Verdeutschung: „J
Julia Alpinula, die Priesterin der Göttin Aventia,
Tochter eines unglückseligen Vaters schlafe hier. Ich h
den traurigen Tod nicht von ihm abwenden können,
das Schicksal ihm bestimmt. Ich habe dreiundzwan
Jahre gelebt!“

An dieser Inschrift haben sich viele Jahre hindu
die Menschen arglos und glaubensvoll erhoben — u
ihnen auch Lord Byron — bis einer seiner Landsle
ein Lord Mahon, im Jahre 1846 in dem Junihefte
Quarterly Review, man möchte sagen „leider“ den N
weis geführt hat, daß von einer Tochter des Julius Alpi
nirgend eine Kunde existirt, und daß die Inschrift
sentimentale Fälschung aus dem siebzehnten Jahrhundert

Damit ist allerdings eine Unwahrheit aber auch
Stück Poesie zerstört, wenn wir uns nicht entschließen,
poetische Thatsache und Wahrheit an die Stelle der hi
rischen zu stellen, was für die Empfindung ganz auf

erausläuft; denn Schiller's Tell und
on Orleans bleiben für die Menschheit
istorische Kritik auch gegen sie versuchen
Byron jene Inschrift in gutem Glauben
is, schrieb er in sein Tagebuch: „Ich
enschliche Dichtung, die so rührend w
hrift, oder eine historische Thatsache, die
ahme einflößte als diese. Das sind die
Handlungen, welche nicht sterben dürfen.
enen wir uns mit einer wahren und gesu
urückwenden, so oft unser Gemüth durc
denn auch glänzende Schilderung all der
und Eroberungen zu einem fieberhaften
worden ist, von dem uns in der Erinne
übrig bleibt als jenes Unbehagen, welches wi
wüsten Rausch empfinden!"

Der Herrlichkeit von Aventikum, wie
merherrschaft in der Schweiz, machten di
oberungen der Alemannen, Germanen, B
und Hunnen, ein Ende, die das Land in
wandelten. Was von seinen früheren B
den Helvetiern und Römern, übrig gebli
sich in die Wälder und in die Hochgebirg
die Burgunder vorwärts drangen und sich
nige Gonthahar an den beiden Seiten d
setzen anfingen.

Unter diesen Burgundern soll das C
Waadtland zuerst gepredigt worden sein, a
derung der Sitten unter den völlig verr
schaften war am Anfange mit dem Ch



ersten Bürger, Julius
Siegers zum Opfer fal
glücklichen knüpft jene
Nach ihr besaß
Priesterin der Sta
Vaters das Herz
es wagen wollte,
Hauptquartier
fend, flehte sie
aber nicht ge
Eine
dächtniß an
und bewah
Julia Al
Tochter
den tra
das S
Jahre

ette“ ist hier im Lande die
nd Gesetzgebungen geworden … erlage a
Indeß die Burgunder b… den damals
uch nicht lange am Regi… te. Sie wu
Franken verdrängt, und wäh… an den ver
en, an denen das Christent… n Boden ge
änge einer neuen Kultur sich … zu zeigen beg
durch diese neue Einwanderung über … auch auf
rung und Verwilderung sollen … das Land
ungewissen Angaben … es … aus Engl
Mönche gewesen sein, welchen es gelang, d
lichen Kultusstätten in dem jetzigen Waadtlan
Nach Andern soll ein zum Christenthume b
borner, den alte Inschriften als einen R
und Marius benennen, um 595 eine Kir
eine Meierei angelegt haben, um die her
jetzige Payerne entstanden ist. Jedenfalls
im romanischen Style erbaute, nun in
verwandelte Kirche von Payerne sehr frühen
Dieser bekehrte Kirchenerbauer, der zu
Aventikum ernannt wurde, als diese Stadt
war, blieb jedoch nicht lange in Payerne,
dete eine neue Niederlassung und eine Kapel
mutter, der Notre-Dame-de-Pitié, an der St
auf der sich das jetzige Lausanne erhebt. M
möglich, daß jene erste von Marius errichte
in einer der Kapellen der Lausanner Kathed
welche viel älter als die Kathedrale selbst i
aus römischem Baumaterial zusammengesetz
Selbst die Fortschritte des Christent

nicht viel gethan. Von allen Volksstämmen, welche hier gewohnt hatten, oder hier durchgezogen waren, waren einzelne Gruppen in dem Lande zurückgeblieben, und da jede von ihnen an ihren Gewohnheiten, an ihren Gebräuchen an ihrer Religion und an ihren Gesetzen festhielt, war des Zusammenstoßens und des Kämpfens nie ein Ende, bis im sechsten Jahrhundert unserer Zeitrechnung ein Häuptling, ein sogenanter König der Burgunder, Gondebard genannt, den gesammten hier ansässigen Volksstämmen ein gemeinsames Gesetz vorschlug, das sich für die damaligen Zeiten durch seine Milde wie durch seine verhältnißmäßige Gerechtigkeit auszeichnete, und welchem Gondebard Geltung zu verschaffen wußte, nachdem die Burgunder den größten Theil des Landes in ihre Herrschaft gebracht hatten.

Nach diesem Gesetze wurde der Mord nicht mit dem Tode des Mörders, sondern mit Geld gebüßt, und was für jene Tage als ein Beweis hoher Gerechtigkeit angeschlagen werden muß, der Mord eines Burgunders ward nicht höher bestraft als der eines jeden Andern, obschon die Burgunder damals die Macht in Händen hatten. Die Tortur durfte nur gegen Sklaven angewendet werden; die Zeugen bewährten ihre Glaubwürdigkeit durch einen Zweikampf. Die Grafen, des Königs Gefährten, saßen im Beistande ihrer prud'hommes zu Gericht, und — was wir Frauen dem König Gondebard heute noch freundlich gedenken mögen — das neue burgundische Recht, das überhaupt eine gleichmäßige Erbvertheilung anordnete, erkannte auch die Gleichberechtigung der Frauen bei allem Erbe an, während die früheren Rechte sie von demselben völlig ausgeschlossen hatten. Dieses burgundische Gesetz, „la loi Gom

ist hier im Lande die Unterlage aller späteren Re
Gesetzgebungen geworden.

Indeß die Burgunder blieben damals im Waadtl
auch nicht lange am Regimente. Sie wurden von
Franken verdrängt, und während an den vereinzelten P
ten, an denen das Christenthum Boden gewann, die
fänge einer neuen Kultur sich zu zeigen begannen, bra
durch diese neue Einwanderung auch auf's Neue Ze
rung und Verwilderung über das Land herrein.
ungewissen Angaben sollen es aus England komme
Mönche gewesen sein, welchen es gelang, die ersten ch
lichen Kultusstätten in dem jetzigen Waadtlande zu gründ
Nach Andern soll ein zum Christenthume bekehrter Ei
borner, den alte Inschriften als einen Ritter bezeich
und Marius benennen, um 595 eine Kirche erbaut
eine Meierei angelegt haben, um die herum dann
jetzige Payerne entstanden ist. Jedenfalls soll die ei
im romanischen Style erbaute, nun in eine Kornh
verwandelte Kirche von Payerne sehr frühen Ursprunges s

Dieser bekehrte Kirchenerbauer, der zum Bischofe
Aventikum ernannt wurde, als diese Stadt bereits zerst
war, blieb jedoch nicht lange in Payerne, sondern grün
dete eine neue Niederlassung und eine Kapelle der Gnaden
mutter, der Notre-Dame-de-Pitié, an der Stelle des Landes
auf der sich das jetzige Lausanne erhebt. Man hält es
möglich, daß jene erste von Marius errichtete Kapelle noch
in einer der Kapellen der Lausanner Kathedrale fortbestehe
welche viel älter als die Kathedrale selbst und anscheinend
aus römischem Baumaterial zusammengesetzt sein soll.

Selbst die Fortschritte des Christenthums und die

mit ihnen wachsende Gewalt der christlichen Geistlichkeit
trugen jedoch für's Erste nur dazu bei, die Anarchie im Lande
zu erhöhen, denn sie erzeugten eine neue herrschsüchtige Macht
in den christlichen Bischöfen. Die Fürsten, der Adel, die
Bischöfe und die freien Leute befehdeten einander durch
die Jahrhunderte ohne allen Unterlaß, bis die eiserne Faust
Karl's des Großen dem Kampfe für eine Weile Einhalt
that, um ihn nachher um so heftiger entbrennen zu lassen.
Schon Karl der Kahle konnte die wachsende Kraft seiner
mächtigen Edeln nicht mehr niederhalten. Er machte das
Amt der Grafen zu einer erblichen Würde, und die Grafen
zögerten danach nicht, sich ihre völlige Unabhängigkeit zu
erkämpfen. Das war das Signal für den übrigen Adel
sich ebenso von der Obermacht der Grafen zu befreien
und nun begann das Thurm- und Burgenbauen, in de
Lande. Ein Edelmann verschanzte sich gegen den Ander
„so viel Thürme im Lande, sagt Bulliemin, so viel Reich
— oder „so viel Kriegsherren" füge ich hinzu; und
dann noch über alle diese, von dem mannhaften Th
durstigen Herzklopfen besessenen Kriegsherren die S
zenen mit einer großen Völkerwanderung hereinbr
werden die armen nicht kriegerischen Unterthanen und
eigenen der kleinen und großen Kriegsherren sehr in
Rechte gewesen sein, wenn sie, wie es in den alte
gamenten heißt, „den Untergang der Welt vor der
glaubten", da ihre Welt mit ihnen und ihren
in dem Elende thatsächlich zu Ende ging.

Mit aller unserer Phantasie sind wir, gle
nicht im Stande, uns den Graus und das Entse
Zeiten vorzustellen. Auch das geistreichste historisc

bild — ich denke ... Victor Scheffel's ...
— kann die Gr... Zustände nicht wiedergeben ...
dies gegen die ... aller Kunst verstehen ...
Wo indessen in einer Chronik der wirklich geschehenen ...
eignisse, und meist mit der Gelassenheit Erwähnung ...
than wird, mit welcher wir von einem alltäglichen ...
als Nothwendigkeit betrachteten Vorgange sprechen, ...
dern wir zusammen. Grade so wird es aber hoffentlich ...
neuen achthundert oder tausend Jahren, der dann leben...
Menschheit auch ergehen, wenn sie in den Geschichtsbüch...
von den sogenannten Kriegsthaten und von den Sie...
und Triumphen der jetzigen sogenannten Großmä...
lesen, und von der eigentlich ganz unbegreiflichen Apat...
Kunde erhalten wird, mit welcher verständige und ...
hochgebildete Menschen sich noch in unseren Tagen ...
Befehl ihres Kriegsherrn den Kanonen gegenüberstell...
um für ein Interesse, welches ihrem eigenen Vortheil ...
schnurstracks entgegensteht, sich todt schießen zu lassen, o...
andere eben so verständige und eben so unbetheili...
fremde Menschen todt zu schießen.

Man muß sich damit trösten, daß in allen Di...
und Fällen das Uebermaaß sich selber tödtet! Man ...
auf den Ausspruch von Pierre Dupont bauen, ...
prophetische Einsicht dieses wahren Volksdichters, de...
um 1850 einem seiner Chansons populaires den ...
wiederkehrenden Refrain verlieh:

> Le glaive brisera le glaive,
> Et du combat naîtra l'amour!

Auch im Waadtlande wie in Genf und ...
hat das Uebermaaß des Einzelkampfes allmäh...

Verbindungen geführt, die sich ihm entgegenstellten. In der völligen Auflösung, welche hier im Lande herrschte, war es einem entschlossenen Fürsten, dem Fürsten Rudolf von Burgund, geglückt, ein neues burgundisches Reich zu gründen, und es selbst nach außen hin, gegen die Angriffe der deutschen Kaiser zu behaupten. Sein Nachfolger Rudolf II., versuchte sogar, die Herrschaft seiner Waffen jenseits der Alpen geltend zu machen. Dieses Unternehmen mißlang völlig, aber in seine heimischen Berge zurückgekehrt, befestigte er, unterstützt von seiner wohlthätigen Gemahlin, der Königin Bertha, deren Andenken noch heute in der Sage des Volkes märchenhaft fortlebt, durch seine Gerechtigkeit das Ansehen seines Hauses und die Liebe des Volkes für dasselbe. Oben in den Bergen zwischen Lausanne und Vevay, liegt ein kleiner See, der noch den Namen der burgunder Fürstin, der Königin Bertha trägt. Ebenso zeigt man in Payerne, in der vorhin erwähnten ehemaligen Kirche, der Königin Bertha Grab, und auch ihr Sattel und andere Erinnerungen an sie werden dort aufbewahrt — für Denjenigen, der Reliquienglauben mit sich bringt. — Die Zeit, welcher sie angehörte, war übrigens noch wie geschaffen für das Märchen und die Sage. Die Könige hatten noch keine festen Wohnsitze, sondern zogen rechtsprechend im Lande umher. Bald waren sie in den Städten, bald in ihren Schlössern, bald als Gäste in des Adels Burgen, und an solche Könige hat Shakespeare gedacht, als er seinen König Lear von einem Schlosse zu dem andern ziehen und den Stürmen des Himmels auf offenem Felde trotzen läßt. Die zweite burgundische Herrschaft hatte jedoch, trotz des zweiten Rudolf's Gut-

châtel, der Einflußreichste wie der Gewaltthätigste. (
hatte sich immer nur mit Grimm der Oberherrschaft d
kaiserlichen Statthalters gebeugt, und er benutzte dess
Ableben, um sofort von seinen wahren Gesinnungen Zeu
niß abzulegen. Unter dem großen Portale der Kathedra
von Lausanne, von seinem ganzen Klerus umringt, ve
fluchte er das Andenken des Zäringers. Eigne Feste wu
den von dem Bischofe angeordnet, die Befreiung von de
Joch des Zäringers zu feiern. Von allen Seiten ström
dazu die Schaar der gläubigen Pilger herbei, um von d
Absolution, welche bei diesem Anlasse gespendet ward, z
profitiren; und unter diesen frommen Wallfahrern, welch
vor der Gnadenmutter von Lausanne demüthig ihre Kni
zu beugen kamen, befanden sich auch zwei Brüder, die späte
eine ganz andere Rolle an derselben Stätte spielten.

Es waren die Grafen Peter und Philipp von Savoyen
dieselben, welche kurz darauf der beginnenden Alleinherr-
schaft der Kirche im Waadtlande eine Schranke stellten,
um sich selber fast zu den ausschließlichen Gebietern und
Herren des Landes aufzuwerfen.

Gegen die Macht dieser Grafen von Savoyen konnte
auf die Länge ein Theil der Edelleute sich nicht halten.
Es blieb ihnen Nichts übrig, als ihre Selbstständigkeit
opfernd, sich dem Grafen Peter und seinen Absichten dienst-
bar zu machen. Edelleute und Geistliche folgten ihm bald
bei seinen kriegerischen Unternehmungen. Sie begleiteten
ihn auch auf seinem Zuge nach dem heiligen Grabe. Im
Jahre 1285, siebzehn Jahre nach dem Tode dieses Grafen
Peter, des Erbauers von Schloß Chillon aber, vererbte
sein Bruder, Graf Philipp von Savoyen, der sein Nach-

Fürsten Lebenselement geworden. Während dessen hatt
aber die niederen Leute in der deutschen Schweiz sich w
erheben angefangen. Der Schwur auf dem Grütli w
gethan worden, während im Waadtlande zwischen den Städt
der Krieg noch fortdauerte. Ihn beizulegen sendete Graf Lu
wig seinen Sohn ab. Aber dieser Graf Johann von Savoy
büßte seine friedlichen Vermittlungsversuche mit dem Lebe
Der verzweifelte Vater suchte Zerstreuung in einem neu
Feldzuge. Er fiel auf dem Schlachtfeld von Crecy un
seine Tochter verkaufte 1359 das Waadtland für 60,00
Goldgulden an Einen ihres Hauses, an den Grafen Am
den VI. von Savoyen.

Der Stern der savoyenschen Grafen war und blieb nu
trotz ihres unruhigen Treibens geraume Zeit im Ste gen. D
Grafen Amé der VI. und der VII., man nannt e sie nac
ihren Farben, welche sie in ihrer Kleidung, ihren M öbeln un
ihren Geräthschaften, bis auf das Sattelzeug ih er Pferd
in Anwendung brachten, den grünen Grafen und de
rothen Grafen, vergrößerten die Macht ihres H auses, un
auch das Waadtland befand sich unter ihnen nd ihre
Nachfolger Amé VIII. einmal gut. Die Freihei en, wel
die Grafen den Städten in den Zeiten der N oth zug
stehen müssen, wurden nicht angetastet. Die S tädte ve
walteten ihre Angelegenheiten selber und gediehe , da d
Haus Savoyen, ohne viel von ihnen zu begehre , sie m
seinem Ansehen vor Angriffen bewahrte. Nach einer b
schworenen Zusage durften den Städten keine ne en Gese
gegeben werden, wenn sie sich weigerten, dieselbe n anzue
kennen. Sie kamen vielmehr in Moudon zu ge einsam
Berathungen zusammen, und was sie beschloss en, wur

Gnadenmutter von Lausanne herbeiströmenden Wallfahrer bereicherten die Bürger, und sie hatten mit den zweiunddreißig Canonici der Kathedrale, mit den Edelleuten und den Abgesandten der Communen, als Stände Sitz und Stimme in dem Rathe ihres bischöflichen Herren. Das Wohlbefinden und die Anhänglichkeit der Lausanner Bürger an ihre Bischöfe waren es denn auch, welche es den Grafen von Savoyen unmöglich machten, Lausanne unter ihre Botmäßigkeit zu bringen, so oft sie's auch versuchten.

Nach dem Tode Amé's des VIII. nahmen die Grafen von Savoyen den Herzogstitel an, aber das Geschlecht selbst begann seine bisherige Kraft zu verlieren, und alle Parteien im Lande standen wieder einmal auf, als Karl der Kühne von Burgund 1476 seine Händel mit den Schweizern auf dem Boden des Waadtlandes auszufechten kam. Jakob von Savoyen schlug sich auf Seiten Karl's, die Schweizer stürzten aus dem Simmenthal und über die andern Pässe wie ein Bergstrom verheerend in das Waadtland hernieder. Dreihundert Männer aus Nyon mußten über die Klinge springen, viele Schlösser der Adligen, die sich bei dem Kampfe nach der einen oder der andern Seite betheiligt hatten, wurden niedergebrannt, Yverdün dem Boden gleich gemacht, andere Städte in Asche gelegt, Lausanne mit schweren Summen gebrandschatzt. Vevey ging in Flammen auf, ein Theil der Ortschaften, wie Aigle und andere, mußten schon damals sich der Herrschaft der siegreichen Berner unterwerfen.

Im folgenden Jahre ein neuer Feldzug des Burgunder Herzogs, bei dem die mächtigsten waadtländischen Edelleute wieder auf seiner Seite standen. Die Besitzungen,

und um das Werk der Bekehrung zu krönen, ward in d
bis dahin bischöflichen Lausanne eine Universität errich
an welcher vor Allem die protestantische Theologie gele
werden sollte.

Natürlich unterwarfen die Besiegten sich nur wid
willig und es fehlte nicht an Auflehnungen aller Art;
Friede wurde aber von außen nicht unterbrochen und
Wohlstand des Landes fing wieder zu gedeihen an.
der katholische und romanische Adel es verschmähte,
die Kirchengüter, welche man verkaufte, anzueignen, fie
sie in kleinen oder größern Parcellen den reformirten La
leuten und Bürgern anheim. Diese bestanden theils
Eingebornen, theils waren es in das Land gezogene Ber
und deutsche Schweizer. Aus ihnen bildete sich ein ne
bürgerliches Element im Waadtlande, zugleich mit ei
neuen zweckmäßigeren Vertheilung des Bodens und ei
weit einträglicheren, große Vermögen erschaffenden Bewir
schaftung desselben.

Indeß die Herzöge von Savoyen hatten ihre Geli
auf das Waadtland noch nicht völlig aufgegeben. V
undzwanzig Jahre nachdem Bern es erworben hatte, er
der von Frankreich unterstützte Herzog Emanuel Philib
der Sieger von St. Quentin, seine Ansprüche auf dasser
die katholischen Kantone traten aus Eifersucht egen
protestantische Bern auf die Seite des Herzogs und
neuem Kriege auszuweichen, entschloß sich Bern 1564
Lausanner Friedensvertrage Gex und einen Theil des
lichen Seeufers an Savoyen abzutreten. Karl Eman
der Nachfolger Emanuel Philiberts, begnügte sich da
nicht. Er versuchte 1589 durch heimliche Ein rständni

eine neue Heimath suchen kamen, hatten die protestanti[...]
Waadtländer, welche in Ludwig's Diensten standen, [...]
Ehrgefühl genug, aus dem französischen Heere auszutr[...]
Da sie aber von ihren mittelaltrigen Kriegsgelüsten in[...]
noch nicht genesen waren, blieb die Mehrzahl von i[...]
unter neuen Fahnen, in Holland und Savoyen, bei [...]
alten und unheilvollen Handwerk und mordeten zum B[...]
erwerb in fremden Ländern auf Kommando weiter [...]

Dem Waadtlande schlug dies jedoch zum Heile [...]
Seine wilden Elemente warfen sich in die Fremde, [...]
rend fremde friedliche Bürger und Edelleute sich in se[...]
Städten, in seinen Bergen und an seinen Ufern nie[...]
ließen. Für die Freiheit der Religionsübung, welche [...]
französischen Flüchtlingen hier zu Theil ward, brachten [...]
neuen Bewohner eine verfeinerte Gesittung, hohe Gei[...]
bildung, eine veredelte und entwickelte Sprache, schöne [...]
sellschaftliche Umgangsformen und häufig auch noch g[...]
Capitalien in das Land; und „bald, sagt Vulliemin, [...]
die Gesellschaft von Lausanne für eine der höflichsten [...]
liebenswürdigsten in Europa.“

Gibbon wählte Lausanne zu seinem Wohnsitz, Vol[...]
brachte seinen Winter dort zu, Rousseau verlegte [...]
Schauplatz seiner neuen Heloise nach Vevey, nach Cla[...]
nach Chillon. „Wenn sich meiner die Sehnsucht [...]
jenem glücklichen und sanften Leben bemächtigt, we[...]
mich stets geflohen hat, schreibt er einmal, wendet m[...]
Phantasie sich immer nach den freundlichen und ländli[...]
Ufern des Genfersee's.“ — Und von jenen Zeiten, bis [...]
den Tagen, in welchen Necker und seine Tochter Mad[...]
de Staël, und Benjamin Constant und der berühmte [...]

und die habsüchtige Politik des Direktoriums die Gewalt
Händen bekommen hatte. Man muß es in Paul Lanfre
Geschichte Napoleon's I. lesen, wie das Directorium und
Konsuln die Schweiz behandelten, welche Summen sie
dem Lande erpreßten, um es empörten Herzens zu begrei
was ein Land ertragen, was es leisten kann, wenn
einem grausamen Tyrannen die eiserne Geißel des Krie
über ihm geschwungen wird. Aber ein Gutes ging
das Waadtland und für die Schweiz selbst aus die
napoleonischen Angriffen und Kriegen hervor: alle die e
zelnen Kantone wurden es inne, daß ihre Freiheit auf ih
Einheit beruhe, und trotz der Unbill, welche das Waa
land unter der Herrschaft Bern's erduldet hatte, weig
selbst das Waadtland sich entschieden, aus dem alten B
bande auszutreten, um sich von Napoleon an die Spitze ei
République Rhodanique stellen zu lassen, welche aus d
Tessin und der Westschweiz zusammengesetzt werden sol

Von da ab ist die Entwicklung des Waadtlan
mit der ganzen übrigen Schweiz gleichmäßig und we
unterbrochen fortgeschritten, und weder die Bedrohun
von außen, noch die verschiedenen schnell vorübergegange
Störungen innerhalb des Bundes haben dem Fortsch
und dem Gedeihen des Landes wesentlich oder nachha
geschadet.

Vielleicht muß man wie wir, graden Weges
Rom an diese Ufer kommen, um die Segnungen ei
freien Volksentwicklung völlig zu empfinden. Man m
gesehen haben, wie unter einem Klima, das glücklicher n
gedacht werden kann, durch ein seit einem Jahrtause
währendes schlechtes Regiment die einst so herrliche Eb

Vierzehnter Brief.

Joseph Hornung als Maler und Dichter.

Glion zur Montreux.

Wir haben neulich einen angenehmen Besuch gehabt, den alten schweizer Maler Joseph Hornung aus Genf, und mit dem trefflichen Manne, dessen Bekanntschaft wir Pro[illegible] fessor Vogt verdanken, seitdem schon manch[illegible] verplaudert. Einen schöneren alten Mann, [illegible] ist sechsundsiebenzig Jahre alt, habe ich [illegible] [illegible]en gesehen. „Der Berges-Alte!" dachte ich, als er neulich plötzlich vor uns trat; hoch — weit über gewöhnliche Größe — vollkommen wohlgebaut, aufrecht, noch immer schlank und breitbrüstig, auf stracken Füßen, das von reichem, weißem Haar umwallte Haupt noch völlig ungebeugt. Und welch ein schönes Haupt, mit graden, festen, regelmäßigen Formen, mit hellen, großen Augen, neben denen die scharfen Linien und Furchen in der Stirne und in den Wangen ganz unwahrscheinlich aussehen, und mit einem langen weißen Barte, der weit auf die Brust hernieder[illegible] ganz prächtige Erscheinung! Wenn ein [illegible] baum, der viel Geschlechter der redenden Menschen vorübergehen sah, selber in einen Menschen [illegible] werden könnte, müßte er aussehen, wie dieser [illegible] tige und heitre Greis. Ich weiß im Augenblicke [illegible] her sind, aber mir fielen bei seinem Anblick die [illegible] einer englischen Dichtung „erect and free" (auf[illegible]

aber Dank den Schuleinrichtungen seiner Heimath,
hm ein gewisser Unterricht nicht. Indeß das Sitzen
engen Bänken war nicht die Lust des Knaben.
nte nur, was er eben mußte, und strich dafür um
ger in Wald und Feld umher. Seine Eltern hatten
n Uhrmacher bestimmt und er hatte also in der
schule den nothdürftigen Zeichenunterricht erhalten
rt im Hinblick auf die in Genf am meisten ver
Industrie, auf die Uhrmacherei, den Schülern er
wurde. Man brachte danach den jungen Hornung
einem Formschneider, dann zu einem
nten in die Lehre, diese Arbeiten w
ge nicht gefallen. Je älter er wu
hlicher wurde seine Neigung, ein M
setzte es nach Ueberwindung großer
durch, in dem Atelier eines Zeic
zu finden, welcher jedoch noch gan
sch akademischen Schule angehörte.
g ein glückliches Mißgeschick. In
lle Naturanschauung konnte er si
tur, wie er sie in voller Freiheit ge
on Kindheit an in allen ihren
n kennen gelernt hatte, sah an
ften und Gestalten seines Meist
Tages entschloß der junge Künstler si
und die Schule Schule sein zu
en eignen Füßen mitten in die
nd sie wiederzugeben, wie sein
er — Hornung war arm, und
ung der nothwendigsten Malergerät

Da kam eine junge,
Arbeiterin ihm
franken, mit denen
anfing. Das

Der junge Mann stand da, als wäre ihm eine neue Sonne aufgegangen. Er verlangte es gar nicht besser. Wie er da war, lief er zu seiner Freundin. „Wir müssen heirathen! sagte er.“ — „Aber worauf? aber wovon leben? fragte sie.“ — „Das wird sich finden — vor allem Andern verheirathen wir uns!“ — Und man verheirathete sich, und die Prophezeiung jenes Freundes fing sich bald als richtig zu erweisen an. Der Schülerinnen fanden sich mehr und mehr, Hornungs Leben wurde leichter und leichter, er konnte dem braven Herzen, das ihm mit seinen Ersparnissen zu Hilfe gekommen war, bald eine kleine Häuslichkeit, freilich in bescheidenstem Style anbieten, aber noch heute, da Herr Hornung ein berühmter und unabhängiger Mann geworden ist, leben die greisen Gatten nach fünfzigjähriger Ehe in denselben kleinen Zimmern, und noch heute spricht der Greis von seiner Gattin nicht, ohne daß seine dunkeln Augen leuchten und ein heller Schimmer von Jugendliebe über sein Gesicht streift.*)

Joseph Hornung versuchte es zuerst, und nicht ohne Erfolg, mit der Landschaft, aber wie im Leben seinem heitern Geiste und seinem offenen warmen Herzen der Verkehr mit Menschen ein unabweisliches Bedürfniß war, so fing er bald auch an, den Menschen zum Gegenstande seiner Darstellungen zu machen, und zwar mit der ihm eigenen Naturwüchsigkeit diejenigen Gestalten, die ihm zunächst zur Hand waren. Landleute, ländliche Scenen und vor

*) Frau Hornung ist seitdem — im März 1868 gestorben. Als wir auf diese uns mitgetheilte Nachricht dem Greise ein paar Freundesworte gesendet hatten, lautete seine Antwort, einfach und bezeichnend wie jedes seiner Worte: Mes bons amis! Conservez-vous l'un pour l'autre! C'est le voeux de votre vieil ami. J. Hornung.

führung zum Richtplatz — Calvin an den Festungswerken von Genf arbeitend — und das Gemälde, mit welchem Hornung noch neunundzwanzig Jahre nach seinem ersten Auftreten als Historienmaler, im Jahre 1864, als ein Greis von zwei und siebzig Jahren seine dauernde Kraft bewährte, „Fromment's Predigt auf der Place Molard in Genf“ behandeln sammt und sonders die schweizer Reformationsgeschichte. Für eine andere Reihe von historischen Gemälden hatte er seine Stoffe aus der französischen Reformationszeit entnommen. „Theodor Beza's Bibelvorlesung vor Jeanne d'Albret und ihrem jungen Sohne, dem nachmaligen Heinrich IV.“ — das oben erwähnte Gemälde „Katharina von Medici mit dem Haupte Coligny's“ — der „Morgen nach der Bartolomäusnacht“, der sich in England befindet, gehören dem zweiten Kreise an, und auch die deutsche Reformation hat in Hornung's Gemälden mit einem „Luther auf dem Reichstage in Worms“ ihren Platz gefunden.

Abgesehen von der ernsten Farbe und der einfachen Composition, die man Hornung trotz mancher technischen Mängel allgemein nachgerühmt und die wir auch in den beiden in Genf befindlichen Bildern bemerkten und erkannten, obschon sie nicht zu seinen vollendetsten gezählt werden, liegt seine Bedeutung vor allem andern darin, daß er — ohne sonderlich viel von Göthe zu wissen, denn er spricht keine andere Sprache als das Französische und daneben den Volksdialekt von Piemont — bei seinem Schaffen immer von der Ueberzeugung beseelt gewesen ist, die Göthe so einfach und so schlagend in dem Satze ausgesprochen hat, daß „bei jedem Kunstwerke der Stoff doch immer die Hauptsache“ bleibe.

immer nur dasjenige gemalt hat, wobei er mit dem Herzen und mit dem Verstande gleichmäßig sich hat betheiligen und erwärmen können.

Dafür ist der Horizont seiner Theilnahme auch noch heute ein sehr weiter. Wie einen Jüngling setzen große und gute Gedanken ihn in Feuer, wie einen Mann in voller Kraft empört ihn jede Tyrannei, und er ist noch rüstig genug, die nothwendigen Aenderungen in den Zuständen nicht „dem Walten der Zeit“ in greisenhaftem Quietismus überlassen zu wollen. Er hält noch auf das eigene Handanlegen. Der gute alte Wahlspruch: hilf Dir, so wird Gott Dir helfen! ist noch immer der seine. In seinem Urtheil über Kunst, über Litteratur, über den Staat, über Religion, überall ist er derselbe, als ein Kind der Revolutionszeit, als ein geborner Republikaner, als ein Genfer Protestant, vor Allem aber als eine klare, freie Seele, sich mit Entschiedenheit auflehnend gegen jede willkürliche Beschränkung und gegen jedes Vorurtheil; und sein heiter-satyrischer Geist weiß überall dem Irrthum und der Verkehrtheit seine schwache Seite abzusehen und sie mit einer schlagenden Klarheit darzuthun. Er ist ein ganz prächtiger Mann.

Jetzt liegt auch ihm das Zustandekommen des Friedenskongresses sehr am Herzen, und als wir in diesen Tagen einmal bei dem Gespräch über diesen beabsichtigten Kongreß, auf die Noth und das Elend des Krieges zu sprechen kamen, sagte er, er habe wohl auch einmal ein Bild der Kriegsnöthe entworfen. Wir fragten ihn, ob es ein Schlachtbild sei?

Oh! entgegnete er, es ist gar kein gemaltes Bild, es ist ein geschriebenes.

Sie sind also auch Schriftsteller? —

derts gemacht hatte, sehr zu statten. Ich verfaßte einen Brief im Sinne und Styl eines alten Genfers, welcher der Reformation und dem Reformator Calvin entgegen war; ich würzte ihn stark mit Rabelais'schem Pfeffer, so gut er mir zu Gebote stand. Das Schriftstück ließ ich von einem Freunde, der sich darauf verstand, auf vergilbtem altem Papiere in den Lettern des sechszehnten Jahrhunderts kopiren, und — meine gelehrten Freunde und eine gute Anzahl anderer Autoritäten, gingen in die Falle. Als ich sie aber dann darin hatte — so unwiderleglich fest darin, daß sie mir nie mehr leugnen konnten, darin gewesen zu sein — ließ ich Gnade für Recht ergehen und sagte ihnen, daß ich sie betrogen hätte, und daß diese „Départie de Calvin“ nichts mehr und nichts weniger sei, als ein Scherz ihres Freundes, des Malers.“

Aber damit sind doch Ihre schriftstellerischen Arbeiten nicht zu Ende gewesen? fragten wir.

Schriftstellerische Arbeiten! Sie machen mich erröthen unter meinen Runzeln, rief er, wenn Sie meinen Kritzeleien solchen Namen geben. Es sind wohl noch ein anderthalb Dutzend geschriebener Federzeichnungen oder Skizzen vorhanden, zum Theil im Patois, so daß Sie sie kaum verstehen würden, und ich habe sie auch drucken lassen, aber nur in vierzig Exemplaren, für mich und ein paar Freunde. Wenn Sie es annehmen wollen, steht ein Exemplar dieser „Gros et ménus Propos“ zu Ihren Diensten. Eine der Skizzen, eben die, deren ich vorhin erwähnte „Le départ de Crimée“ (1856) will ich Ihnen morgen Nachmittag selbst vorlesen kommen.

Der treffliche Greis hielt denn auch sein Wort. Er brachte uns das kleine, im Geschmack und mit den Lettern des sechszehnten Jahrhunderts ausgestattete, und 1865 bei Jules Guillaume Fick in Genf erschienene Heftchen. Es ist auf einem Papier, dem man künstlich ein altes Ansehen gegeben hat, meisterhaft gedruckt, und trägt als Motto ein Citat, das mit Rabelais' Namen unterzeichnet, aber von Hornung erfunden ist. Dazu hat Marc Monier, ein Freund des Malers, noch als Einleitung die folgende sehr charakteristische Strophe vorangeschickt:

Prends, lecteur, ce gai volume
Qu'en la ville de Rousseau
A produit certaine plume
Qu'on tailla dans un pinceau.
Notre auteur, peintre et poëte,
A bon coeur et bonne tête,
Dit tout franc les mots tout nus.
Galant homme et joyeux sire,
C'est un sage aimant a rire.
Qu'ils soient dont les bienvenus,
Ces propos gros et ménus.

Es war wirklich ein Genuß, den schönen Greis, wie einen Barden, seine zum Theil höchst poetischen und zugleich durchaus naiven Dichtungen vortragen zu hören. Man sah sich immer um, ob seine Harfe nicht an dem Baume hing, unter dem wir mit ihm saßen.

Ein Theil der Skizzen ist für unsern Geschmack und unsere Zeit allerdings zu sehr im Geiste des sechszehnten Jahrhunderts gehalten, wie die Départie de Calvin und Andere. Da Ihr aber unsern alten Freund nicht lesen hören könnt, und sein Büchelchen Euch auch nicht zu-

gängig ist, will ich wenigstens ein Paar von den Skizzen für Euch übersetzen und sie mit nach Deutschland schicken, und zwar: Erstens „den Abzug aus der Krim"; zweitens „ein Gewitter in Samoëns", drittens „den Zahnstocher des Julius Cäsar", und endlich die Skizze „Auf dem Kirchhofe von Monetier". Ihr habt dann eine Probe von seiner Art und Weise und von den Farbentönen, die er auf seiner Pallette hat. Also:

Der Abzug aus der Krim (1856).

Der Abmarsch war auf Tagesanbruch festgesetzt. Die Armee sollte sich am Strande versammeln. Wir sollten unser Vaterland wiedersehen; aber es hatte sich unserer in dem Augenblicke, in welchem wir diesen Boden verlassen sollten, der Zeuge gewesen war von so viel Leiden, so viel Kämpfen, so viel Blutvergießen, eine große Traurigkeit bemächtigt. Das Schweigen, welches diesem wilden Treiben folgen sollte, schnürte uns das Herz zusammen; denn unter dieser, von dem Donner der Kanonen erschütterten Erde, ließen wir Waffenbrüder zurück, die uns geliebt hatten, und die hier für uns das Vaterland und unsere Familie gewesen waren.

Auch war, als die Nacht herauf kam, kein Abschiedslied zu hören. Alle gingen schweigend umher, und wendeten einen letzten Blick nach jenen Gräbern hin, aus denen die tiefe Klage derjenigen hervor zu dringen schien, die hier für immer verlassen werden sollten. Wir waren Alle traurig.

Als es dann völlig Nacht geworden war, sahen und hörten wir mit dem Herzen sonderbare Dinge. Alles war

Lärm um uns her: Reiter, Fußvolk, Artillerie, Alles eilte in die Schlacht. Unzählige Regimenter rüsteten sich zum Abmarsch; unsere Augen konnten sie nicht absehen. Eine grausenhafte und schreckliche Armee.

Die Banner hingen, vom erstarrten Blute steif, an ihren Stöcken nieder; die Waffen hatten den Glanz des Stahls verloren; die Uniformen, von Kartätschen zerrissen, ließen das dunkle Roth der klaffenden Wunden sehen . . . Aber Alle stellten sie sich in Reihe und Glied mit bewundernswerther Ordnung auf. Man schritt zum Appell; es fehlten sehr Wenige, und man hörte bei den Namen der Fehlenden die Antwort: „Für das Vaterland am Leben!“

Darauf setzten sie sich in Bewegung. Die Trommeln und Trompeten ließen einen Todtenmarsch erschallen. Die ganze Armee fluthete vorüber wie finstere Wolken vom Sturme gejagt.

Am Ufer machten wir Halt. Da erhoben sich aus der Armee der Hingegangenen die rührendsten Klagen. Sie flehten uns an, ihre ruhmvollen Reste mit hinüber zu nehmen nach dem Lande, in dessen Erde ihre Väter ruhten. Sie waren Alle, Alle, jung gestorben, und Jeder von ihnen verlangte die Thräne seiner Mutter auf sein Grab. Jeder sehnte sich nach dem Kirchhofe seines Dorfes, nach dem Bedauern eines Freundes, ja selbst nach dem Ton des Schrittes von einem gleichgültigen Bekannten. Sie flehten uns an, sie drückten mit ihren kalten Händen unsere bebende Hand, und riefen mit Thränen, die blutig aus ihren Augenhöhlen niederfielen: „Wenn die Pflugschaar des Tartaren unsere glorreichen Gebeine an das Licht des

Tages bringen wird, wird er sagen: „das sind die Gebeine unserer Feinde! und er wird voll Abscheu unsere Knochen mit dem Fuße in die Furche zurückschleudern.“

Aber wir hatten keine Ordre, sie mit uns zu nehmen. Dem Kaiser war ein Sohn geboren: der Kaiser war glücklich! — Vive l'empereur! erscholl's in unseren Kolonnen. Wir marschirten dem Ufer zu, und hinter uns begann der große Rückzug der Gebliebenen, der Todten, der Rückzug der Verzweifelten. In strenger Ordnung marschirten sie in ihre Gräber zurück, in das letzte Nachtquartier der ruhmvollen Entschafnen, die erst die Trompete des jüngsten Tages aus ihrem Schlafe wecken wird! —

Ein Gewitter in Samoëns.

Der Tag war außerordentlich heiß gewesen. Eine unüberwindliche Schläfrigkeit bemächtigte sich unser Aller und der ganzen Natur. Die Hühner hatten sich mit niederhängenden Flügeln auf dem Platze unter die Bänke geflüchtet; die Hunde machten ein paar Schritte und warfen sich auf die Seiten nieder; eine tiefe Stille herrschte um uns her; kein Vogelsang zu hören; selbst die Grille, diese Schwätzerin der Wiesen, schwieg. Nur einzelne Schwalben schossen mit ungewissem, stoßweisen Fluge, wie rekognoszirende Soldaten umher, und flohen vor dem Nahen des furchtbaren Feindes: vor dem Gewitter. In dem Augenblicke ging der Herr Pfarrer vor uns vorüber. Wir fragten ihn, wie der Barometer stehe? — So tief als möglich, meine Herren! wir werden einen ganz gehörigen Spektakel bekommen. Es wird ein erhabener Anblick sein, Herr Maler! steigen Sie zu der Kapelle hinauf,

und wenn Sie meinem Rathe folgen wollen, so bleiben Sie unter der Thürbrüstung stehen."

Ich folgte dem Rathe des Pfarrers und kletterte mühsam die Höhe hinan, welche Samoëns etwa um hundert Fuß überragt.

Sofort konnte ich die Macht des Wetters voraussehen, das sich über uns zusammenzog. In der Ebene und auf den Bergen die Lautlosigkeit des Todes. Alles Grün hatte die Farbe von gebräuntem Rohr; die Luft bedeckte wie ein finstrer Schleier alle Berge ohne sie zu verhüllen; lange Blitze zogen sich wie feurige Furchen über alle Berggipfel hin, und beleuchteten sie mit einem wunderbaren Lichte; die Natur bereitete sich auf die große Schlacht vor; es sah aus als sammle sie alle ihre Kräfte für diesen furchtbaren Kampf.

Das dumpfe Schweigen wurde plötzlich durch einen jener Donnerschläge unterbrochen, die man nur im Hochgebirge hört. Die Natur zittert bei diesem Zeichen. Die entfesselten Winde begannen sich zu regen; sie fuhren gegen die Gipfel der Berge an, wurden von ihnen zurückgestoßen und kehrten wieder mit erneutem Wüthen. Sie zerbrachen die großen Tannen, sie entwurzelten die Eichen; die Blätter der Bäume wurden im Wirbelwinde umhergetrieben, die Zweige schossen schnell wie Pfeile durch die Luft. Die Wälder glichen in ihrer wilden Bewegung einem vom Sturm gepeitschten Meer. Das verworrene lärmende Toben der Elemente war schreckenerregend; das Rollen des Donners, das schallende Stürzen der Wasserfälle wurden davon übertäubt; die Schornsteine stürzten von den Dächern nieder, die Dachsteine flogen durch die

Luft. An der entgegengesetzten Seite des Thales hatte das Feuer des Himmels eine Scheuer verzehrt.

Unterhalb des Platzes auf dem ich stand, in dem Eingangsbogen der Kirche, beschworen der Pfarrer und seine Vikare, umringt von einer Anzahl von Landleuten, mit flehendem Gebet das Ungewitter. Ein aufzuckender Blitz zeigte sie mir wie in einer Erscheinung, und Alles versank darauf wieder in die Nacht. Die Glocken der Kirchen ließen sich in mächtigen Schwingungen vernehmen. Dann fiel der Hagel nieder und bedeckte die große Zerstörung mit einem weißen Leichentuche. Der Regen folgte dem Hagel; die Nacht sank völlig nieder, und bis auf die Knochen durchnäßt kehrte ich in meine Behausung zurück.

Am nächsten Morgen ein glänzender Tag; aber der Boden war mit Trümmern übersäet, die Bäume entblättert, der Weizen lag niedergeschlagen auf den Feldern, die Früchte waren von den Bäumen abgeschlagen. Die Menschen waren alle traurig und alle voll Ergebung; voll von dieser Tugend, welche denen eigen ist, die sich zunächst unter der Hand des Herrn befinden.

Als ich am verwichenen Abende an der Kapelle emporgestiegen war, hatte ich in dem Gipfel eines Baumes ein Finkennest bemerkt. Ich war überrascht, es am Morgen völlig unbeschädigt wieder zu finden. Es hatte dem Sturme widerstanden. Ich sah die Mutter, frohen Fluges mit Beute beladen zu ihren Jungen wiederkehren, und in ihrem Gesange glaubte ich zu vernehmen: „der Herr liebt und beschützt die Schwachen."

Julius Cäsar's Zahnstocher.

Drei der gelehrtesten Genfer Archäologen haben so
)en eine höchst merkwürdige Entdeckung gemacht. Sie
alten sie noch geheim, um sie nicht eher bekannt zu
ıachen, bis sie über die Zweifel einig sein werden, durch
ie sie gegenwärtig in Bezug auf diese Entdeckung ver=
neinigt sind. Da es aber nach einer ihrer Verhandlungen,
er ich beigewohnt habe, mir nicht wahrscheinlich ist, daß sie
ch bald verständigen dürften, so werden Sie es mir viel=
icht Dank wissen, wenn ich den gelehrten Herren zuvor=
omme und Ihnen sage, um was es sich handelt.

Sie haben einen antiken Zahnstocher nebst dem dazu=
ehörenden Etui gefunden. Das hat den Einen der drei
delehrten ein schweres Stück Geld gekostet; aber was will
as sagen, wenn es erwiesen wird, daß diese Gegenstände
virklich dem Julius Cäsar gehört haben. Das kleine Be=
teck ist von reinem Golde, von ausgesuchter Arbeit, im
belsten Geschmack verziert und zwölf Centimeters groß.
Der Zahnstocher ist von Elfenbein. Er trägt die Inschrift:

Nihil Nimis C. J. Caesar.

Nun hören Sie die Ansichten der drei Herren. Der
Besitzer dieser kleinen Antike behauptet, daß sie aus dem
Jahre 42 vor Christo herrühre, was seine beiden Collegen
uch zugeben, da sie aus den Ausgrabungen von Alesia her=
stammt. Indeß über die Inschrift, über das Nihil Nimis,
über dies „Nichts zu viel" können sie sich nicht vereinigen.

Denn der Eine der denkt, dies „Nichts zu viel" be=
deute, nicht zu viel in den Zähnen, was bei der Bestim=
mung eines Zahnstochers ziemlich natürlich klingt.

Der Zweite ist weniger realistisch in seiner Erklärung
Er sagt: diese beiden Worte drücken den Gedanken eine
Mannes aus, der eine große Idee verfolgt, ohne alle Rück
sicht auf dasjenige, was ihrer Verwirklichung im Weg
stehen könnte — und eben darin erkenne man den Cäsar

Was den Dritten anbelangt, so bedeutet nach ihm
„Nichts zu viel" genau dasselbe, wie „nie genug", also da
Streben nach der höchsten Gewalt und den Vorsatz zu
Eroberung der Welt.

Das ist jedoch noch nicht der ganze Streit; die Herre
gehen noch weit mehr in der Schätzung des Instrumente
selber und über den Gebrauch auseinander, den der Besitze
des Zahnstochers einst von demselbigen gemacht hat.

Um sich darüber aufzuklären, haben die Herren ein
Büste des Cäsar gekauft. An dieser Büste ist in de
rechten Wange eine wesentliche Vertiefung bemerkbar, wa
zu verrathen scheint, daß dem Cäsar an dieser Seite Zähn
fehlten. Dagegen ist der Zahnstocher an seiner linken Seit
abgenutzt; er ist also in den Zähnen der rechten Kinnlad
gebraucht worden; er zeigt außerdem eine Spur von Gold
an dem abgenutzten Ende, was der zweite Archäolog vo
der Reibung in dem goldenen Etui herleitet. Dieser An-
nahme widerspricht der erste Gelehrte nicht entschieden; aber
er stützt sich grade auf die außerordentliche Gelehrsamkeit
des zweiten in den römischen Alterthümern höchst bewan-
derten Archäologen, der es aus den „Zwölf Tafeln" klar
bewiesen hat, wie es verboten war, das Gold aus den
Zähnen der Leichen zu entwenden. Er zieht also den
Schluß: daß man lange vor Julius Cäsar die kranken
Zähne mit Gold ausfüllte, und zweitens ist er geneigt zu

lauben, daß die Spuren von Gold von den Zähnen des
läsar herrühren.“ Ja! sagt der dritte Archäologe, aber
ie viel Zähne trug Cäsar mit Gold ausgefüllt? Von
elcher Art war seine Zahnkrankheit? Und durch welche
rt von Excessen ist die Einsenkung entstanden, die man
ı seiner Büste wahrnehmen kann?

Die Diskussion würde, nachdem sie einmal auf diesem
unkte angelangt war, kein Ende gefunden haben, wenn
icht der zweite der gelehrten Herren den sinnreichen Ein=
ıll gehabt hätte, die Büste zu zerbrechen, um womöglich
ie Zahl der fehlenden oder schadhaften Zähne zu entdecken.
)arauf haben die beiden Gegner sich die Bemerkung er=
ıubt, wie das vorgeschlagene Mittel ihre äußerlichen Beob=
chtungen unterbrechen würde .... und der Antragsteller
ar nahe daran, diese Einwendung gelten zu lassen, als
ım plötzlich der Einfall kam, daß man sich ja eine neue
Büste schaffen könne, nachdem man die erste Behufs der
ntersuchung zerschlagen haben werde.

Es scheint nun als ob auf dieser Voraussetzung eine
Vereinbarung zu Stande kommen könnte. Die Herren
eabsichtigen ihre Forschungen der Pariser Akademie der
nschriften und schönen Wissenschaften vorzulegen, und ich
in sicher, sie werden dort die größte Anerkennung finden. Es
ınn gar nicht fehlen, daß der Kaiser diese höchst bedeu=
nde Antiquität zu erwerben suchen wird, um sich ihrer
eständig zu bedienen, und daß er wissen wird, die Aus=
gungen unserer gelehrten Archäologen bei seinen eigenen
Untersuchungen zu benutzen.

Es fragt sich nur noch, wer von den Dreien das Kreuz
er Ehrenlegion erhalten wird. Wäre ich Napoleon der

Dritte, so würde ich nicht anstehen, es demjenigen zu geben der den geistreichen Gedanken gehabt hat, die Büste zu zerbrechen.

Auf dem Kirchhofe von Monetier.

Ich machte neulich einen Spaziergang nach den dreizehn Bäumen hinauf, und kam dabei an dem Kirchhof von Monetier vorüber, wo ich Coelestin in der frisch aufgeworfenen Erde eines eben wieder geöffneten Grabes knieen sah. Ich ging zu ihm, der arme Junge hielt seinen zusammengedrückten Hut in seinen zitternden Händen, und die dicken Thränen fielen ihm aus den Augen. Der Todtengräber sagte: Du siehst, es ist Deine Mutter, die ich ausgrabe; sie muß ihrem Gevatter Carréar Platz machen. Es ist ein Hauptspaß, daß die nun Beide in demselben Grab liegen werden. Sie waren Beide gute Leute .... Aber willst Du Dich denn mitbegraben lassen, daß Du hier wie eingewurzelt liegen bleibst? Steh' auf, damit ich vorwärts komme.

Coelestin erhob sich und kam ganz gerührt an mich heran. „Ich habe gar nicht gedacht, sagte er, daß ein Mensch so traurig sein könnte. Als ich diesen Morgen hier vorbeiging, sagte der Todtengräber: Wenn Du Deine Mutter sehen willst, will ich sie heute ein Bischen Luft schnappen lassen." Ohne recht zu denken was ich that ging ich ihm nach, und gleich darauf kam der Kopf der armen Frau zum Vorschein. .... Die Augenhöhlen waren voller Erde. Ach! als ich den Kopf gesehen habe, der sich so oft zu mir herabgebeugt, den Mund, der mich so oft geküßt hat, als ich die Seiten der Brust gesehen habe, die

uns Alle genährt hat! Es war grade als hätte ich meine Mutter vor mir wie sie leibt und lebte, und das Herz hat sich mir in der Brust umgedreht.

Coelestin schwieg und wir stiegen schweigend nebeneinander in die Höhe. Er nahm mir, ohne mich zu fragen, den Ueberzieher und den Handsack ab, hing sie über seine Schultern und sagte dann nach einer Weile plötzlich: Wir sind alle Lumpe gegen unsere Eltern, besonders gegen unsere Mütter . . . .

Wie kommst Du darauf? fiel ich ihm in die Rede.

Ich sage Ihnen, wiederholte er, wir sind alle Lumpe, denn wir glauben unsere Schuldigkeit gethan zu haben, wenn wir sie nicht zu sehr gequält haben; aber wenn sie dann erst todt sind, dann sieht man all das Unrecht, das man ihnen angethan hat. Wenn ich jetzt an meine Mutter denke, die sich strapazirte bis auf's Blut, um das Haus in Ordnung zu halten, und damit wir immer reinlich und in ganzen Kleidern wären, und damit das Essen immer da war. Ich sehe noch, wie sie auf dem Felde in der Sonne schwitzte, wie sie sich keine Sekunde ruhte! Ich darf gar nicht daran denken . . . .

Und Dein Vater? fragte ich, denkst Du nicht auch an ihn?

Mein Vater? mein Vater war auch recht gut, er machte Alles, was just nöthig war, aber Nichts darüber. War das fertig, so ging er in den Krug. Er hörte nicht viel auf die Mutter, wenn Sie ihm zureden wollte. Bei unser Einem ist die Mutter Alles, und wo die Mutter Nichts taugt, da wird es Nichts.

Ist Deine Mutter schon lange todt?

Sechs Jahre; aber es kam so jämmerlich. Einen

Mittag holte sie Salat aus dem Garten; wie sie sich aufrichten will ist's Nacht um sie her, sie war mit einem Male blind. Der Doktor sagte, das Wasser wäre ihr in die Augen getreten. Sechs Wochen darauf war sie todt. Sie hatte sich's so sehr zu Herzen genommen, daß sie nicht mehr sehen und nicht mehr arbeiten konnte. Dazumal hatten wir noch die Muhme im Hause, der Mutter Schwester, aber sie war krank von altersher. Sie war auch eine Seele von einem Mädchen. Sie machte alle Hausarbeit, weil sie fürs Feld zu schwach war. Sie konnte den Kessel nicht einmal heben; aber was ihre Augen sahen, konnten ihre Hände machen und pflegen that sie uns, wenn's Noth that, wie kein Anderer. Bald nach meiner Mutter Tode, legte sie sich auch. Sie war so mager, daß die Sonne fast durch ihren Körper durchschien. Wir sagten, es würde ein Glück für sie sein, wenn sie nur sterben könnte; aber wenn ich Ihnen die Wahrheit sagen soll, so wären wir recht glücklich gewesen, sie abziehen zu sehen. Meine eine Schwester hatte müssen ihren guten Dienst aufgeben, um aus der Stadt zu uns zu kommen und um die Tante zu pflegen. Sie war darüber sehr verdrießlich, und wir Alle hatten es bald satt, die Tante zu warten, die doch in's Feuer gegangen wäre für uns Alle. Wie sie dann meiner Mutter nachgegangen war, ward's im Haus wie ausgestorben, und Jeder machte sich Vorwürfe im Stillen, wir sagten es aber einander nicht.

Glauben Sie mir, Herr Hornung, *die Kinder sind* alle Lumpe gegen ihre Anverwandten, besonders gegen ihre Mütter. Wie ich heute den Kopf *so habe* vor meine Füße rollen sehen, ist mir's recht auf das Herz gefallen,

Fünfzehnter Brief.

Eine Goethefeier am Genfersee.

Glion, den 29. August 1867.

Wie die englische Hochkirche überall ein gut Theil von ihrer katholischen Stammmutter beibehalten, so hat sie ihr auch die wandernden Prediger abgesehen. Wo immer auch sich eine Gesellschaft von Engländern zusammenfindet, fehlt unter ihnen niemals ein schwarzgekleideter, glatt rasirter Gentleman, dessen langer Ueberrock, weiße Kravatte und salbungsvolle Miene, schon die ganze Woche hindurch den Sonntag einläuten; und da sich nun die nöthige Anzahl von Gläubigen — und ich vermuthe von Zahlern — auch hier oben in Glion zusammengefunden hat, werden wir armen Ungläubigen Sonntag's Vor- und Nachmittag durch das Litaney-Singen, Beten und Predigen der Engländer aus dem großen Saale exkommunicirt. Von zehn bis zwölf Uhr und von vier bis sechs Uhr hören wir durch die schöne feierliche Stille der Alpenwelt, die eintönigen Melodien des anglikanischen Kirchengesanges zu uns herüber schallen. Dazwischen hält noch irgend eine andre anglo-amerikanische Sekte ihren Gottesdienst im Saale des Châlet und es ist ein Trost, daß wenigstens die Vögel sich in ihrem fröhlichen Jubel durch diese aufdringliche Religiosität nicht stören lassen.

Als ich neulich einer aristokratischen Ehstländerin die Bemerkung machte, daß ich in einem Gasthofe dieser

gefeiert. Es steht geschrieben: „wo zwei versa
in meinem Namen, da werde ich unter Euch s
aber wären jetzt eine Anzahl Deutscher beisa
denen sich nicht zwei oder drei fänden, die zu G
zu Schiller, wie zu ihren Lehrmeistern emporsc
die in der erhebenden Erinnerung an diese größt
unseres Volkes eine Herzensbefriedigung genieß
indessen waren noch besser daran. Wir ware
Neun, Männer und Frauen, und wir hatten ein
Franzosen, Dr. Eduard Schuré in unserer Mitt
Verehrer des deutschen Geistes und ein Verehrer
wie wir, zu der Zahl von Männern gehört, we
dazu berufen sind, den von Goethe
einer Weltlitteratur verwirklichen zu helfen.
bereitung hatten wir für unser Fest nicht gem
Blumenvasen, welche die junge Freundin, in deren
wir uns nach dem Abendessen vereinigten, auf i
gesetzt hatte, waren der einzige Schmuck, unsere gu
mung und der strahlende Mondschein, der durch
öffneten Flügelthüren hineinfiel, thaten das Uebri
treffliche Sängerin, Fräulein Katharine Baum aus
die zugleich eine sehr gute Klavierspielerin ist, le
der Egmont-Ouvertüre von Beethoven den Abend e
Zueignung zum Faust, das schöne Gedicht auf M
Tod, der Prometheus wurden der Reihe nach
Dazwischen Gesang: der Erlkönig und einige
Goethe'sche Lieder in Schubert'scher und Mendels
Composition, und ein paar von Schuré's Uebers
Goethe'scher Gedichte, von denen ich als Beispiel
lieblichen, an Christiane Vulpius gerichteten St

Mais tu sens que je suis triste;
Tu reviens, bel astre d'or!
Tu me dis: Ne sois pas triste,
Loin de toi je t'aime encor.

Monte donc! suis ta carrière,
Monte èt brille fièrement!
Souffre, ô mon coeur solitaire;
Splendide est le firmament.

Den Schluß unseres Gedenktages machten wir mit Vorlesung der „Trilogie der Leidenschaft."

Als wir dann auf den mächtigen Balkon des Hôtels hinaustraten, war es schon ziemlich spät geworden. Die Bewohner des Hauses waren größtentheils in ihre Zimmer und zur Ruhe gegangen. Die Terrassen des Gartens sendeten ihren Duft nur für uns empor, der weite Spiegel des See's, der Himmel mit all seinen Sternen, der Mond, der sein volles Licht über die ruhenden Wasser und die feierlich ernste Bergkette von Savoyen ergoß, die durch die Luft zuckenden Strahlen der Sternschnuppen, die eben in dieser Nacht sehr zahlreich waren, wir genossen das Alles in der Aufgeschlossenheit des Geistes und des Herzens mit doppelter Empfänglichkeit. Göthe's Naturempfindung hatte durch seine Dichtungen auf uns zurückgewirkt; und als wir uns endlich in vorgerückter Stunde trennten, waren wir einander alle noch enger verbunden, denn wir hatten etwas Edles mitsammen gedacht, etwas Schönes zusammen empfunden und genossen — und wir hatten einen erhebenden Kultus geübt, wir hatten die Bedeutung der „Gemeinde" auf unsere Weise wieder einmal an uns selbst erfahren.

Unser junger Pariser Freund und seine Frau waren

ganz ergriffen davon; aber Eduard Schuré ist auch, wie nicht viele Ausländer im Stande, sich in deutsches Wesen zu versetzen, sich an deutschem Geiste zu erfreuen, denn er hat, nachdem er auf verschiedenen deutschen Universitäten studiert, seit Jahren das Studium des deutschen Volksliedes zu seiner Lebensaufgabe gemacht, und die Liederübersetzung, welche ich hier mitgetheilt habe, ist seiner vortrefflichen und ebenso gründlichen als poetisch dargestellten „Histoire du Lied ou La Chanson Populaire en Allemagne“ entnommen, die eben in diesem Augenblick bei La Croix in Paris gedruckt wird.*) Herr Schuré ist ein in Straßburg geborner Elsasser, der jetzt vielleicht sieben oder acht und zwanzig Jahre alt, und vielen unserer Berliner Freunde von der Zeit seines dortigen längeren Aufenthaltes bekannt ist. Geistreich und von schneller Auffassung, dabei tiefsinnig und von hoher poetischer Empfänglichkeit, selbst eine dichterisch und musikalisch angelegte Natur und dazu des Deutschen wie des Französischen als ihm angeborner Sprachen, als doppelter Muttersprache mächtig, ist er wie kaum ein Anderer dazu geeignet, den Franzosen, seinen Landsleuten, die Vorzüge der deutschen Volkspoesie eingänglich zu machen, und er ist in seiner Arbeit mit einer männlichen Offenheit zu Werke gegangen, die frei von aller nationalen Voreingenommenheit, eben einen Beweis für die Möglichkeit jener rein auf das Schöne und Wahre gestellten allgemeinen Bildung liefert,

*) Die erste Auflage des seitdem erschienenen Werkes, ist im Zeitraum von wenig Wochen vergriffen worden, so daß schon eine neue Auflage vorbereitet wird.

welche Göthe von der internationalen Weltlitteratur erhoffte, und die hinwiederum nur die Folge einer kosmopolitischen Bildung, einer litterarischen Friedensliga der Völker sein kann.

Zu denen, welche schon in früherer Zeit dieser Annäherung der Völker durch Uebersetzungen aus ihren verschiedenen Litteraturen vorgearbeitet haben, gehört auch der treffliche französische Schriftsteller Edgar Quinet, der jetzt in freiwillig aufrecht erhaltenem Exil, still und zurückgezogen von der Welt, die ihn nicht vergessen hat, unfern von hier, am Ufer des See's sich seine vorläufige Heimath gegründet hat.

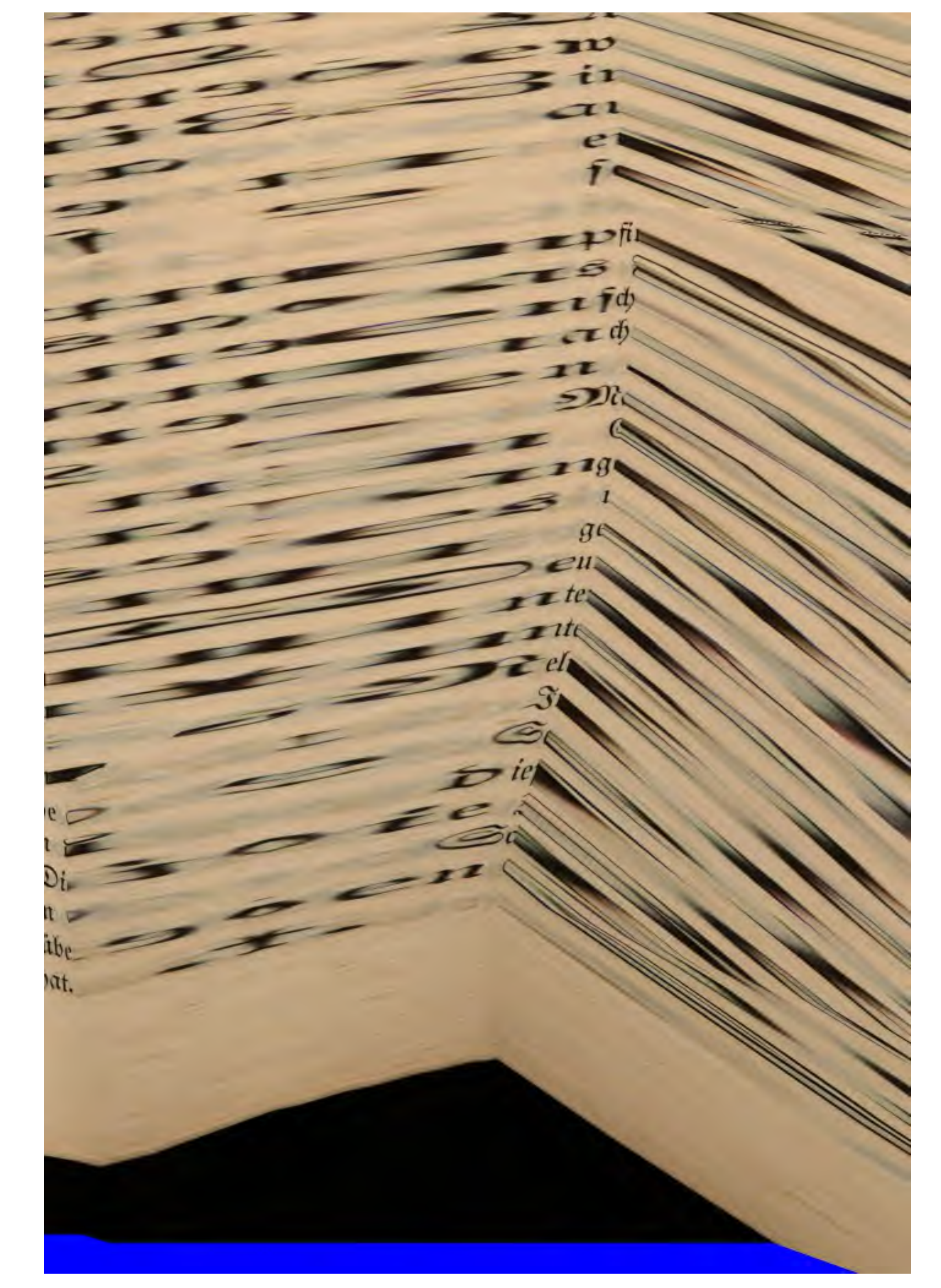
Wir hatten durch einen seiner Landsleute, der wie wir hier in Glion seine Sommerfrische hält, durch den Freund von Bastiat, Herren Prosper Paillotet, in dessen Armen Bastiat in Rom gestorben ist, und der danach die Werke Bastiat's herausgegeben hat, vielfach von Edgar Quinet sprechen hören. Herr Paillotet, ein früherer Industrieller, ein älterer, äußerst aufgeklärter und freisinniger Mann, ließ selten eine Woche vergehen, ohne seinen berühmten Landsmann in seiner Einsamkeit aufzusuchen, und die Verehrung und Freundschaft, mit welcher sowohl er als Alexander Herzen uns von Edgar Quinet, als Charakter und als Privatmann, gesprochen, hatten in uns den Wunsch gesteigert, Quinet, dessen Geschichte der französischen Revolution und der Schlacht von Waterloo uns sehr wichtig gewesen waren, persönlich kennen zu lernen.

Aber unser erster Versuch, Herrn Quinet zu sehen, war uns nicht geglückt, und hätte uns leicht das Leben kosten können. Das Pferd vor dem Einspänner, der uns vom

...igi Vaudois hinunter und nach Veyteau bringen so...
stürzte zu Boden, weil der achtlose Kutscher es den
steilen obern Theil des Berges im Trabe hinunterla...
ließ; die Gabel, in der es ging, wurde in die S...
geschnellt und zerbrach am Felsen, der Wagen stellte ...
quer in den Weg, und nur der Besonnenheit Stahr's, ...
das Pferd mit raschem Eingriff in die Zügel im le...
Augenblicke noch nach links herumriß, hatten wir e...
danken, daß wir mit dem Schreck davon gekommen ...
nicht in den Abgrund hinabgerollt waren.

Ein paar Tage später machten wir uns abermals ...
den Weg und langten in den sonnigen Nachmittagstun...
in Veyteau an, in denen wir sicher sein konnten, He...
Quinet zu Hause zu treffen, der eines Nervenleidens we...
die Sonne meidet, und immer nur in den frühen Mor...
stunden oder nach Sonnenuntergang seine regelmäßi...
Spaziergänge, von Veyteau über Chillon nach dem ob...
Ende des See's hin, unternimmt.

Veyteau ist die vorletzte Ortschaft an der nörd-
lichen Seite des Sees. Es liegt ein Wenig über dem
Ufer erhaben am Fuße des Mont Sonchon, der bei Ch...
Chillon seinen weitesten Vorsprung hat, und die sanft an-
steigenden quellenreichen von großen Nußbäumen beschatteten
Wiesenflächen, welche Veyteau umgeben, machen es i...
Sommer viel frischer als Montreux und Clarens, während
es im Winter, weil es durch seine Lage einen späteren
Sonnenaufgang hat, auch kälter als die genannten Ort-
schaften ist. Neben der Pension Bonnivard geht der We...
von der großen Landstraße nach Veyteau hinauf, und noch
etwa fünfhundert Schritte höher, nahe bei der in einem schönen



Madame Quinet ist jünger als ihr Gatte, aber —
ich füge hier Vieles nach späterer, längerer Erfahrung hi
denn wir haben den Winter hindurch viel mit einan
verkehrt — — es sind das auch zwei Existenzen, die
ein Leben haben, und auf welche die mit Unrecht vers
teten und doch oft so bezeichnenden Worte von Ha
„zwei Seelen und ein Gedanke, zwei Herzen und ein Schl
ihre volle Anwendung finden. Madame Quinet ist
geborne Französin, obschon ihr Auge, ihre Lebendigkeit
ihre Sprache sie als solche erscheinen lassen. Sie ist
der Moldau zu Hause, einer der dortigen großen Fami
entsprossen, aber ganz in Frankreich erzogen worden.
sie die Gattin Quinet's wurde, war sie mit einem angeseh
Edelmanne ihres Volkes, dem Fürsten Mourousi verm
dessen Vorfahren einst über die Donaufürstenthümer
herrscht haben, und sie brachte aus dieser Ehe ihrem jetz
Gatten einen Sohn zu, der ihnen nicht erhalten geblie
ist. Sie war es, deren rasche Entschlossenheit, mit
hilfe ihrer Freundin, der Fürstin Maria Calima
zur Zeit des Staatsstreichs die Flucht ihres Gatten mö
lich machte, und wie sie dem von seinem Vaterla
Entfernten, Vaterland und Heimath in der Fremde
so war und ist sie zugleich die treue Theilnehmerin
seinen Arbeiten und Studien, ist sie ihm eine Pfleger
und Hausfrau, die keine Arbeit und keine, selbst nicht die
härteste Mühewaltung scheut, welche das Behagen ihres
Gatten fördern oder ihm ein Unbehagen und eine Störung
sparen kann. Beide Eheleute verstehen unsere Muttersprache.
Edgar Quinet hat in seiner Jugend einen Theil der Herder=
schen Werke übersetzt und sich mit unsern Klassikern be=

schäftigt, aber das Deutsche ist ihm doch mit den Jahr
wieder, namentlich im mündlichen Gebrauche weniger g
läufig geworden, während Madame Quinet es in Wo
und Schrift ganz vollkommen handhabt und es mit größt
Leichtigkeit beherrscht.

Wir fanden die trefflichen Menschen von den Zustän
den in ihrer Heimath mehr gedrückt und mehr entmuthig
als wir es erwartet hatten. Sie hatten für ihr Vaterlan
nur Wünsche, nicht Hoffnungen, sie arbeiteten Beide –
denn auch Frau Quinet ist Schriftsteller und eben jetz
mit der Herausgabe von Mémoires de l'exil beschäftigt –
sie arbeiten Beide, Jeder auf seine Weise, daran, den Ge
danken der Freiheit in ihrem Volke lebendig zu erhalten, –
indeß. es ist, als habe die Gewalt, welche die Freiheit in
ihrem Vaterlande zertreten hat, auch ihnen einen Theil de
Spannkraft gebrochen, als glaubten sie, daß die Endlich
keit keine Gewalt habe über die großen Vergewaltiger, als
sei irgend Jemand auf der Erde, der nicht sterblich sei,
als mache das ewige „Alles fließt" vor denen Halt, die
sich über die Reihen der großen Massen emporgeschwungen
haben, weil sie sich über Alles hinweggesetzt, was andern
Erdgebornen heilig und eine Schranke ist.

Sie erhoben gewisse Seiten in unserm Volke und in
unserem Nationalcharakter über ihr eigenes Volk, sie be-
zeichneten die Kriegs- und Ruhmsucht der Franzosen, die
zuletzt ihre Quelle in der That nur in den niedrigsten
Seiten der Menschennatur, in Neid und Eitelkeit haben,
als die gefährliche Handhabe, die man nur zu ergreifen
brauche, um die Franzosen von dem Wege einer friedlichen
und edeln Entwicklung abzuleiten — und sie übersehen

dabei, daß überall in Europa die Bildung nach dieser S
hin noch sehr gering ist. Der Friedenskongreß, zu welc
Herr Quinet ein Memoir vorbereitet, da seine Gesun
ihn von dem Besuche desselben abhält, wurde dann
in Bezug auf seine mögliche Wirksamkeit besprochen,
als wir von einander schieden, hatten wir die Empfind
in einer geistig reinen Luft, und bei guten, edeln und gr
Menschen gewesen zu sein.

Man muß wissen, was Paris für den Franzosen
um den Idealismus zu begreifen und zu verehren,
lieber auf das Vaterland verzichtet, ehe er die Luft
Knechtschaft athmen mag. Es ist schön hier am See,
schön! Es lebt sich hier gut im Schooße der Freiheit;
um dieser schönen Gegend, dieser schweizerischen Frei
froh zu werden, muß man auch in sich frei sein, muß
nicht den Schmerz in der Seele tragen, daß man
Heimath nicht wiedersehen kann, ohne auf die Freiheit
verzichten. Die trefflichen Menschen leiden schwer un
der Sehnsucht nach dem Vaterlande, und ich glaube, d
ihnen thatsächlich die Möglichkeit der Rückkehr gegeben i
daß sie nur zu wollen brauchten. Das steigert ihre Leiden
denn es giebt gar viele Fälle, in denen es Wohlthat i
„keine Wahl zu haben“, und in denen die Nothwendigkeit
eine Gunst ist!

Sechszehnter Brief.

Garibaldi im Hôtel Byron.

Glion, den 9. September 1867.

Wir haben Garibaldi gesehen und gesprochen! —

Seit acht Tagen war hier oben die Rede davon, de
er, auf seinem Wege nach Genf, in Villeneuve von ein
Anzahl seiner Verehrer empfangen und nach dem Hôt
Byron begleitet werden sollte, wo man ihm ein Festmahl he
zurichten dachte. Sein Eintreffen und das Frühstück ware
ursprünglich auf den siebenten angesetzt gewesen, inde
Garibaldi's Ermüdung verzögerte seine Ankunft, das Fe
mußte also aufgegeben werden, und wir hatten schon di
Hoffnung verloren, diesen größten und menschlichsten de
Helden, nicht blos unsers Jahrhunderts, zu sehen, als ein
Depesche uns die Kunde brachte, daß Garibaldi am achte
mit dem Mittagszuge nach Villeneuve kommen werde, un
unser Entschluß, am Morgen hinunter zu fahren, stan
damit fest.

Aber ein Gutes kommt nie allein, und grade vor-
gestern und gestern, wo uns Garibaldi in Aussicht stand,
sind uns noch zwei andere, jede in ihrer Art bedeutende,
Bekanntschaften zu Theil geworden. Die erste war die
des greisen Baron Prokesch Osten, der nach Glion
hinaufgekommen war, um eine höchst geistreiche, der öst-
reichischen Aristokratie angehörende Frau, die Baronin

Helene v. G., zu besuchen. Da wir viel mit einander fi
forderte sie uns auf, auch ihren alten Freund kennen
lernen, und wir hatten ihr dies sehr zu danken,
Herr von Prokesch ist noch äußerst rüstig; und
jugendliche Frische neben der ruhigen Behaglichkeit
Greisenalters war eben so originell, wie seine großen du
Augen in dem bräunlichen kräftigen Gesichte, unter
völlig weißen Haar. Wie alle diejenigen, welche lä
im Oriente und unter Orientalen gelebt haben, häng
mit großer Vorliebe an dem Lande, an dem Volke u
an den Sitten und Gebräuchen desselben. Er wollte n
von jenen europäischen Anschauungen hören, welche
Türkei als den „kranken Mann" zu bezeichnen lieben
hielt die Türken durchaus für ein lebensfähiges Volk,
lebensfähig „als ein Mensch es bleiben kann, der von h
gierigen Feinden eingeschlossen, nicht mehr Herr seiner fre
Bewegungen ist, und es weiß, daß ihm der Boden un
seinen Füßen untergraben wird, daß man nur dar
wartet, ihn in die gelegten Fallen stürzen zu sehen, um
seine Hinterlassenschaft zu theilen. Und was nachher?"
Selbst das häusliche Leben der Türken und der Mohamme=
daner überhaupt, fand in dem schönen Greise seinen Ver=
theidiger. „Sie hier in Europa sind so gewöhnt, sagte
er, nur mit Ihren Maaßstäben zu messen, nur Ihre Zu=
stände als berechtigt anzusehen, daß Sie darüber das
Auge und das Urtheil verlieren, für Alles, was sich
auf andere Weise entwickelt hat. Sie wollen Nichts gelten
lassen als die Monogamie! Aber wenn Sie die Sache
nicht nach dem offiziellen Scheine, sondern nach der Wahr=
heit betrachten, wie viel Männer werden Sie in Ihrer

occidental civilisirten christlichen Gesellschaft finden, wel
sich rühmen können, im wahren Sinne des Wortes
in der Ehe dieser monogamistischen christlich occidenta
Ordnung der Gesellschaft unterworfen zu haben? Un
fügte er lebhaft hinzu, grade die Frauen der Orie
talen würden gegen die Aufhebung der Vielweiberei
protestiren haben, denn diese beschützt sie, denn diese h
innerhalb der gesetzlichen bürgerlichen Zustände eine gro
Zahl von Frauen aufrecht, welche jetzt im Occident a
outcasts, als Verstoßene, dem Elende, der Schande u
der Verachtung Preis gegeben sind. Aber ich kenne unse
vornehme Frauenwelt. Sie hat sich groß genährt an d
Ideen von George Sand. Sie wollen Alle geliebt werde
Sie wollen nicht mehr lieben. Wir Männer sollen d
Sklaven sein, welche lieben, welche sich hingeben, welc
auf den Wink gehorchen. Im Occidente lebt man wie i
der sogenannten verkehrten Welt. Nur die orientalische
Frauen verstehen es noch, was Liebe und Demuth, wa
Hingebung und Selbstverleugnung heißen. Sie — Sie sin
Alle sehr geistreich, sehr gebildet, sehr anziehend — abe
lieben kann nur noch die Frau des Orients." Und nu
fing er an, bald ernsthaft, bald wieder scherzend, uns ein
Reihe von Anekdoten mitzutheilen, deren Heldinnen tür
kische Frauen waren, die gar nicht reizender erzählt werden
konnten, als er es that. Man hätte ihm nur einen Turban
und einen Kaftan zu geben brauchen, um den prächtigsten
Märchenerzähler vor sich zu haben, wie er da im warmen
Scheine der Abendsonne, zwischen den glühenden und
duftenden Rosenstöcken auf der Terrasse vor uns saß, der
zwar nicht das Quellenrauschen, wohl aber Bulbul's Klänge

fehlten; denn Nachtigallen giebts hier oben und, w
man behauptet, auch im ganzen Waadtlande nicht.

Der Begleiter des Barons mußte ihn endlich dar
erinnern, daß der Abend sinke, daß man bis Vevay n
anderthalb Stunden zu fahren habe, und daß es nach D
Sonnenuntergange kühl werde. So schied er denn
Glion! Aber es war wirklich wie ein Hauch und
Schimmer des Orientes über uns gekommen, des Orie
den nicht gesehen zu haben und nicht sehen zu könn
mir immer ein schmerzliches Bedauern bleiben wird.

Heute früh hingegen haben wir einen der Män
zum Besuche bei uns oben gehabt, der mitten in
Geistesarbeit, mitten in der sozialen Bewegung
Abendlandes und speciell Deutschlands steht: den tapfe
Dr. Friedrich Lange, den geistreichen Verfasser der
schichte des Materialismus, der Arbeiterfrage u. s. w.
Er sieht mit seiner kräftigen, gedrungenen Gestalt, mi
den großen braunen Augen, die unter der mächtigen Stirn
schnell und klug und forschend umher sehen, selber wie ein
rüstiger Arbeiter aus, wie Einer, dem das Arbeiten an und
für sich Befriedigung und Genuß gewährt. Ich glaube, wenn
Lessing nicht den Satz ausgesprochen hätte, der das ehrliche
unausgesetzte Suchen der Wahrheit über den Besitz der
Wahrheit selbst stellt, so hätte Lange ihn denken und aus-
sprechen können. Wie Lessing's Leben ist auch Lange's
Leben, der sich jetzt in Winterthur niedergelassen hat, bis-
her ein bewegtes Wanderleben und ein rastloser Kampf
gewesen. Weder an dem Gymnasium, noch an der Univer-
sität, an denen er lehren wollen und lehren sollen, hat man
einen Mann wie ihn belassen zu können geglaubt, und er

ist damit auf eine Lehrthätigkeit durch Bücher hingewiesen
worden. Wie groß nun in dieser seine Wirksamkeit auch
sein mag, so hat man ihm doch eine seiner Schwingen
gebrochen, denn Lange spricht vortrefflich, hat eine außer-
ordentliche Klarheit des Wortes und sein belebtes, offenes
Auge, aus dem das helle feste Ueberzeugtsein strahlt, üb
sicherlich eine große Gewalt über die Menschen aus. E
ging zu einer Arbeiter=Versammlung nach Lausanne un
wollte sich von dort zu dem Friedenskongreß nach Gen
begeben. So war uns denn nur ein kurzes Beisammen
sein gegönnt, und um so kürzer als wir selber mit zwe
uns befreundeten Frauen die Abrede getroffen hatten, nach
Villeneuve hinunter zu fahren, um Garibaldi dort an
kommen zu sehen.

Es war ein prachtvoller heller Vormittag, als wi
mit Lange zusammen von unserer Höhe hernieder fuhren
und weil man sich getrieben fühlte, in diesen letzten Viertel
stunden von einander noch so viel zu haben und zu er
fahren, als man sich in ihnen gewähren konnte, war di
Unterhaltung ernst, zusammenhängend und belebt. Für
mich, der es schwer wird, eine philosophische Doktrin in
ihrem geschlossenen Gange folgerichtig nachzudenken, schien
sich als eines der Ziele, welche Lange vorschwebten, die Er
hebung des Nothwendigen zum Schönen, herauszustellen
und er selber wies uns auf Schiller's „Künstler“ hin
als auf eine Dichtung, in welcher eine tiefe philo
sophische Idee eben auch zur Schönheit erhoben und aus
gestaltet sei.

Unten in Montreux, wo die Wege nach Bernex und
nach Villeneuve sich trennen, schieden wir von einander

paar andere Männer
acht, gingen neben u
lles verhältnißmäßig
tte doch Zeit gehabt,
tte sein Bildniß, i
tte soviel von ihm du
en gehört, die ihm
und Züge seines G
Erscheinung, doch ka
erst völlig, was Er
nde. Garibaldi ist n
äußerst kräftige und
Leiden und Krankhe
monte ihn angegriffen
ist noch bräunlich bl
ber die Jahre haben
tiefe Schwermuth über
aurig, recht eigentlich tr
ngsvoll wie manche Ch
tte einen kleinen grauen
grauen Poncho übergeworfen.
e es zu verbergen, daß
Als er leicht grüßend
uge auf uns fiel, war er
iemand dagewesen, ihn zu
mité kam erst später an
italienischen Helden beim Eintritte
Herzen seinen italienischen
cht. Ihn hatten darauf die Begleiter
und einer der heldenhaften edeln Brüder

sehr glaublich geklungen, wenn man in sein festentschlossen
jugendmuthiges Gesicht sah. Jetzt in dem schwarzen Ro
kam er mir ganz fremd vor.

„Haben Sie den General gesehen?“ fragte er, nac
dem wir uns begrüßt hatten. Ich bejahte es. „Und g
sprochen?“ — Wie sollte ich das? — Oh! Sie müss
mit zu ihm kommen, ich führe Sie zu ihm, rief
Ihr Mann ist auch bei ihm! —

Aber ich weigerte mich, ihm zu folgen. Stahr's Nam
war Garibaldi, wie ich wußte, nicht ein fremder; m
mir war das ein Andres, und er hatte so müde aus
gesehen der General, daß mich dünkte, jeder, der ihn b
wunderte wie ich, mußte aus Pietät ihm seine Ruh
gönnen. Indeß der Obrist blieb bei seinem Willen —
und ich ließ mich endlich gern gegen meine bessere Ueber
zeugung von ihm fortführen.

Garibaldi's Reisegefährten hatten sich bei dem Früh
stück niedergelassen, er selbst saß mit Stahr im Gespräch
auf dem Ecksopha eines kleinen Nebenstübchens. Stahr
und Frigyèsi stellten mich ihm vor; und wie ich nun neben
ihm war, wie er mir die Hand reichte, und ich mir dachte,
mit dieser feinen nervigen Hand, die Du jetzt in den
Deinen hältst, hat er einem Könige, der ihm dies mit
einer Flintenkugel und mit Kerker lohnte, zwei Königreiche
geschenkt, und für sich Nichts behalten, Nichts — als die
Stätte, auf der er einsam rastet, sein Bewußtsein und die
Bewunderung der Welt — da kamen mir die Thränen in
die Augen, und von Allem, was mir auf dem Herzen lag,
konnte ich Nichts sagen, als die Wörte: „haben Sie Dank,
daß Sie uns das Beispiel der höchsten menschlichen Selbst-

sein schönes trauriges Auge nicht geschlossen werden, ehe er als Lohn seines kampfreichen Lebens, die Sonne hat leuchten sehen über dem Kapitole des durch ihn befreiten Rom's.

Was der General gesprochen zu denen, die im Saale versammelt waren, erfahrt Ihr durch Stahr, der die Erlebnisse dieses Morgens für Euch ausführlicher aufgezeichnet und der auch mehr dabei erlebt hat als ich. — Nach Genf zum Congresse gehen wir aber nicht. Indeß hat Professor Vogt versprochen, meiner Idee wegen der Traktätlein dort zu gedenken, und ich habe ihm eine Probe davon eingesendet, wie ich mir sie wirksam denke. Es sind: „Zehn Artikel wider den Krieg!“ — Und damit für heute Lebewohl!

---

hinunter zu ziehen, um hier noch einer guten Wohnung theilhaftig zu werden. Eine gute Wohnung haben wir nun auch gefunden und uns in derselben am ersten Oktober bei schönem Wetter recht behaglich einrichten können; aber schon am dritten ist das Wetter regnerisch und kalt geworden, am vierten war es ganz empfindlich kalt, die Berge lagen bis tief herunter voll Schnee, am fünften Sturm, Regen, Schnee, wie ich es in meiner ostpreußischen Heimath um diese Zeit nie schlimmer erlebt habe, und das ist so fortgegangen bis gestern, wo es heller und heute, wo es milder geworden ist. Die Segnungen des waadtländischen Winters fangen dadurch an, mir sehr zweifelhaft zu werden, und wir müssen abwarten, wie das Wetter sich weiter gestaltet, um danach unsere Entschlüsse zu fassen. Freilich sagt man uns, ein Oktober-Anfang wie dieser sei in Montreux seit dem Jahre 1787 nicht vorgekommen, und einige ständige Wintergäste von Montreux erzählen mir von den Rosen, die hier am See um Weihnachten blühen sollen. Da aber bei dem ersten Schneefall in der vorigen Woche, die Knaben aus allen Häusern mit Handschlitten, mit Pelzmützen und mit Fausthandschuhen hervorgekommen sind, so müssen Schnee und Schlittbahn doch hier nicht zu den Ungewöhnlichkeiten gehören, denn auf Ausnahmefälle richtet eine ganze Einwohnerschaft sich nicht leicht ein. Nun — wir müssen eben zusehen und abwarten!

Da man in dem Wetter nicht an irgend welche weitere Spaziergänge denken konnte, haben wir unsere Zeit dazu angewendet, in den Mittagsstunden uns in unserer nächsten Umgebung umzuschauen, und zuzusehen, wo wir uns denn eigentlich befinden; und mir sind dabei immer ein paar

Recht sprach. Es war, wie es in den alten Dokumenten heißt, ein gewisser Perrad, des seligen Rudolph Sohn; und von diesem ersten „Mayor“ von Clarens, leitet Alles, was hier herum Mayor heißt, und der Name ist sehr verbreitet, seinen Ursprung ab.

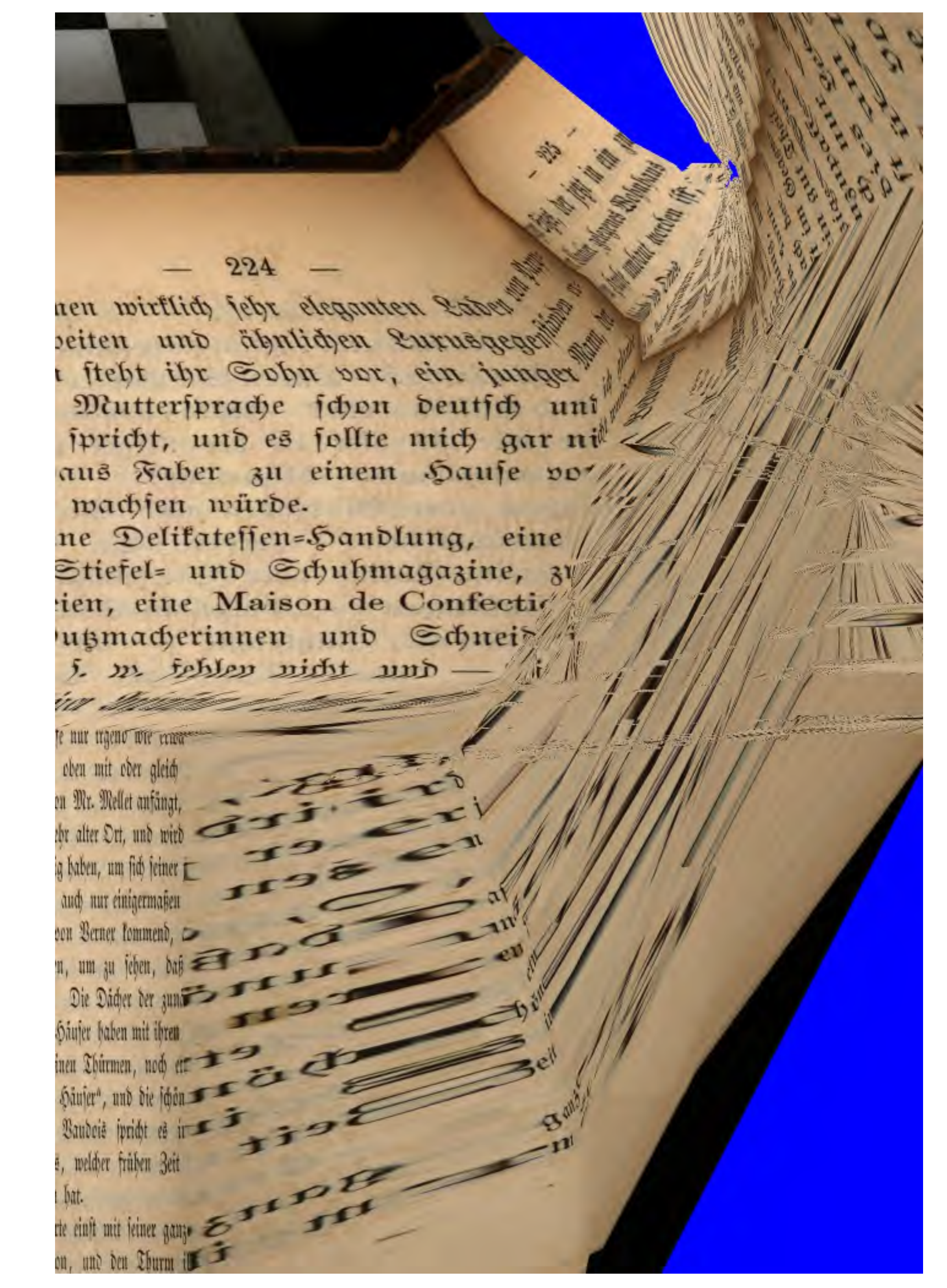
Von mittelalterlichen Baulichkeiten ist jedoch in Clarens jetzt nicht mehr viel zu finden. Auf dem Wege, der vom See durch das reinliche und freundliche Dorf nach der Eisenbahn hinaufführt, sieht man wohl ein paar alte Wände, die trotz ihrer reinlichen Abputzung und bürgerlichen Sauberkeit doch noch etwas Feudales, wie alte Umwallungs- oder Thurmmauern in sich zu verstecken scheinen, aber sie umschließen keine Kerker und keine Gefangenen mehr, sondern nur Scheunen und Ställe; und in dem einen Hause, das auch solch ein Stück altes Mauerwesen in sich birgt, stand der Hausherr heute, ein wahres Bild des Friedens, in breiter Gemächlichkeit auf der Schwelle, den Rücken gegen die Thürbrüstung gelehnt, seine Zeitung lesend, während er seine Pfeife rauchte.

Vernex, das sich an Clarens anschließt und hinter dem großen Hôtel du Cygne anfängt, ist ganz in neuer Zeit entstanden. Es ist, wenn man will, städtischer als Clarens, städtischer und gewerbtreibender. Clarens hat Wiesen, Meiereien, schöne Bäume, ein eigentliches Dorf mit Landwirthschaft; Vernex hat von dem Allen Nichts. Sein einer Theil zieht sich vom Schwan am Wasser bis zur Mündung der Bay de Montreux hin, der andre liegt höher an der Straße von Clarens nach Montreux. Von den ersten Häusern von Clarens bis zu den ersten von Vernex geht man etwa zwanzig Minuten. Vom Bahn-

auch noch heute — und sie war es, die auf den Gedank
kam, einen Laden anzulegen. Man fing die Sache kle
an, sie sieht auch noch nicht prächtig aus. Es ist e
niedriger, durchaus nicht großer Raum, in dem Hau
dicht neben dem kleinen Postbüreau. Der Laden hat e
paar breite Schaufenster, die eine reinliche Markise b
schattet, und vor denen eine schöne grüngestrichene Ba
befindlich ist. Von Commis, von eleganten Verkäuferinne
ist hier keine Rede. Madame Faber, mit dem eng an
liegenden dunkeln Kattun=Anzuge der waadtländischen Land
frauen und mit der schwarzen Tellermütze von Taffet, vo
der die schwere Tüllspitze locker um das Gesicht fällt, is
die Seele des Geschäftes; eine andere, etwas hinkende
ältere Person, ebenfalls in Landestracht, ist ihre Gehilfin
und meine junge, sehr gescheidte Freundin, die fünfzehn=
jährige Louise, ist der Lehrling, der sich ganz vortrefflich
anläßt und überall Bescheid weiß. Nur in einzelnen sel=
tenen Momenten wird Mr. Faber sichtbar, wenn er
wie die Gestalt Napoleon's in Holtey's „altem Feldherrn"
im Hintergrunde über die Bühne schreitet, aber ich
glaube, Monsieur zählt nicht eben für viel in diesem
Handlungshause.

Was mich an diesem Magazine interessirt, ist seine
Vielseitigkeit, sein Reichthum in der Enge, seine Ausgiebig=
keit bei unscheinbarster Gestalt. Es kommt mir immer
vor wie die Tasche des Unbekannten in Chamisso's Peter
Schlemihl, aus der Alles und Jedes hervorgeholt wird.

Haben Sie schwarzes Seidenzeug? — Du Taffetas?
ou du Grenadin? fragt Madame Faber. — Ein Paket
Stearinlichte! — Louise! des bougies! ruft sie der Kleinen



nen wirklich sehr eleganten Laden von
beiten und ähnlichen Luxusgegenständen
steht ihr Sohn vor, ein junger
Muttersprache schon deutsch und
spricht, und es sollte mich gar ni
aus Faber zu einem Hause vo
wachsen würde.
ne Delikatessen=Handlung, eine
Stiefel= und Schuhmagazine, z
eien, eine Maison de Confecti
utzmacherinnen und Schneid
f. w. fehlen nicht und —

e nur irgend wie etwa
eben mit oder gleich
en Mr. Mellet anfängt,
ehr alter Ort, und wird
ig haben, um sich seiner
auch nur einigermaßen
von Berner kommend,
n, um zu sehen, daß
Die Dächer der zum
Häuser haben mit ihren
inen Thürmen, noch ei
Häuser", und die schön
Vaudois spricht es i
s, welcher frühen Zeit
hat.
te einst mit seiner ganz
on, und den Thurm i

Freiheiten. Die Montreuxer gewannen das Recht, sich für die Verwaltung ihrer Kommunal-Angelegenheiten selber drei Syndici zu wählen, und später kauften sie von Gérard von Oron sich mit dreihundert Livres ein für allemal von der Verpflichtung frei, ihrem Herrn Steuern zu bezahlen, wenn er oder einer seiner Söhne zum Ritter geschlagen wurde, wenn die älteste Tochter des Hauses sich verehelichte oder wenn das Oberhaupt des Stammes „über das Meer hinauszog!" — Es waren das die Prinzen-Apanagen, die Prinzessinnensteuer und die Kriegssteuern in Miniatur, von denen man sich befreite.

Indeß nicht allein der Thurm des Buenzod'schen Hauses ist so alt, es sind auch unter den gewöhnlichen Wohnhäusern einige, die sich ihres Alters rühmen können. In dem engsten Theile der Straße, welche von dem einen freien Platze zu dem andern, oder wenn man will, von dem einen Röhrbrunnen zu dem andern führt, haben wir an kleinen, reinlich gehaltenen und neugetünchten Häusern die Jahreszahlen 1576, 1585 und 1648 gesehen, und an dem stark herniedersteigenden Wege, der von dem Röhrbrunnen nach der Pension Moser hinabführt, fanden wir über einer Thüre die Jahreszahl 1615.

Was Montreux so malerisch macht, ist seine Lage hoch oben auf den beiden baumreichen Felsenufern, durch welche die Baie sich ihren Weg zum See gesucht hat. Ein schön geschwungener Brückenbogen spannt sich wohlgemauert und gefügt über die tiefe, tiefe Kluft. Hinter der Brücke steigen die gelblich braunen Felsgeschichte des Rigi Vaudois in zackigem Geklüft hinauf. Die Baie stürzt schäumend an ihnen hinunter und vorüber, und niemals noch sind

ladet. Man denkt, da müsse der Gast, da müsse der
Wanderer willkommen sein. Zur Seite dieses Hauses steigt
eine Straße in die Enge auf, die Häuser rücken da zu-
sammen, oben ist die Straße abgeschlossen durch ein hohes
Haus. Aber von all den Treppen und aus all den Häusern
und Höfen kommen gegen den Abend hin, die Menschen
und die Thiere zu dem Brunnen heran. Da stehen die Frauen
in ihren schwarzen Hauben, die an einem der Brunnenbecken
waschen; da stehen und lachen die jungen Mädchen, welche
ihre Gemüse gleich am Brunnen putzen. Da kommt der
rüstige Bursche mit seinen vom Bergweg müden Gäulen
herunter, und aus dem Hause in der engen Straße, sieht
von der hölzernen Laube, deren ganze Wandung mit hell-
leuchtendem gelbem Mais behängt ist, die alte scharfblickende
Waadtländerin hernieder nach dem Manne, der die drei
schönen schweren Kühe mit den breiten Stirnen die steile
Straße zu der Tränke hinabführt. Der Hund will, wenn
Alles sich erfrischen geht, auch nicht dahinten bleiben.
Eiligen Schrittes ist er Allen bald voraus, und es kennen
ihn auch Alle. Niemand widersetzt sich, wenn er sich an
den Brunnen drängt; nicht die Mägde, nicht die Knechte
scheuchen ihn von dannen, wenn er hoch auf den starken
Hinterfüßen aufgerichtet, die heiße Zunge trinkend in dem
Brunnen kühlt, und selbst die Kühe heben kaum die
großen Augen nach ihm auf, so gut ist Alles hier mit
einander bekannt, so guter Frieden waltet zwischen Allem
was hier lebt. Sogar die Tauben und die Schwalben
und die Dohlen, die bald hoch, bald niedrig, bald i
engen, bald in weiten Zügen diesen kleinen Platz um
kreisen, sind wie eingeheimst in diese Welt. Und da

nkeln die feuerrothen blühenden Granaten in dem Garten,
r an der andern Seite der Straße sich in Terrassen nieder=
eht, von denen der Schnee wieder weggeschmolzen ist. Dazu
ühen die rothen und weißen Rosen, dazu schimmern an
n niedrig gehaltenen Spalieren die Trauben im letzten
Schein der Abendsonne — der Abendsonne, deren Sinken
us nicht des Lichts beraubt, denn schon steigt es empor
n den weißen Spitzen der Becca de Chambary, und die
rachtvolle Kuppel des Mont Grammont und der Dent
Doche schimmern, als fiele der Wiederschein der hier nicht
chtbaren in Purpur glühenden Dent du Midi auf sie
urück — heute wie gestern — und immer neu — und
mmer ein überwältigendes Schauspiel.

Nun raffen die Frauen ihre Leintücher zusammen,
un schwenken die Mägde noch einmal ihre Kübel aus,
die Arbeit ist gethan. Der Knecht schnalzt mit der Zunge,
die Pferde folgen seinem Zeichen, sie wenden sich zum
Gehen. Auch die Kühe heben die schönen Köpfe von der
frischen, aus der Bergeshöhe niederströmenden Fluth empor,
und langsam schreitend, daß die Glocken sanft erklingen,
während den Thieren noch das Wasser von den breiten,
satten Mäulern niederträuft, geht jedes den wohlbekannten
Weg, der wohlbekannten Stätte zu — und die Sonne ist
hinter dem Jura niedergesunken, und es ist wieder ein
Tag zu Ende auf der schönen Erde, in der Welt, der
kleinen Welt, die wir jetzt die unsre nennen.

Den 21. Oktober.

Wenn ich hier umhergehe und sehe, wie jeder dieser
kleinen Orte seine Apotheke und seine Leihbibliothek, seine

aller Arten hat, und wie m... hören von Rom
o mit allem Nöthigen verse... mer und Fremde
n die fast dicht vor den ... alten pflegen, an:
ädtchen zurück, in denen Rö... Gandolfo und
ationen ihre Villegiatur zu h... ungen über den
riccia, Genzano, an Castel ... tschaft, zwischen
so mache ich meine Betrach... Kaufes.
zwischen Freiheit und Knech...
ung und Absolutismus billigen ... zu finden, als
riccia war kein Gasthof mehr ... sen sind. Alles
jahr sechsundsechszig dort gew...t zurückgekom-
war seit zwanzig Jahren dort
Brunnen auf dem Platze waren versiegt,
g war zerbrochen und Niemand da, der das
rer Herstellung hätte liefern mögen. — Die
n verfallen, das Gras wuchs in den Straßen
s Kaffee, dieser Zufluchtsort des ... chen Volkes
heruntergekommen, so höhlenartig und schmutzig,
obschon die sieben Monate in Rom uns in diesem
icht verwöhnt hatten, und wir nicht
m Stande waren. anwiderte ... e Bursche
chen lungerten, ohne Junge st...
Sonntag, kein Feiertag, Etwas zu ...
üren herum. — Es war traurig, auf ...
t das Volk in hohem Grade arbeit...
nen. Ich habe das seit den fü...
n am See sind, überall gefunden,
hältnißmäßig sehr gut unterrichtet, und dabei
ig. Wo man einen Menschen in ... aufgeklär...
seiner Thüre sitzen sieht, liest er ... der Feier-

zeitung. Ein hier seit Jahren lebender Fremder, erzählte mir, daß allein hier in Montreux und Vernex, welche zusammen ein paar tausend Einwohner zählen, dreihundert Zeitungen von den Einwohnern gehalten werden; und allerdings haben diese freien Bürger ein ganz anderes Interesse daran zu erfahren, was sich in ihrem Lande und in der Welt zuträgt, denn Jeder von ihnen hat in jedem besonderen Falle über das, was in seines Vaterlandes Angelegenheiten zu geschehen hat, seine Meinung in die Waagschale zu legen; und weil er das weiß, hat hier ein Jeder, auch der Dienende und Unbemittelte eine gewisse selbstherrliche Haltung, die mir immerfort sehr wohlthuend entgegentritt.

Die dreihundert Jahre seit der Kirchenreformation, haben hier in diesem freien Lande, eine große Kultur in dem Volke erzeugt, und was Calvin's, in Bezug auf die Volksschulen musterhaftes Regiment, in dieser Beziehung für die ganze Schweiz gewirkt hat, ist nicht hoch genug anzuschlagen. Wenn ich hier Sonntags ein paar Dienstmädchen, ein paar Bürgertöchter oder oft auch kleine Schulmädchen auf den Schwellen der Hausthüren bei einander sitzen und einander vorlesen höre, so denke ich auch wieder an das arme Volk im Kirchenstaate zurück, für das Lesen und Schreiben zum großen Theile noch geheimnißvolle Gaben sind, deren sie nicht theilhaftig werden, da der Himmel es nicht angemessen findet, sie an einem neuen Pfingsttage mit diesen wundersamen Künsten zu begnadigen.

Wenn wir in Florenz, und vollends mit freisinnigen Römern von Politik zu sprechen pflegten, und sie dann immer mit ihrem zuversichtlichen: è vero, l'Italia ha ancor

da fare molto! ma l'Italia fara da se! (Italien hat allerdings noch viel zu thun") dazwischen fuhren, wobei sie an irgend welche große politische Umgestaltungen dachten konnte ich es selten unterlassen, ein bescheidenes „vor allen Dingen lesen und schreiben zu lernen!" hinzuzufügen Hier im Waadtland kann Jeder lesen, schreiben und rechnen, und mehr als das. Was mich aber vollends an das Angenehmste berührt, das ist die Bildung der weiblichen Dienstboten aus den französischen sowohl als aus den deutschen Kantonen.

Ich bin nicht lange genug im Lande, um abschließend über sie urtheilen zu können, aber sowohl in Genf, wie in Glion und hier in unserm Hause, waren wir von jungen Frauenzimmern bedient, theils von deutschen, theils von französischen Schweizerinnen, deren Bildungsgrad denjenigen unserer weiblichen Dienerinnen bedeutend übersteigt. Ich meine damit nicht allein, daß sie*) wesentlich besser unterrichtet waren, als die unsern, sie hatten auch eine viel klarere Einsicht über das, was sie wollten und was ihnen frommte. Jede von ihnen hatte einen Plan für ihre Zukunft, der nicht allein darauf hinauslief, einen Mann zu bekommen, welcher sie ernähren sollte; aber allerdings werden ihre Dienste hier auch doppelt so hoch bezahlt als bei uns, und sie haben also eher Aussicht Etwas vor sich zu bringen und zu einer eigenen Selbstständigkeit zu gelangen, als die dienenden Frauen bei uns.

---

*) Spätere Anmerkung. Ich habe im Laufe eines Jahres in den verschiedenen Häusern fünf solcher dienenden Mädchen kennen lernen.

Unter diesen fünf Mädchen waren drei Französinnen, zwei Deutsche, und diese Letzteren waren den Ersteren noch bedeutend überlegen. Eine dieser deutschen Schweizerinnen, die uns durch sechs Monate bedient hat, konnte gradezu für ein Muster ihres Standes gelten. Sie war die Tochter eines Schulmeisters aus Burgdorf im Canton Bern und diente seit etwa zehn Jahren in verschiedenen Stellen. Ihre Arbeitsamkeit, ihre Unverdrossenheit, und namentlich ihr gutmüthiger Wunsch, es „den Leuten recht zu machen“ waren sich immer gleich. Dabei blieb ihr Sinn bei den schwersten Arbeiten, in einem unruhigen Hause, immer ruhig, immer frei. Einmal, bald nachdem wir in's Haus gekommen waren, hatte sie eine Gedichtsammlung bei uns gefunden, die man uns zugesendet hatte. Sie bat um die Erlaubniß, sie dann und wann, wenn sie Abends nicht gar zu müde sei, mit sich nehmen zu dürfen, und wir machten uns das Vergnügen, sie ihr gleich zu schenken. Darüber hatte sie eine große Freude. „Nun kann ich diese schönen Gedichte doch allmählich auswendig lernen! sagte sie. Es thut einem Menschen gar zu gut, wenn er so alle Tage bei der gleichen Arbeit ist und seine Sorgen hat, daß Einem dazwischen einmal solch' ein Gedanke einfällt, der Einem ein Trost und eine Ermuthigung ist, und daß man sich an solch' einem Schönen erfreut!“ — Ich habe die Worte grade nachgeschrieben, wie sie sie uns sagte. Ihr feines Empfinden, ihre richtige Urtheilskraft, ihr Tact gegenüber den verschiedenen Personen, die sie zu bedienen hatte, blieben sich immer gleich; und wenn ich sie mit einer guten Anzahl der Frauen verglich, welche ihre Dienste zu fordern hatten, ist mir manch liebes Mal das

Wort Figaro's im Barbier de Seville von Beaumarchais eingefallen: „aux vertus qu'on exige dans un domestique, Votre Excellence connaît-elle beaucoup de maîtres qui fussent digne d'être valet?" —

Eines Tages, als wir schon gute Bekannte und Freunde geworden waren, sprach Lina uns den Wunsch aus, den Dienst in einer Pension wo möglich mit dem meist viel leichteren Dienste in einem Privathause zu vertauschen, und wenn es anginge eine Stelle zu finden, in der sie und ihr Bräutigam, ein gelernter Kunstgärtner, zusammen als Eheleute eintreten könnten. Sie holte, um uns zu beweisen, daß sie einer Empfehlung werth sei, [illegible] Attestbuch herbei, es waren ihr darin von einer bür[illegible] Familie und von einer deutschen, am Thunersee [illegible] Fürstin, denen sie gedient hatte, die besten, ehre[illegible] Zeugnisse ausgestellt, und jedes dieser Zeugnisse be[illegible] den Worten: die Bürgerin Lina M.... hat in [illegible] Hause so und so lange als Hausmädchen u. s. [illegible] Dienst — Das klang anders als jenes bei uns in [illegible] büchern von der Polizei beliebte „die unverehlichte Marie u. s. w."

Der ganze Unterschied zwischen dem monarchischen Polizeistaat und der Republik klang mir aus den Zeugnissen eines armen Mädchens entgegen. Es ist ein ungeheurer Unterschied, ob der Arme, der seine persönlichen Dienste vermiethet, es von Kindheit und Jugend an vor Augen hat, daß weder Armuth noch verhältnißmäßige Unwissenheit, noch die Art seiner Arbeit, so fern er sich nicht entehrt und so fern er seine Pflicht thut, ihn jemals des Rechtes berauben können, das der Reichste und Gebildeteste

als seine Ehre ansieht, des Rechtes, der Bürger eines freien Landes zu sein; oder ob er von Jugend auf die Erfahrung zu machen hat, daß seine Armuth und der daraus erwachsende verhältnißmäßge Bildungsmangel ihn ohne Weiteres zu einem Gegenstande des Mißtrauens für die Behörde machen, welche für ihn der Vertreter der Regierung ist. Es ist eine Erhebung für jedes mit Vernunft begabte Wesen, sich sagen zu können, die Regierung des Landes, die sich aus meines Gleichen zusammensetzt, beschützt mich; es ist ein demüthigendes und entsittlichendes Gefühl, sich sagen zu müssen, die Behörde, welche über mich Gewalt hat, überwacht mich. Denn unter einer mißtrauischen polizeilichen Aufsicht steht in den alten kontinentalen Monarchien auch der angesehne Mann; und ich habe hier in der Schweiz oft begreifen lernen, was Heinrich Simon meinte, wenn er ungeachtet seiner tiefen Liebe für sein Vaterland Preußen, in den langen Jahren seines Exils oft seufzend zu sagen pflegte: „ich fürchte, ich würde zu Hause nicht mehr leben können!“

Achtzehnter Brief.

Die Waadtländer und der Weinbau.

Montreux, Anfang November 1867.

In der Welt draußen muß es ein paar Tage gestürm[t] haben. Hier bei uns in unserer stillen Ecke merkten wi[r] es daran, daß der See so hohe Wellen schlug und sie mi[t] lautem Schalle an das Ufer warf. Die Luft war trübe, der Himmel bewölkt und die Möwen, deren es hier eine groß[e] Anzahl giebt, schossen kreischend in unruhigem Fluge übe[r] dem Wasser hin und flogen leuchtend und wie vom Wind[e] getrieben, durch die Luft. Sie sahen noch viel glänzende[r] als gewöhnlich aus, wenn sie an den dunkeln Bergwände[n] vorüber jagten, und dann, mit einer plötzlichen, scharfeckigen Bewegung ihren Flug umbrachen, und sich hinabsenkten in den See. Die vielen Möwen und die Silbertaucher, aus deren Gefieder elegante Kragen und Muffen für Frauen gemacht werden, geben dem See ein eigenes Leben. Vier, fünf, sechs solcher Vögel habe ich oft an ruhigen Mittagen nebeneinander auf dem Wasser sitzen und sich bei seiner sanften Bewegung im Sonnenscheine schaukeln sehen.

Heute ist die Luft wie im Frühling mild; dafür ist denn auch auf den Höhen die schöne Blüthe des Nieswurz in diesen warmen Stunden über dem Schnee erblüht. An allen Abhängen der Höhen haben sich ihre dunkelgrünen, der Fächerpalme ähnlich gestalteten Blätter kräftig entfaltet, und in ihrer Mitte steigt nun der hellgrüne saftige Stengel

mit der schöngeformten, weißlichgrünen Blüthe, wie der Jahreszeit zum Trotze, ganz vergnügt empor; und man genießt es mit jeder solchen neu hervorbrechenden Pflanze wieder, daß man im Freien und nicht in den einbannenden Mauern der Städte, daß man nicht im Norden lebt, wo der Schnee sich für Monate und Monate, alles Leben bedeckend, über den Boden lagert.

Die ganze Zeit her hat es doch immer ein oder das andere Blümchen, ein oder die andere schöne Flechte, ein oder das andere frische Grün gegeben, das man mit nach Hause nehmen und an dem man sich erfreuen konnte. Bis vor Kurzem blühte der Laurus noch überall und die Monatsrose hing oft hoch oben zwischen den Zweigen irgend eines Taxusstrauchs hernieder. Noch vor vierzehn Tagen, ehe der starke Frost eintrat, fanden wir Maaslieb, Kampanula, Ringelblumen und rothen Klee auf allen Matten; dann, als es schon gefroren hatte, hielten sich die grünen Blätterkronen der Wolfsmilch noch ganz kraus und keck auf ihren rothbraunen Steugeln an dem Rand der Bergwässerchen, und wir nahmen alle paar Tage einige frische Pflanzen davon nach Hause, um unserm Blumenkorb damit zu Hilfe zu kommen, der uns am Fenster den heimischen Blumentisch ersetzt.

Dieser Blumenkorb ist nun freilich das einfachste Ding von der Welt. Ein Korb, in welchem man uns einmal Trauben brachte — eine tüchtige Lage Sand, ein Theil fest aneinander gedrückten Mooses, bilden seine Unterlage, und nun haben wir, was wir finden konnten, an einzelnen grünen Reisern, Laurus und Taxus, Lärchen und Lorbeeren, Stechpalmen und Mahonien, Hagebutten mit ihren rothen

reifen Früchten, und die schwarzen Beerend[illegible]
und Wolfsmilch und Ringelblumen, neben [illegible]
gesteckt, bis es einen ganz lustigen Anblick [illegible]
wir uns immer wieder bereiten können, [illegible]
unser Stillleben erheitern, das einen [illegible]
Reiz für uns gewinnt.

Alle Tage von zwölf bis zwei Uhr [illegible]
zieren, und wenn man sonst nur Anlage[illegible]
man hier so gut flaniren wie in Paris [illegible]
Wir stehen hier auch bisweilen wirklich [illegible]
vor den Ladenfenstern dieser kleinen Ortscha[illegible]
vor den Kunsthandlungen und Magazinen [illegible]
Städten, und machen hier unsere Betrach[illegible]
wie dort. Bei unserm Herumschlendern habe[illegible]
bemerkt, daß die Handwerker hier zu einem [illegible]
Deutsche sind, oder doch aus den deutsch[illegible]
stammen. Die Schneider, Schuhmacher, Sattl[illegible]
Kürschner u. s. w. sind fast durchweg [illegible]
Deutsch-Schweizer; die Maurer, die Steinspren[illegible]
bei den Wegebauten beschäftigten Leute, habe[illegible]
gegen meist italienisch sprechen hören, und auf [illegible]
fragen erfahren, daß sie nicht aus den schweizer[illegible]
schen Kantonen, sondern wirklich aus dem [illegible] egno, wie
sie auch hier das geeinigte Italien gleich de[illegible] n Römern
kurzweg nannten, herübergekommen wären. [illegible] ie klagten
dabei, daß Handel und Gewerbe im Königreich [illegible] e sehr dar-
niederlägen und fürchteten Nichts so sehr als ei[illegible] nen neuen
Krieg.

Von dem sogenannten natürlichen und de[illegible] ch so un-
natürlichen Racenhasse, an den die Kriegsfrei[illegible] nde und

Kriegsherren die Menschheit gern noch glauben machen möchten, habe ich übrigens hier in der Schweiz, wo Deutsche, Franzosen und Italiener, in einem Staatsverbande auf engstem Raume zusammen wohnen, noch keine Anzeichen gefunden. Sie leben im Gegentheil in den Beziehungen, welche sie selbst in Freiheit festgestellt haben, sehr friedlich neben einander, denn es ist Niemand vorhanden, der seinen Vortheil darin findet, sie gegen einander zu hetzen, wie die Corpsburschen es auf den deutschen Universitäten mit ihren Doggen thun.

Die Vielsprachigkeit des Landes hat vielmehr für die allgemeine Erziehung des Volkes etwas sehr Förderſames. Nicht nur, daß begüterte Eltern ihre Söhne in die sprachlich fremde Provinz senden, um ihnen mit der Kenntniß verschiedener Sprachen eine größere und freiere Erwerbsfähigkeit zu geben; auch die Unbemittelten suchen ihren Kindern den gleichen Vortheil zuzuwenden, den Töchtern ebensowohl als den Söhnen, und man thut sehr wohl daran. Aber man stößt die jungen Frauenzimmer dabei nicht wie es bei uns in diesen Ständen geschieht, auf gut Glück in die Fremde und unter die Leute, sondern man führt grade aus, was ich in den „Osterbriefen“ für die Mädchenbildung so dringend vorgeschlagen habe: man giebt sie förmlich in die Lehre. Man läßt sie ein Jahr bei einer Näherin, Schneiderin, Putzmacherin, oder in einer Pension oder in einem Magazine ohne Gehalt, gegen volle Beköstigung und Wohnung arbeiten, während sie die Sprache erlernen, und danach einigt man sich über die weitere Stellung und über das Gehalt des weiblichen Lehrlings. Ich habe die jungen Mädchen aus den deutschen Pro-

vinzen, denen ich hier in solchen Lehrverhältnissen begegne
bin, geflissentlich über ihre Lage befragt, und sie ware
sammt und sonders gut bei ihren Herrschaften aufgehoben
„Wir müssen brav arbeiten, hieß es jedesmal, aber ma
ist nicht hart mit uns!“ — und wenn hie und da au
meine Erkundigung auch der Bescheid kam, daß die Schla
stuben nur klein wären, so meinten sie doch „man könn
ja aber doch von Morgen bis Nacht die Fenster aufthun
und die Kost nannten sie immer „ganz vorzüglich.“ –
Zwei von den Mädchen, die ich kenne, gingen noch zu
Confirmanden-Unterricht und die Eltern hatten ihnen di
dafür nöthige Zeit bei den Lehrherrschaften „gleich aus
gemacht!“ — Sie nannten sich, je nach ihrer Stellun
in den Geschäften: Lehrtöchter oder Gehilfinnen. Wir sin
bei Mademoiselle Genton (meine Schneiderin) jetzt zwei Leh
töchter, die Andern sind schon Gehilfinnen und Arbeiterinne
sagte mir vor ein paar Tagen eine junge Solothurneri

Die fremden Hausfrauen, welche hier leben, ziehen i
Ganzen für den Dienst im Hause die Mädchen aus den deu
schen Kantons vor. Sie behaupten, die Genferinnen un
Waadtländerinnen gäben sich, wenn es nicht in ihrer eigene
Wirthschaft sei, nicht gern zu grober oder schwer
Hausarbeit her, weil ihnen immer die Möglichkeit vo
schwebe, im Auslande als Bonnen, bei geringerer A
strengung höheren Lohn zu erzielen; und man kann ihne
das natürlich nicht verdenken. Gute Manieren haben d
Frauen und Mädchen hier sammt und sonders; hat nu
solch eine manierliche junge Person ein paar Jahre i
England oder Frankreich als Kinderwärterin oder Näheri
gelebt, die dortige Landessprache zu ihrem Französisch no

azu gelernt und sich in Handarbeiten vervollkommnet, so eht sie dann als Gouvernante, die zwei Sprachen lehren ann, ihren Weg weiter, und wird als Dame gehalten, was hr als Dienerin in der Heimath nicht zu Theil werden würde. Trotzdem habe ich Frauen jedes Alters hier in den Weinbergen unermüdlich bei der Arbeit gesehen, und der Weinbau ist schon wegen des immerfort nöthigen Aufhackens des Bodens um die Rebstöcke her, da das Erdreich hart ist und schnell wieder zusammen trocknet, sicherlich keine leichte Arbeit.

Der Waadtländer ist aber, wie diejenigen behaupten, welche ihn genau kennen, vor allem Andern Winzer und zwar mit Leidenschaft Winzer. Vulliemin, der eine Monographie des Waadtlandes geschrieben hat, sagt von ihm: „wie mühevoll die Bearbeitung des Weinstockes auch sein mag, der geborene Winzer trennt sich schwer von der in seiner Familie herkömmlichen Arbeit. Es ist ihm wohl auf den Hügeln, auf denen er von Kindheit an die Sonne auf und nieder gehen sah und deren Boden er mit seinem Schweiße getränkt hat. Er liebt die Pflanze, um derentwillen und zu der er sich so oft herabgebückt hat, ohne daß sie seinen kräftigen Nacken beugen konnte; sechs Tage in der Woche hat er an dem Weinberg sich müde gearbeitet, und den siebenten geht er dorthin spazieren. Alt und matt schleicht er doch noch jeden Morgen nach dem Weinberg, und wenn er dort selber Nichts mehr schaffen kann, lehrt er die Jungen, wie sie die Reben zu behandeln haben, deren er Jede wie seine eignen Kinder kennt.“

Wann der Weinbau im Waadtlande zuerst eingeführt worden, ist wie mir scheint, nicht genau festgestellt. Die

Einen behaupten, daß schon die Römer hier am See Wein gebaut haben, und das ist sehr wahrscheinlich, da sie hier große und feste Niederlassungen gehabt haben. Man will es aber zum Ueberflusse durch einen mit einer Inschrift versehenen Stein beweisen, der bei Cully unweit Lausanne gefunden worden ist, und der einem dort errichtet gewesenen Bachus-Tempel angehört haben soll. Nach Andern heißt es, die schon früher erwähnte Burgunder Fürstin, die zur mythischen Gestalt, zu dem Bilde einer wohlthätigen Fee gewordene Königin Bertha, habe im Anfange des eilften Jahrhunderts die ersten Rebstöcke aus ihrer Heimath in das Waadtland gebracht. Sicher ist es, daß Mönche aus dem Freyburgischen Kloster von Haut Crêst im zwölften Jahrhundert an dem Nordrande des Sees auf den Felsen von La Vaux, nahe bei Lausanne, Weinpflanzungen angelegt haben; und möglicher oder wahrscheinlicher Weise, haben alle diese drei Traditionen eine historische Wahrheit. Da die Völkerwanderungen und die Kämpfe in der Schweiz, die römische Kultur, und mit ihr denn auch den römischen Weinbau zerstört haben, werden im eilften und zwölften Jahrhundert neue Kulturanfänge nöthig geworden sein; und die jetzigen protestantischen Winzer werden mit gleichem Rechte den heidnischen Dionysos, wie die Mönche von Haut Crêst, als ihre Schutzpatrone in Anspruch nehmen können.

Die von diesen frommen Brüdern bepflanzten Felsen liefern übrigens noch immer einen der besten schweizer Weine, den weißen La Vaux. Für den vorzüglichsten des Waadtlandes achtet man aber den La Côte, wenn er alt und abgelagert ist, und diesen Beiden zunächst steht der weiße Wein von Yvorne.

Seit dem dreizehnten Jahrhundert schon hat man hier auf die Weinkultur Werth gelegt, und man hat schon früh eine Art von Kommissionen eingesetzt, den Weinbau zu überwachen. Als die Herren von Bern das Waadtland im Besitze hatten, hatten sie auch den en gros Handel des Weines für sich monopolisirt, und ließen Weinberge mit geringen oder schlechten Pflanzen ohne viele Umstände zerstören, um dem Rufe der waadtländischen Weine nicht Schaden thun zu lassen. Jetzt besorgen die einzelnen Weinbergsbesitzer den Weinbau nach ihrem Ermessen, aber der Verein der Weinbauer sendet in jedem Frühjahr und in jedem Herbste seine erfahrenen Kenner aus, um die Pflanzungen zu untersuchen, und er belohnt nach Angabe dieser „experts“ die Züchter der besten Reben, wie das von unsern ähnlichen Vereinen auch geschieht, mit Prämien und Medaillen.

Dieser Verein der Weinzüchter ist sehr alt. Er heißt — vielleicht zur Erinnerung an die Mönche, welche den Weinbau hier begründet haben — l'Abbaye des Vignerons. Man müßte es durch „Winzer-Brüderschaft“ übersetzen; denn da man auch l'Abbaye des Jardiniers sagt, so wird dies Abbaye auf das italienische Confraternita hinauslaufen, und hier wie dort wird man, als Bezeichnung einer gewerblichen Vereinigung, den Namen von den geistlichen Vereinen entlehnt haben, welche man als Organisationen vor Augen hatte.

Die Abbaye des Vignerons feiert übrigens alle fünfzehn oder zwanzig Jahre in Vevey ein großartiges Winzerfest. Die Feier solcher Erntefeste ist in der Schweiz sehr alt, so alt, daß man sie auf römische Bachus- und Ceres-

zurückführen möchte. Indeß die Freu
chten Ernte scheint mir ein so durchaus
l zu sein, daß nicht eine besondere Ableit
sondern Cultus zu ihrer Erklärung nöthigt
lbst das Judenthum, das an plastischen
ollen Erfindungen nicht eben reich ist, in der
este seine mit Früchten und Zweigen ge
feier, und auch in der Schweiz haben die
Feste gehabt. Sie sind aber im Mittelalt
Orgien ausgeartet und deshalb abgeschafft
die Winzerfeste von Vevey haben sich erhalt
viel ob sie heidnischer Herkunft sind, oder
fänge in den Prozessionen der Mönche vor
gehabt haben, es ist jedenfalls erfreulich, da
stehen. Die beiden letzten Winzerfeste hat m
1851 in Vevey begangen und mit dem wach
stande des Landes sind sie zu großartigen Fest
zügen herangewachsen, zu deren Einrichtung man
die Kostüme und Maschinisten kommen lassen,
dem reizenden Vevey, mit der Natur des Ge
der Alpen zum Hintergrunde, wirklich einen
Anblick gewährt haben müssen.

Was ich hier von der Weinlese wahrgen
entsprach jedoch jenen prächtigen Aufzügen, in
derte von geschmückten Winzern und Winzerin
Gott Bachus mit seinem Gefolge von Nymp
und Satyren, in denen Pan und Ceres und
mönchischen Urheber des waadtländischen Weinb
friedlich nebeneinander hergezogen sind, in kei
Das sehr schlechte Wetter im Oktober,

der auf die, noch eines warmen Nachsommers bedürftigen, Trauben vorzeitig herabgefallen war, hatte die Weinlese sehr verspätet, und die Weingärten sahen häßlich und verregnet aus, als man die Lese in den letzten Tagen des Oktobers begann. Aber von der Fröhlichkeit, mit der man das „Herbsten“ z. B. in Würtemberg betreibt, habe ich hier Nichts gemerkt. Die Sache wurde in den einzelnen kleinen Bergparzellen, ich möchte sagen stehenden Fußes abgemacht. Da die Arbeit des Lesens nicht anstrengend ist, waren fast überall alte Frauen damit beschäftigt, die hier oft sehr scharfe, sehr runzlige Gesichter haben und durch die landesüblichen äußerst häßlichen Strohhüte — sie sehen wie Grapendeckel mit einem unförmlichen Knopfe aus — natürlich nicht verschönert werden. Diese alten Frauen gingen gebückt und frierend zwischen den Rebstöcken umher, schnitten die Trauben, warfen sie gleich im Weinberg in eine Butte, in welchem ein Mann sie mit einem Stampfer preßte, und dann wurde der junge Wein in Kübeln auf dem Rücken in die Keller getragen und zur Gährung aufgelagert. Die Trebern der Weinbeeren sah ich später wie Lohkuchen zusammengepreßt vor den Häusern liegen. Sie riechen sehr gut und werden als Düngungsmittel gebraucht. — Von einer Auslese der Trauben ist mir hier in den bäuerlichen Gütern nichts vorgekommen, und von dem Singen und Schießen und Raketenwerfen, ohne das in Schwaben kein „Herbschten“ abgeht, war, wie gesagt, erst recht nichts zu spüren. Es war eine Arbeit ohne Sang und Klang. Der „Sorgenbrecher“, der „Freudenspender“ wurde sehr alltäglich behandelt, und nur noch mehr Betrunkene als sonst, habe ich in der Zeit der Weinlese auf den Straßen gesehen.

Die Trunkenheit ist leider hier ein sehr verbreitetes Laster unter den sonst so thätigen und freundlichen Landleuten, und auch in den Städten soll es schlimm damit stehen. Ich habe nie und nirgend so viel Betrunkene bemerkt als hier. Sie sind nicht grade so weit herunter, daß sie auf der Straße liegen bleiben, aber sie taumelnd auf den Straßen und Wegen zu finden, hat man mehr Gelegenheit als gut ist. Ein sehr gebildeter Waadtländer, der einer der bedeutendsten Industrie-Unternehmungen des Landes vorsteht, und kein Freund des
mir, daß er, als er zuerst in das Ges
bei allen seinen Verhandlungen und A
widerwilliges Wesen gestoßen sei, selbst
schlossen waren, das ihnen vortheilhafte
Er habe sich erkundigt und nachgeforsch
und endlich habe ein ihm befreundeter
daß er den Leuten nicht gefalle, daß
müthig halte, und daß man sage, er
den vornehmen Herrn! — Unser Freun
er gethan haben könne, solchen Verdach
Sie haben Nichts gethan! gab man
Sie haben nur das Gewohnte unterla
hier keine Kontrakte mit trocknem Mun
Sie für hochmüthig, weil Sie es vers
Leuten zu trinken. — Aber ich kann n
dete unser Freund ein. — So nehmen
Verhandlungen Jemand mit, der es an
Es ist den Leuten gleich, ob Sie grade
oder ob es ein Anderer thut — nur getru
Das ist die Wagenschmiere, ohne welche die

Neunzehnter Brief.

Auf dem Kirchhofe von Clarens.

Montreux, den 10. Novemb

Wir haben heute einen unserer gewohnten S
auf dem nur mäßig ansteigenden obern Wege n
gemacht, der sich auf der halben Höhe des
befindet.

Zu unserer Rechten Weinberge, in denen d
schon lange beendet ist; zu unserer Linken Wei
Weingarten, nur durch den breiten Damm der
unterbrochen, jenseits dessen die Weingärten sich
setzen und niedersinken bis zu der großen Fahrstraß
an welcher die Pensionen von Clarens gelegen
schöne See und die Savoyen'schen Alpen waren
Genossen immer zu unserer Seite, und in we
haftete das Auge an den sanft geschwungenen
langen Jurakette.

Hie und da wird die Straße durch kleine
unterbrochen, in denen die von den Bergen niederrieseln
Quellen auch noch in dieser Jahreszeit ein frisches G
erzeugen und fette Rasenplätze wässern. Gleich neben
einsam auf stumpfem Kegel gelegenen Schlosse Chate
breitet wie ein Teppich die schönste dieser von mäch
Nuß- und Kirschbäumen beschatteten Wiese sich aus.
Bank unter einem der Bäume hart am Wege lud
zum Sitzen ein. Die Sonne schien durch die noch in

Elion oft auf ihn und seine Cypressen hin
in dem hellen Grün der Weinberge sich
Höhe kenntlich machten. Heute gingen wir
hinein. Eine niedrige Hecke von kurz geschni
umgiebt den Friedhof nach der Straße hin.
breiten sich in ziemlich geregelten Reihen n
aus. Ich sah den Stein zu meiner Linken
den fremden Namen unbewegt. Daneben
kleines, ein ärmliches Kreuz aus schlichtem schw
Der Hügel, an dem es aufgerichtet, war fast
die Sonne hatte den Rasen längst versen
Büschel Stiefmütterchen blühte an dem Fuß des Kreuzes, und

Bernhard Kähler, Dr. med.

war darauf zu lesen. —

Bernhard Kähler! — Wie stand er plötzlich vor mir, der frohe, glückliche und lebenslustige Genosse meiner frühen Jugend, der Sohn meines Religionslehrers, des edeln und geistreichen Consistorialrath Kähler, der Bruder meiner Freundin, der kleine rührige muntere Student mit dem goldblonden Lockenkopfe, mit der hohen Stirne und den großen funkelnden Augen, mit der stark gebogenen Nase, mit der frischen Schönheit, die ihm und allen seinen Brüdern und Schwestern eigenthümlich gewesen war. Wie oft hatten wir heiter mit einander gelacht, wie oft waren wir im Tanze mit einander beim Klange fröhlicher Musik dahingeflogen! Und nun schlief er hier einsam, von der Heimath, von den Seinen allen fern, den langen endlosen Schlaf des Vergehens, und keine liebende Hand war da — keine als eben jetzt die meinige — sein eingesunkenes Grab mit einem Kranz zu schmücken.

reihen hin. Da hatten Eltern, Kurländer, in zwei aufeinander folgenden Jahren zwei jugendliche Töchter zur Ruhe bestattet, dort ruht aus Indien eine junge Frau, nicht weit davon ein Greis aus hohem Nord, Holländer, Deutsche, Russen, Engländer, Moldauer, Amerikaner — ach! sie waren Alle, wohl Alle mit Hoffnungen, mit Wünschen hierher gekommen, und das Wünschen und das Hoffen hatte sein Ende hier erreicht. Der See, die lachenden Ufer, die freudeversprechenden Rebgelände verloren ihren Glanz für mich. Wie viele Augen, Augen voll ängstlicher Lebenslust, voll zagendem Hoffen, voll schmerzlicher Ahnung eines letzten Genießens, hatten noch im verwichenen Herbste, noch in diesem Frühjahr, noch vor wenigen Wochen an der Gegend gehaftet, sich an der Schönheit erfreut, die uns jetzt entzückte — und sie waren gebrochen und geschlossen worden für immer.

Wenn man wüßte, wer sie gewesen, was sie gewollt, gelitten, die hier schlafen! —

Zwei Grabsteine, größer, dunkler, schwerer als die andern Alle, Grabsteine mit starken Eisenketten rings umgeben, fielen uns sehr auf. Sie gehörten Männern, Polen, die hier gestorben, nicht mehr jung, gestorben waren. Unter der Angabe ihres Namens, ihrer Lebensverhältnisse fand sich auf beiden Leichensteinen das Beiwort „Belvederschik!“ Sie hatten Beide zu den jungen Offizieren gehört, welche bei der polnischen Revolution von 1831 das Belvedere gestürmt, und damit die ersten Schritte zu der damaligen Erhebung ihres Vaterlandes gegen die russische Herrschaft gethan hatten. Es lagen frische Kränze auf den Gräbern. Wer weiß es, wer sie hingelegt? — Alles ist

laut pfeifend, sausten von Osten und von Westen her, die beiden Züge der Eisenbahn nahe an uns vorüber, die von Italien kommend und nach Italien gehend, hier in Verner einander begegnen. So gehen auch wir aneinander hin, nach rechts, nach links, dem Auge rasch entschwindend, vergehend, uns auflösend in das All, wie die Wolke von Dampf, die jetzt noch da ist — jetzt noch — ein heller und heller sich klärender weißer Schein — auch jetzt noch sichtbar — auch jetzt noch — und dann nicht mehr! —

---

ist immer schwer so ein Bild zu erkennen, wenn
nicht weiß, wer's sein soll!"
ei ist es immer noch ein Glück, we
e Missethaten gegen die Kunst auf
auf dem Klaviere begehen, wenn
lagen und nicht Andere quälen; u
wenigstens bei jenen Gegenden bewe
icht zu verkennen sind, wie eben C oder
Schlösser auf den Hügeln oberhalb von Clarens
diesen Schlössern stammt das eine, das Châtelard
Mittelalter, das andere les Crêtes ist ganz neu, und
auf ihren Höhen einander gegenüber, als dächten
nheit und die Gegenwart einmal über die Kl
hinweg einander in die Fenster zu sehen und
gemüthlichen Zwiegespräch zusammen zu kommen
neulich, als grade an einem Mittage die Sonne
schien, daß man die kalten Oktobertage vergessen
im schönsten Spätsommer glauben mußte, gle
hhofe von Clarens durch Tavel nach dem Châ
ufgegangen, und in der Mittagssonne war
f dem kegelartig sich erhebenden Schloßberg
nders da wir nicht den Fahrweg, sondern ein
von der Seeseite eingeschlagen hatten, steil
genug. Wenn man das Schloß Châtelard
straße oder von dem Wege betrachtet, der sich
hhof von Clarens hinzieht, so ist jetzt von
nichts mehr als ein längliches, thurmartiges G
sehen, welches auffallend wenig und auffallend
fter hat. Aber die Form des Gebäudes und
h des Daches ist schön, und von der Landseite

je eine ähnliche Bauart gesehen zu haben. Diese innern Thüren waren verschlossen, an einer Seitenwand hing ein alte Waffe.

Wir besahen die schön gezeichneten Dachfirsten des Schlosses, den alten Brunnen; wir saßen an dem rieselnden Springquell, wir gingen auf der Terrasse und zwischen ihren gutgehaltenen Anlagen umher, und ließen uns in einer der beiden Lauben nieder, die an den beiden Ecken der Terrasse angelegt sind. Keine lebende Seele ließ sich blicken. Vor dem Portale, an dem sonst die Reisigen ab gesessen, und an dem man die Verwundeten niedergelegt haben mochte, stand ein Kinderwagen; eine Puppe, der die Arme fehlten und deren Kopf im Regen und Wetter Schaden gelitten hatte, lag daneben. Kein Wächter sah von dem Thurme spähend in das Thal hinunter, kein Kette versperrte dem Fremden das Thor. Nur eine schöne Gabelweihe umkreiste mit ihren braunen, weit ausgespannten Flügeln das Schloß, nur muntere Buchfinken flogen zu traulich bis nahe an uns heran, uns betrachtend wie wir sie; und die warme herbstliche Sonne schien friedlich auf die Wirthschafts- und Arbeitsgeräthe hinab, die statt der Spieße und Hellebarden an den alten dicken Mauern lehnten. Die Zeit hat auch hier den Frieden gebracht und was man vor fünftehalb hundert Jahren für eine Nothwendigkeit ansah und für die Ewigkeit gegründet zu haben glaubte, ist in seiner einstigen Herrlichkeit zerfallen und in seiner jetzigen Gestalt unnütz ja unbequem ge worden.

Vor alten Zeiten, d. h. vom neunten bis zum Ende des dreizehnten Jahrhunderts umfaßte die, den Bischöfe

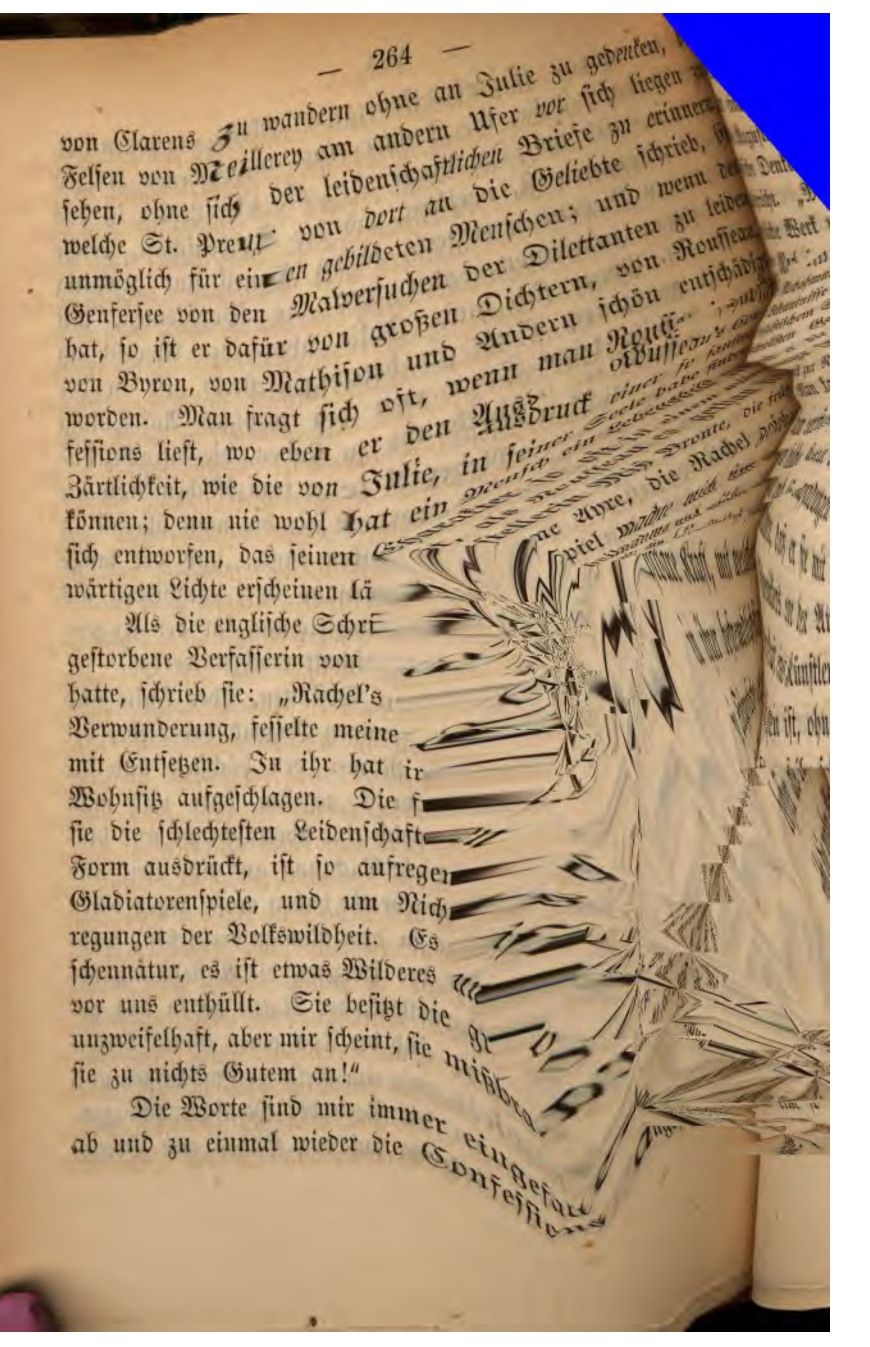
wie um seiner Schönheit willen sehr gepriesen war, und das der Mailändische Gesandte Alpano, bald nachdem es vollendet worden, als einen „Palast in mitten einer Festung“ bezeichnen konnte.

Natürlich theilte das Châtelard in den folgenden Zeiten das Schicksal des übrigen Landes. Während Peter von Gingins sich im Jahre 1476 gegen die Walliser schlug, um den italienischen Truppen die Vereinigung mit Karl dem Kühnen zu ermöglichen, kam im April ein Hauptmann der Freiburger über den Col de Jaman in das Land und eroberte und plünderte Montreux und das Châtelard. Die Flammen, welche die Nacht erhellten, brachten dem bei Lausanne lagernden Herzoge von Burgund die erste Kunde von dem Ueberfalle durch die Schweizer. Es gelang ihm, ihrem Vordringen Einhalt zu thun, aber schon im Juni drangen die Schweizer unter einem Berner Kastellan abermals in die Herrschaft Châtelard ein. Peter von Gingins hatte in dem Augenblicke das Schloß Chillon zu bewachen, von wo aus er die Allarm-Glocke im Lande erklingen hören konnte, noch ehe die Flüchtlinge aus seinem eigenen Schlosse und aus Montreux zu ihm gelangten. Mit allen wehrhaften Leuten dieses Zuzuges warf er sich nach La Tour de Peilz bei Vevay, um die Berner Truppen wo möglich doch noch aufzuhalten, aber er wurde bei der Vertheidigung auf den Mauern getödtet, denn die deutschen Schweizer gaben keinen Pardon und von der ganzen Besatzung entkamen, wie die Sage berichtet, nur einige Wenige mit dem Leben. — Ende des funfzehnten Jahrhunderts ward dann das zerstörte Schloß theilweise wieder hergestellt, aber es wechselte seine Herren seitdem

gründer der Pariser Gasgesellschaft und anderer großen gewerblichen Unternehmungen, hat das Schloß gebaut und innen mit höchstem Luxus, zum Theil im Geschmack des vorigen Jahrhunderts, eingerichtet. Wir waren hineingegangen, um ein dort befindliches mythologisches Bild des uns bekannten französischen Malers Glaire zu sehen, das Herr Dubochet neuerdings von demselben erhalten hatte. Die Herrschaft war aber abgereist und das Bild mit Gaze überzogen, also nicht genießbar.

Desto schöner waren die Gartenanlagen, die sich auf diesem durch die Poesie geweihten Boden erheben. Denn das Châteaux des Crêtes nimmt die Stelle des schönen Kastanienwaldes ein, der seit dem Erscheinen von Rousseau's Nouvelle Héloise unter dem Namen des Bosquet de Julie bekannt und den Verehrern von Rousseau heilig gewesen ist. Es sind auch jetzt noch schöne Bäume, besonders eine schöne Allee, erhalten, die zu dem Schlosse hinanführt; doch muß stark auf dem Hügel gerodet worden sein, denn Baummassen, welche den Titel eines Gehölzes verdienen könnten, sind dort nicht mehr vorhanden.

Dafür umschwebt Julien's Geist noch immer diese Höhen und diese Stätten, und obschon die Ueberschwänglichkeit der Zeit, in welcher die Héloise entstanden ist, uns fremd berührt, sind doch grade in dieser Dichtung Rousseau's Töne von solcher Wahrheit, daß sie ewig in den Herzen fühlender Menschen ihren Anklang und Nachhall finden werden. Die Héloise ist auch dasjenige von Rousseau's dichterischen Werken, gegen welches unser sittliches Bewußtsein sich am wenigsten empört, und ich habe es nie begreifen können, was diesem Romane den Vorwurf — ich



von Clarens zu wandern ohne an Julie zu gedenken,
Felsen von Meillerey am andern Ufer vor sich liegen
sehen, ohne sich der leidenschaftlichen Briefe zu erinnern,
welche St. Preux von dort an die Geliebte schrieb,
unmöglich für einen gebildeten Menschen; und wenn der
Genfersee von den Malversuchen der Dilettanten zu leiden
hat, so ist er dafür von großen Dichtern, von Rousseau
von Byron, von Mathison und Andern schön
worden. Man fragt sich oft, wenn man Rousseau's
fessions liest, wo eben er den Ausdruck
Zärtlichkeit, wie die von Julie, in seiner
können; denn nie wohl hat ein
sich entworfen, das seinen
wärtigen Lichte erscheinen lä

Als die englische Schr
gestorbene Verfasserin von
hatte, schrieb sie: „Rachel's
Verwunderung, fesselte meine
mit Entsetzen. In ihr hat
Wohnsitz aufgeschlagen. Die
sie die schlechtesten Leidenschaft
Form ausdrückt, ist so aufregen
Gladiatorenspiele, und um Nich
regungen der Volkswildheit. Es
schennatur, es ist etwas Wilderes
vor uns enthüllt. Sie besitzt die
unzweifelhaft, aber mir scheint, sie mißbra
sie zu nichts Gutem an!"

Die Worte sind mir immer eingefal
ab und zu einmal wieder die Confessions

und ich bin neulich wieder an sie erinnert worden, als unser Freund, der junge geistreiche Zoologe, Doktor Anton Dohrn, mir eine Stelle aus dem Cours de Philosophie positive von Auguste Comte mittheilte, in welcher dieser tiefe französische Denker sein Urtheil über Rousseau's Bekenntnisse ausspricht. „Man kann nicht zu streng über dieses verderbliche Werk urtheilen; sagt Comte. Es ist die skandaleuse Nachahmung eines unsterblichen christlichen Werkes (der Bekenntnisse des heiligen Augustinus) in der Rousseau mit sophistischem Stolze und cynischer Selbstgefälligkeit, die schmachvollsten Geheimnisse seines Privatlebens enthüllt, während er die Gesammtheit seines Wesens und seiner Handlungen der Menschheit gleichsam als einen Typus der Moral zur Nachahmung hinzustellen wagt“ u. s. w.

Man kann es bisweilen bei dem Lesen der Bekenntnisse kaum verstehen, wie ein Mensch im Stande gewesen ist, eine solche Kette von schlechten und niedrigen Gesinnungen und Empfindungen in sich zu tragen, sie soweit zu erkennen, daß er sie mit der Sicherheit eines Anatomen und Chemikers vor den Augen der Andern zersetzen und mit der Kraft eines Künstlers und eines Dichters wiederzugeben fähig gewesen ist, ohne daß dies eine rückwirkende und erziehende Kraft auf ihn selber ausgeübt hätte. Man wird förmlich in die Mitleidenschaft mit allen Denjenigen gezogen, die von Rousseau zu leiden gehabt haben, und wenn man am Ende das Werk aus der Hand legt, und froh ist, diesem neidischen, mißtrauischen, hinterlistigen und gehässigen Charakter nicht im Leben begegnet zu sein, denkt man urplötzlich an seine entzückenden Naturschilderungen, aus denen eine so tiefe Empfindung für die Schönheit

spricht, an die reizende kleine Reise nach Thoune mit den beiden jungen Frauenzimmern, Fräulein Galley und Fräulein von Graffenried, an einzelne Scenen mit der leichtsinnigen Beschützerin des jungen Rousseau, an die Schilderung dieser Madame de Warens — wie sie in den Bekenntnissen genannt wird — und man steht vor ihrem Liebreiz verwundert da, und weiß sich nicht anders aus dem Zwiespalt zu befreien, als indem man Faust's Ausruf: „zwei Seelen wohnen ach! in meiner Brust!" eben auch auf Rousseau in Anwendung bringt.

Madame de Vuarrens war übrigens eben hier oberhalb Clarens zu Hause. Man zeigt in Chailly sogar noch das Landhaus, in welchem sie in ihrer Jugend mit ihren Eltern wohnte. Es heißt auch les Crêtes. Sie war am fünften April 1699 in Vevay geboren, und ihr Mädchenname war Françoise Louise de la Tour. Schon mit fünf Jahren verlor sie ihre Mutter, ihr Vater verheirathete sich bald darauf zum zweitenmale mit einer Mademoiselle Flavard. Vielleicht um die Tochter zeitig los zu werden, verheirathete man Françoise wider ihren Willen mit einem Herrn de Loys de Villardin, Seigneur de Vuarrens; aber die junge Frau hielt nicht in dieser Ehe aus. Sie verließ ihren Gatten, floh nach Savoyen und trat mit siebenundzwanzig Jahren zur katholischen Kirche über. Zur Strafe dafür erklärte der hohe Rath von Bern sie des väterlichen Erbes und Besitzes für verlustig, die ihr sonst von Rechtswegen nach dem Ableben ihrer Stiefmutter, welcher der Nießbrauch verschrieben war, zugefallen sein würde. Als dann aber Madame de la Tour 1745 aus dem Leben schied, war man geneigt, eine Milderung dieser Konfiskation des

Erbes, auf die es hinauslief, eintreten zu lassen, weil es thatsächlich und bekannt war, daß Madame de Vuarrens zu jener Ehe gezwungen worden war. Man beschloß, ihr den ihr zukommenden Erbantheil zurück zu geben, knüpfte jedoch daran die Bedingung, daß er unter der Verwaltung der Behörden bleiben, daß die Entflohene in ihr Vaterland heimkehren, und vor Allem sich wieder zu den Grundsätzen der reformirten Kirche bekennen solle. — Madame de Vuarrens nahm keine dieser Bedingungen an. Sie blieb katholisch und starb in ihrem dreiundsechszigsten Jahre nach einem leidenschaftlich bewegten Leben. Ich habe mich erkundigt, ob irgend ein beglaubigtes Bild von ihr vorhanden sei, man wußte jedoch Nichts davon; aber Rousseau selbst hat von ihr in seinen Bekenntnissen ein Bild entworfen. Sie war achtundzwanzig Jahre alt, als der sechszehnjährige Jüngling von dem katholischen Pfarrer, Herrn von Pontverre, zu der in Savoyen, in Annecy lebenden Neubekehrten geschickt wurde, damit sie an ihm die Kraft ihres neuen Glaubens erprobe. „Frau von Warens, so sagt Rousseau, war eine von den dauerhaften Schönheiten, weil ihr Reiz mehr in ihrer Physiognomie als in den Formen und Zügen beruhte; auch hatte sie mit achtundzwanzig Jahren noch den ganzen Glanz der Jugend. Sie hatte einen einschmeichelnden und zärtlichen Ausdruck, einen sehr sanften Blick, ein engelhaftes Lächeln, einen Mund, der dem meinigen gleich kam, und aschfarbenes Haar von einer seltenen Schönheit, dem die leichte Nachläßigkeit, in welcher sie es trug, etwas ganz Eigenthümliches gab. Sie war klein und sogar untersetzt, ohne deshalb schlecht gewachsen zu sein; aber es war un=

n schöneren Kopf, eine schönere B
hände zu finden als die ihren."
n so vollständiges Bild entwirft
einer verführerischen Freundin.
ßt es, war ein sonderbares
hatte, wie ich, ihre Mutter bei
d da sie Unterricht empfangen h
geboten, hatte sie ein Wenig von ihrer Gou-
Wenig von ihrem Vater, Etwas
viel von ihren Liebhabern gele
m Herrn von Tavel, der selbst
chmack besaß, und die Frau, w
chen Vorzügen zu schmücken w
denen Elemente schadeten Frau
ie wenige Ordnung, welche in
tte, machte, daß die natürliche N
diesen Wirrwarr nicht beeinträch
liebevolle Charakter, ihr Mit
, ihre unerschöpfliche Güte, i
ne blieben sich immer gleich; und
er, in Dürftigkeit und unter Lei
eiterkeit ihrer schönen Seele,
en vollen Frohsinn ihrer schön
elleicht das reizendste Frauenbild,
childert hat, und selbst da, wo er
seiner schönen Freundin nicht verbergen kann,
s ihm an, wie er die arglose Sünderin liebt,
Gedanke an das mit ihr genossene Glück ihm
t gewordene Herz erwärmt. Frau von Warens
das an Goethe's Philine erinnert, und

ür die Zeit und den Stand, denen sie angehörte, als eine ypische Gestalt zu betrachten. Die ländliche Umgebung, velche später Marie Antoinette in Begleitung ihres Hofes n Trianon suchen ging, genoß Rousseau durch eine Reihe on Jahren neben seiner Freundin und Geliebten in dem Thal von Annecy, und es klingt wie Rückerinnerung und Sehnsucht zugleich, wenn er in seinen Bekenntnissen einmal usruft: „So oft sich meiner der brennende Wunsch nach jenem stillen und glücklichen Leben bemächtigt, das mich flieht, wendet sich meine Einbildungskraft immer dem Waadtlande, dem See und seinen reizenden Landhäusern zu. Hier an den Ufern dieses Genfersee's, aber an keinem andern, muß ich durchaus noch einmal einen Obstgarten besitzen; hier müßte ich leben mit einem verläßlichen Freunde und einer liebenswürdigen Frau; hier müßte ich meine eigene Kuh und ein keines Boot besitzen; und ich werde nicht eher wirklich glücklich werden, bis ich das Alles erlange.“ —

Wie oft, wie oft betreffe ich mich auf dem gleichen Wunsche nach einem friedlichen Besitz an diesem lieblichsten der Seen — und er wäre gar nicht unerreichbar, wenn man sich entschließen könnte, auf die deutsche Heimath zu verzichten. Aber wer vermag das, wenn er die Heimath nicht für Rom aufgiebt, indem allein man sich, welchem Volke man auch angehören mag, wie im Schooße der Natur, völlig, jede nationalen Besonderheit vergessend, heimisch und zu Hause fühlen kann.

Einundzwanzigster Brief.

Winternacht am See und Obrist Gustav ...

Montreux, den 28. Dezember 1867.

einer Landschaft ist es grade wie mit einem Menschen-
oder mit einem Charakter; man muß sie unter den
edensten Bedingungen sehen, um sie richt... zu be-
en und vollständig zu würdigen. Wenn wir im
ier auf dem schönen Balkon des großen Hauses auf
Rigi Vaudois saßen, und die sanften, warmen, mond-
uchteten Nächte sich über dem See ausbreiteten,
en wir, schöner könne es diesseits der Alpen nicht
nd einen magischeren Anblick könne der See nicht
Jetzt aber habe ich den See noch herrlicher ge-
ja recht eigentlich, in Bezug auf die Landschaft
upt, eine völlig neue Offenbarung durch ihn erhalten.
Schnee und Eis hatte ich in meiner Ostpreußischen
th durch meine ganze Jugend alljährlich in solchen
n und durch so viel Monate vor Augen gehabt, daß
inen durfte zu wissen, wie sie durch das Auge auf
eele wirken. Später hatte ich in manchem Hoch-
r die Hochgebirge der Schweiz, die Jungfrau, den
nguard, und den und jenen Bergzug seine schneeigen
über den Matten und Wäldern erhöret, wenn wir
ja hatte schneebedeckt zu uns hinübergel... auf den Balkon
Vatikane aus dem Kabinet des Torso ... den sieben
sgetreten waren, und seit den sieben Monaten, die wir

nun am Genfersee verweilen, hatten wir abwechselnd den sich breit hinstreckenden glänzenden Gipfel des Montblanc, oder den in wildem Gezack sich aufbauenden Felsenkamm der Dent du Midi mit ihren Schneefeldern betrachten können. Ich glaubte mit den Möglichkeiten fertig zu sein, welche die verschiedenen Beleuchtungen auf dem Schnee erzeugen können. Sonnenaufgänge und Sonnenuntergänge hatten wir bei sehr abweichenden Witterungen beobachtet, und dennoch — als ich eben heute spät am Abende an das Fenster trat, hatte ich einen Anblick vor mir, von dessen zauberhafter Schönheit ich bisher keine Vorstellung gehabt hatte.

Unten auf der Terrasse an unserm Hause war in dem Garten alles hell und deutlich zu erkennen, wie am Tage. Auf dem beschneiten Boden sah man jedes welke Blatt liegen. Jeder Zweig an den immergrünen Sträuchen und Bäumen, die wie auf den weißen Grund hingezeichnet aussahen, war gesondert zu gewahren. Der Laurus, die Stechpalmen, die Mahonien und die verschiedenen Taxusarten ließen ihre Farbe unterscheiden, das war um so überraschender, als man aus dem Theil des Hauses, den wir gegen Süd-Westen hin bewohnen, den Mond nicht sah. Nur an dem tiefer, gegen den See hin gelegenen Hause, der Maison Haute rive, zeigte die fast blendend hell erleuchtete weiße Wand, daß der Mond schon hoch am Himmel stehen müsse.

Während ich so einsam in die stille Nacht hinaus sah, fing es von Fern zu keuchen, zu schnauben, zu rasseln an. Zwei Flammenaugen werden am Boden sichtbar, eine schimmernde Wolkenschlange biegt und bäumt und rollt sich durch die Luft, schnell entstehend, schnell verschwebend,

sich schnell wiedererzeugend, um sich eben so schnell wieder aufzulösen. Die Lokomotive stürmt vorüber und trägt den Zug der Fremden gegen die Alpen nach dem Süden hin. — Wer zog an uns vorbei in diesem Augenblicke? Welche Wünsche, welche Erwartungen, welche Hoffnungen knüpfen sich an diesen Zug? — Und der Zug ist schon wieder vorüber, es ist Alles wieder still, die Zweige regen sich nicht, kein lebendes Wesen ist zu sehen, aber der Mond ist in die Höhe gekommen und eine wahre Phantasmagorie von Farben ist plötzlich vor uns aufgetaucht.

Alles schimmert in einem glänzenden Blau, Alles ist wie durch Schleier sichtbar, die aus Licht gewoben sind, Das Wasser ist dunkler als der Himmel und doch so hell, daß die Sterne und der Mond sich in ihm spiegeln. Völlig klar liegt die ganze Gebirgskette von Savoyen mit ihren Schneefeldern, mit ihren schneebedeckten Gipfeln drüben ausgebreitet. Jede Linie ist deutlich und doch ist allen Linien ihre Härte weggewischt. Man weiß, daß es Gebirge sind, indeß der Fels ist wie verklärt, es ist etwas Märchenhaftes in dem Anblick. Das Licht, die Farben, die Umrisse sind heller, feiner, verschwebender als in der blauen Grotte auf Capri, und während man deutlich und bestimmt die Or[illegible]schaften auf dem andern Ufer unterscheidet, während Bouveret und von St. Gingolph und da ein [illegible] aus den Häusern herüberflimmert, hier uns an der Wirklichkeit gebannt hält, steht man und sieht und sinnt und [illegible] träumt, und kann es nicht glauben, daß [illegible] gen — über wirklich die trotzige Kuppe des [illegible] Fuß hohen Grammont ist, daß man ihn mehr als [illegible] alle [illegible] die Mo[illegible]

)on vor sich gesehen hat, und daß er morgen wieder mit
inen dunkeln Wäldern und starren Felslinien vor unsern
ugen liegen wird. Man meint, weil der Berg so klar
id das Gestein so licht aussieht, nun werde und müsse
sich im nächsten Augenblicke aufthun, und bei dem hellen
londschein werde man dann hineinsehen in das Reich
r Gnomen, in den Palast ihres Königs mit der Krone
m rothen Rubinen, und in die Werkstatt der kleinen Ar-
eiter, die in den Bergen hämmern und schmieden und
as Feuer schüren, an dem das Gold der Traube flüssig
emacht und in die Erde ergossen wird, aus der es fun-
elnd in die Gläser fließt.

Die Bergkette von Savoyen, so weit wir sie hier aus
nsern Fenstern in der Pension Moser, und aus Mont-
eux überhaupt vor uns liegen haben, ist sehr imposant.
Den Mittelpunkt bildet der erwähnte Grammont, an ihn
chließt sich links la Becca de Chambary, die sich fort-
zieht bis zu der erhabenen Dent du Midi, deren untere
Zinken la petite Dent und la Dent Valère heißen, und
hinter der Dent du Midi wird, die schon im Rhonethal
gelegene Aiguille d'Agentière sichtbar, die zur Montblanc-
kette gehört. Rechts vom Grammont erhebt sich la Dent
du Villand, an deren Fuß das Städtchen Bouveret ge-
legen ist, dann folgt die dreispitzig scharfgezackte Dent
Doche mit den Felseinbuchten der Trèpartieu (drei Löcher)
und le Creux de Navel, und endlich die Rochers de Mèmise
mit dem scharfen Vorsprung der Felsen von Meillerie,
hinter denen der Savoyensche Badeort Evian les Bains
für uns versteckt liegt.

Diese schöne Gebirgskette, wie sie uns auch erfreut,

verkürzt uns jetzt aber die Tagesdauer sehr. Als w
Juli nach Glion kamen, ging für uns die Sonne
dem Jura, etwa zwischen Lausanne und Genf, zur R
nun hat die Welt ihren halben Jahresumschwung gem
die Sonne geht für uns hinter dem Grammont un
und wie schöner Beleuchtungsschauspiele wir dadurch
aus unsern Fenstern theilhaftig werden, sehnen wir
den Tag herbei, an welchem die Sonne die Felsen von
Meillerie passirt haben wird, denn dann gewinnen wi
plötzlich mehr als anderthalb Stunden Tageshelle — und
der Tag ist so schön.

Wie übrigens das hiesige Stillleben mit jeder Stund
mehr Reiz für uns gewinnt, wie man in dieser Einsam
keit Alles tiefer und inniger und gesammelter genießt, da
ist eine wahre Offenbarung für mich. Es kommt mir
als hätte ich innerlich nie ein reicheres Leben geführt a
hier, und wie ich mich jeden Morgen freue, wieder a
das Fenster zu treten, und zu sehen, wie drüben Bouver
und St. Gingolph im Sonnenschein glänzen, wie di
Möwen über den See hinfliegen, wie die Elstern auf den
Zweigen in unserem Garten geschäftig und geschwätzig
thun, und wie Licht und Schatten an den Bergen wech
seln, so freue ich mich am Nachmittage sch n auf d
Stunde, in welcher man uns die Lampe auf den Tis
stellt, das Feuer im Kamin anzündet, und in der ma
nun wieder eines stillen, traulichen Abends sicher sein kan
Neben seinem friedlichen Arbeiten emp findet m
dann die Kriegs- und Leidensnachrichten um so schm
licher, die aus dem unglücklichen Italien zu uns her
klingen, und wir sind viele Wochen lang, al gesehen

r Theilnahme, welche jeder denkende Mensch bei den furcht=
:ren Ereignissen im Kirchenstaate fühlen muß, bei denen
:s „Chassepot Wunder gethan hat" noch in besonderer
orge um das Schicksal des Obristen Frigyèsi, des tapfern
ngen Ungarn gewesen, der sich auch diesem neuen Feld=
ge Garibaldi's wieder angeschlossen hat, und mit dem
ir seit dem letzten Begegnen im Hôtel Byron in Ver=
ndung geblieben waren. Er hatte uns Anfang Oktober
schrieben, daß „der General" ihn von Genf nach Italien
:rufen habe. Danach vergingen Wochen und Wochen.
eden Morgen brachten die Kölnische Zeitung und das
ournal de Genève uns die Nachrichten aus Italien: die
Verhaftung Garibaldi's in Sinalunga, seine Befreiung,
in Vorwärtsdringen, der Uebergang seiner Truppen auf
as Gebiet des Kirchenstaats, die Kunde von dem Siege
ei Monte rotondo und die Trauerbotschaft von der Nieder=
age bei Mentana drangen in unsere stille Klause. Wir
örten mit Schauder von jenen Wundern, welche die Chasse=
ots gethan — von unserm jungen Freunde fehlte uns
ede Nachricht; und ein Blatt der Aachener Zeitung, welches
ms dortige Freunde bei Anlaß von Karl Vogt's Vor=
esungen zugehen lassen, verstärkte nur unsere Besorgniß
um den tapfern Frigyèsi. Die Zeitung enthielt den Be=
richt eines, wie ich glaube, deutschen Zuaven aus der
päpstlichen Armee, über die Schlacht von Mentana. Der
Hilfe, welche die Chassepots dabei geleistet, war nicht eben
gedacht; wohl aber erwähnte der Bericht eines jungen
Freischaaren=Majors, der mit einem Muthe „welcher einer
bessern Sache werth gewesen wäre" immer in der vordersten
Reihe gekämpt, und endlich von vielen Kugeln getroffen,

niedergesunken, aber doch nicht todt gewesen sei, bis der berichterstattende Zuave ihm seinen Revolver an das Ohr gesetzt und ihn erschossen habe. Der Name des Gefallenen, wie der Zuave ihn angab, war dem unseres jungen Ungarn so sehr ähnlich, daß man ihn für denselben halten konnte, und es überlief uns kalt, als wir die Worte lasen. Wir schrieben nach Rom, wir schrieben nach Florenz — von beiden Orten erhielten wir den Bescheid, der Obrist Frigyèsi sei es gewesen, der schließlich mit ungeheurer Anstrengung Monte rotondo gestürmt und genommen habe, der auf dem Schlachtfelde von Mentana bis zuletzt gesehen worden, und den Rückzug des Generals zu decken bemüht gewesen sei — was aber aus ihm selber geworden sei, wußte Niemand. Endlich am sechs und zwanzigsten November erhielten wir einen Brief von ihm aus Genf. — Hier bin ich wieder, schrieb er, noch ein wenig lahm, aber doch lebendig! — und die Schilderung des letzten römischen Feldzuges, der Schlachten von Monte rotondo und Mentana, der Wunder, welche die Chassepots gethan, die Schilderungen wie Frigyèsi sie mit der ihm eigenthümlichen antiken Einfachheit in seinem Briefe gab, war herzerschütternd.

In diesen Tagen ist er nun bei uns gewesen, das Weihnachtsfest mit uns zu feiern, das er seit seiner Kindheit Tagen immer einsam zugebracht hat. Es sind schöne Stunden gewesen, die wir mit diesem jungen heldenhaften Manne zugebracht haben, der zu den größten Charakteren gehört, welche mir auf meinem an bedeutenden Begegnungen doch so reichen Lebenswege vorgekommen sind. Gustav Frigyèsi ist in Ungarn als das Kind unbemittelter Leu-

us dem niederen Volke geboren. Er verlor den Vater, essen er sich als eines stets ernsthaften und bejahrten Nannes erinnert, schon in seinem vierten Jahre, die be= eutend jüngere und von dem Kinde sehr geliebte Mutter ls er eilf Jahre zählte. So ward er zu einer alten droßmutter und von dieser in eine geringe Schule ge= han, aus welcher er entlief, als die Revolution in Ungarn usbrach. Aber der funfzehnjährige Frigyèsi war kein obuster Knabe. Er konnte das schwere Gewehr nicht ragen, man stellte ihn also zur Artillerie, und als es sich rwies, daß er auch dazu noch die Kraft nicht habe, machte nan ihn zum Trommelschläger, weil er durchaus in der Armee zu bleiben verlangte; und als Trommler hat er den Kampf bis zu dessen traurigem Ende mitgemacht. Als sein Regiment zersprengt worden war, irrte er eine Weile in den Wäldern umher, bis er zu seiner Groß= mutter und in seine Schule zurückkehren mußte, in der er jedoch nicht lange blieb, denn er hatte für sein Brod zu sorgen, wie er eben konnte. In dem militairpflichtigen Alter mußte er in die östreichische Armee eintreten und kam so nach Wien. Aber er war immer noch von zarter Konstitution, und er selber erzählte uns, wie nur das Mit= leid eines Offiziers ihn einmal von Stockschlägen gerettet habe, als er zu schwach gewesen sei, die vorgeschriebene Anzahl von Futtersäcken von einem Raum des Fourage= magazin's nach dem andern hin zu schaffen. Indeß seine Kräfte fingen zu wachsen an, als sein Körper sich voll entwickelte, und schneller noch als dieser entwickelte sich sein Geist, und wuchsen, durch den außerordentlichen Wissensdrang des Jünglings, seine Einsicht und seine

Kenntnisse. Mit seinem Regimente häufigen Ortswechseln ausgesetzt, und aus einer Garnison in die andere verpflanzt, kam er einmal auch nach Ungarn in die Nähe seines Geburtsortes und „an den einzigen Flecken Erde, an dem er eine Heimath hatte, an das Grab seiner Mutter." Er fand das Grab verfallen und verwildert, und der Gedanke an diesen einsamen verlassenen Hügel ließ ihm fortan keine Ruhe. Als er dort gewesen war, hatte er die Zeit nicht gehabt, die Ruhestätte seiner Mutter zu pflegen „und selbst im Schlafe sah er immer nur das Grab!" bis er sich endlich einen Urlaub von achtundvierzig Stunden erwirken konnte, es noch einmal zu besuchen. Er hatte einen starken Tagesmarsch zu machen von seiner Garnison bis zu seiner Heimath, und es war Abend, als er auf den Kirchhof kam. Dennoch machte er sich an das Werk. Indeß kaum hatte er begonnen, das Unkraut auf dem schon eingesunkenen Hügel auszureißen, als man ihm Einspruch that. Der Geistliche und die Kirche hatten die Nutznießung des Kirchhofs und das Gras auf denselben war ihnen mehr werth als die Pietät des Jünglings. Man wies den Sohn vom Grabe der Mutter fort; aber Frigyési war nicht leicht von einem Vorhaben abzubringen. Was man ihm am Tage zu thun verboten, das vollführte er in der Nacht. Mit hastigen Händen richtete er den Hügel auf das Neue auf, deckte seine Seiten mit frischem jungem Rasen, legte einen Kranz von Feldblumen darauf, und als der Morgen auf dies Werk der Kindesliebe niederschaute, war der junge Sergeant schon wieder auf dem Marsch zu seinem Regiment.

Im Jahre 1859, als der italienische Krieg gegen

estreich entbrannte, und Cavour den Versuch machte, die
ngarn gleichfalls zur Erhebung zu bewegen, stand Frigyèsi
it seinem Regimente in Italien am Po, und es waren alle
inleitungen dazu getroffen, daß die in demselben befindlichen
ngarn zu den Italienern übergehen sollten. Die vor=
htig eingeleitete Verschwörung wurde jedoch verrathen, der
bergang der Ungarn wurde verhindert, und nur Frigyèsi
lang es, zu den Italienern zu stoßen. Von den östreichi=
en Kugeln verfolgt, schwamm er, seine kleine silberne
hr, sein bestes Besitzstück im Munde haltend, über den
o, und trat als Gemeiner — er hatte in Oestreich zum
ffizier gestanden — auf sein Verlangen in die Reihen
aribaldi's ein.

Seine außerordentliche Tapferkeit, sein militairisches
alent, seine Energie und Entschlossenheit zogen bald die
ufmerksamkeit Garibaldi's auf sich, und von Schlachtfeld zu
chlachtfeld vorwärts ziehend, errang er in jedem Kampfe
inen neuen Grad und die wachsende Freundschaft seines
enerals. Als Major der italienischen Armee, mit den
rden des Königreichs Italien geschmückt, von drei italieni=
chen Städten mit dem Bürgerrecht beehrt, ging er aus
iesem Kriege für die Befreiung Italiens hervor; um von
a ab alle Schicksale seines Freundes und Generals zu theilen.
Mit ihm erlebte er den Tag von Aspromonte, mit ihm
en Feldzug des Jahres 1866, in welchem Frigyèsi es
war, der Monte Giove, jene Festung stürmte und nahm,
welche einst den Angriffen des ersten Napoleon widerstanden
hatte. Neue Ehrenzeichen waren sein Lohn dafür; und
am Ausgange dieses Feldzuges, sahen wir den prächtigen
jungen Offizier in Como, wo die Armee Garibaldi's da=

mals auseinander ging. Von der Schwächlichkeit des Knaben war an dem mittelgroßen, breitbrüstigen Manne von dreiunddreißig Jahren Nichts mehr zu bemerken, dessen große blaue Augen unter dem schwarzen Lockenkopfe funkelten, dessen Blick und dessen ganzes Wesen so klar und fest bestimmt waren, daß man sicher war, dieser Mann wisse, was er wolle, und zaudre nicht auszuführen, was er wolle. Die Kürze seiner Redeweise, die bildliche Kraft seines Ausdrucks fielen uns schon damals auf. Er spricht meist italienisch und spricht und schreibt es mit Meisterschaft, während sein Französisch und sein östreichisch-ungarisches Deutsch nicht eben mustergültig sind; und neben dem ganzen männlich kühnen Wesen, waren eine Anmuth und ich möchte sagen eine Kindlichkeit in Allem, was er that und sagte, die etwas überaus Liebenswürdiges hatten. Die Neigung, die Vorliebe, mit welcher damals in Como alte und junge Offiziere ihn behandelten, waren unverkennbar. Es sprachen verschiedene seiner Kameraden mit uns von ihm, sie waren Alle seines Lobes voll; und seit wir ihn näher haben kennen lernen, verstehen wir, was ihm ihre Liebe erworben hat: Er ist seines Meisters Garibaldi wahrer Schüler; er ist ein menschlich liebevoller Held, ein Held, der den Krieg nur führt um des Friedens willen, der ihm folgen soll.

In dem Sinne ist es geschehen, daß Frigyèsi in einer Rede, die zu dem Besten gehört, was auf dem so wüst verlaufenen Friedenskongreß in Genf gesprochen worden ist, alle seine militairischen Ehrenzeichen von sich abgelegt und den Händen des Präsidenten übergeben hat. „Sie waren mir theuer, sagte er, als Erinnerung an die Tage, an welchen

wir für die Befreiung eines edeln Volkes gefochten haben; aber der Krieg, der Menschenwohl verschlingt, ist ein Unglück für Tausende und Tausende, und man soll sich mit solchen blutgetränkten Siegeszeichen nicht schmücken. Verkaufen Sie diese Orden, Herr Präsident, schaffen Sie einem armen Tagelöhner dafür ein Werkzeug, einem armen Kinde dafür ein Schulbuch an, dann werde ich dieser Orden wieder gern gedenken."

Und jetzt, da er heimgekehrt ist, nach den schwersten Leiden des Körpers und des Geistes, das Herz noch blutend von dem Anblick der Schlachtfelder, auf denen die Freunde ihm gefallen sind, niedergedrückt durch die abermals getäuschte Hoffnung, Italien völlig befreit und völlig geeinigt zu sehen, jetzt sitzt dieser Mann der That mit eisernem Fleiße bei der ihm fremden Arbeit des Historikers, jetzt schreibt er die kriegerische und politische Geschichte des Jahres 1867, um es der Mitwelt darzuthun, daß nicht die heldenmüthige Jugend Italiens, daß nicht die Männer, welche sie führten, die Schuld daran tragen, daß heute noch nicht die dreifarbige Fahne vom Capitole weht.

Zweiundzwanzigster Brief.

Montreux, den 10. März 1868.

Heute ist an einem wunderschönen Abende die Sonne für uns zum erstenmale wieder in das blaue Wasser des See's hinabgestiegen, und unsere Tage sind dadurch urplötzlich um ein Bedeutendes länger geworden. So lange die Sonne hinter dem Gramont unterging, war unser Tag recht kurz, und wir sahen es mit Sehnsucht und mit Freude, wie sie weiter und weiter hinter den savoyen'schen Bergen nach Westen rückte, wie sie den Felsen von Meillerie immer näher kam, und manch liebes Mal haben wir uns gesagt: „wenn die Sonne erst wieder um das Kap von Meillerie herum ist, dann haben wir den Frühling!“

Und nun, da die Sonne diesen Weg zurückgelegt hat, und in einer wundervollen Farbenpracht neben dem Kap von Meillerie hinabsank — nun kommt eine Wehmuth über mich, und ich sage mir: der Frühling ist nun da, und nun werden wir von diesem friedlichsten der Seen, von diesem stillen Orte scheiden, an dem ich glücklicher gewesen bin, als je zuvor in meinem Leben.

Das Dasein war hier so sanft in seiner täglichen Gleichförmigkeit, unsere Erlebnisse, die Ereignisse, die uns beschäftigten, waren so einfach, und sie genügten doch vollkommen, jedem Tage seinen besondern Reiz zu verleihen. Am ersten Februar blühten die ersten Primeln, am sechsten

seiner außerordentlichen Kraft gewagt hat, solche Lichtwir-
kungen, solche Naturereignisse festzuhalten, und dem die
Unerfahrenheit und das Unvermögen häufig Uebertreibung
vorgeworfen haben, weil er mehr gesehen hat als die
Meisten, und weil er mehr als sie wiederzugeben vermochte.

Aber es sind nicht immer solche Wunder gewesen,
nach denen wir unsere Tage abgemessen haben. Es waren
oft sehr friedliche und anscheinend unbedeutende Vorgänge,
an denen wir unsere Freude hatten. Am zehnten Februar
fing man die Reben zu schneiden an; da giebt es nun
seitdem alltäglich nachzusehen, ob die Augen noch nicht
kommen; am siebzehnten Februar begegneten sich die Sonne
und der Merkur, und unser Nachbar, der russische General,
der steif und fest an die Lehren der Kabbala glaubt, er-
wartete davon, ich weiß nicht welches Wunder. Dann wieder
sahen wir große Schwärme von Möven, es mochten über
zwanzig und darüber sein, über den See hinschießen, der
so glatt und hell war, daß er den Flug vollkommen wieder
spiegelte und die Zahl für's Auge bis zur gänzlichen Täu
schung verdoppelte. Den ganzen Februar hindurch hat
man das Knospen der Bäume, und dann die Schäfch
an den Zweigen und dann jeden Tag neues Werden
neues Wachsen und Blühen und die allmähliche Beleb
der Natur durch den Gesang der Vögel zu beobach
und während wir hier unserer Zufriedenheit kein
kannten, trafen wir eben heute mit Personen zusam
welche voll Verlangen der Stunde entgegensahen, d
aus der tödtlichen Langweile des hiesigen Aufentha
lösen würde.

Darüber sollte ich mich eigentlich nicht wund

Dreiundzwanzigster Brief.

Schloß Chillon.

Montreux, den 24. März 1868.

Seit wir hier in Montreux leben, sind wir bei unsern Spaziergängen fast täglich bei dem Schlosse Chillon vorbeigekommen, das für uns, die wir langsam hinzuschlendern pflegen, etwa drei Viertelstunden von unserem Hause, und eben so weit von dem, am Eingange in das Rhone-Thal gelegenen Städtchen Villeneuve entfernt ist. Die Eisenbahn-Station von Veyteau ist ganz nahe bei dem Schlosse, aber erst heute, da ich mit unserem jungen Freunde, Dr. Anton Dohrn, der uns hier zu meinem Geburtstage, von Jena besuchen gekommen ist, einen Spaziergang am Seeufer machte, bin ich wieder in das Schloß hineingekommen.

Schon von Glion aus, hatte Schloß Chillon unsere Augen immer auf sich gezogen. Es sah, wenn wir es von oben betrachteten, wie eine riesige zu Stein gewordene Wasserrose aus, die in der Fülle ihrer weißen und braunen Blätter hart am Ufer aus der Tiefe des Sees emporgekommen war. Steht man aber unten vor dem Schlosse, so gewahrt man darin ein wahres Urbild der Zeiten, in welchen es entstanden ist und die glücklicher Weise vorüber gegangen sind. Scheu und gewaltthätig — voll Furcht vor den Menschen und den Menschen feindlich — tückisch auf sich selbst gestellt, liegt es auf seinem Felsen im Wasser da, und wird noch Jahrhunderten widerstehen, wie es seit seiner ersten Grundlage einem Jahrtausend widerstanden hat.

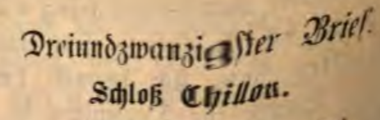
Irre ich mich in meinen Erinnerungen nicht, so war es, als ich es vor dreiundzwanzig Jahren besuchte, von Wasser umgeben und mit dem Lande durch eine Zugbrücke verbunden. Jetzt sind die Gräben [illegible] eine schöne steinerne Brücke führt von dem [illegible] am Ufer, der sich hart an den Felswänden des Mont So[illegible] hinzieht, nach dem Schlosse hinüber, während unter dieser Brücke die Lokomotiven, die langen Wagenzüge von [illegible] und nach dem Süden hindurchführen; und man hat angefangen, nach dieser Seite hin das Schloß mit kleinen Gartenanlagen zu umgeben, deren junge Sträuche und Bäume neben dem uralten Epheu, der die Thürme des Schlosses und die Ecken in den Mauern umrankt, indeß noch wenig bedeuten wollen.

Man behauptet, daß schon die Römer auf diesem [illegible]-Felsblock eine Feste oder einen Wartthurm aufgerichtet haben; der große, viereckte, schwerfällige Thurm aber, der offenbar der älteste Theil des gegenwärtigen Schlosses ist, sieht jedoch nicht aus, als ob er römischen Ursprunges wäre, wenn schon er alt genug sein mag, denn im Jahre 830 unserer Zeitrechnung, ist in demselben bereits ein Graf Wala, ein Oheim und Feldherr Karl's des Großen, von Ludwig dem Schwachen gefangen gehalten worden. Seine jetzige Gestalt, und diese ist malerisch, von welcher Seite man sie auch betrachten mag, verdankt Schloß Chillon zum Theil den kriegerischen Bischöfen von Sion, für welche diese Feste hier am Eingange des Rhonethals, zwischen dem Wallis, in dem sie herrschten, und zwischen dem Waadtlande gelegen, sowohl für den Angriff als für die Abwehr allerdings ein Posten von hohem Werthe gewesen sein muß.

Dreiundzwanzigster Brief.

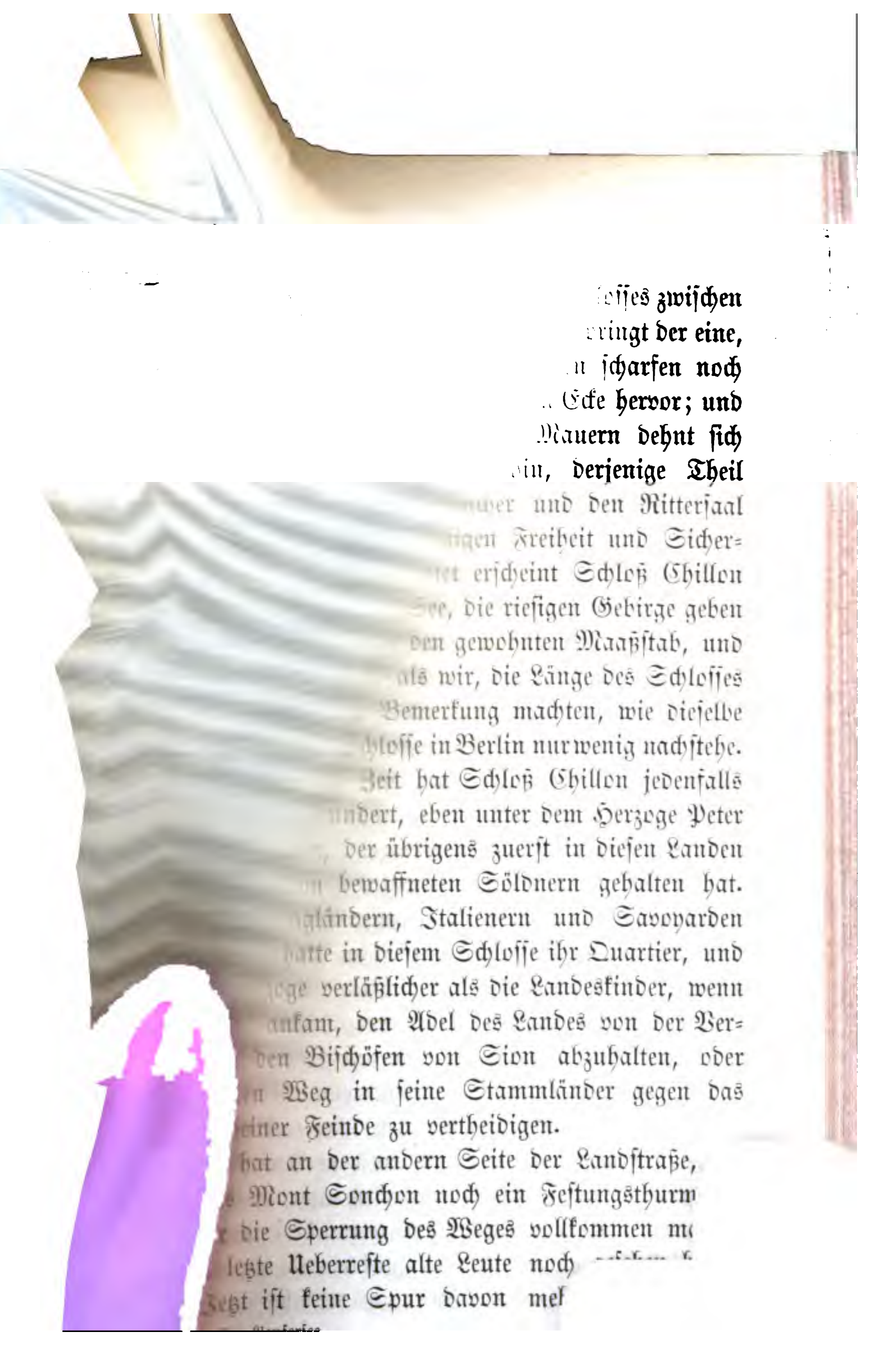
Schloß Chillon.

Montreux, den 24.



Seit wir hier in Montreux leben, sind
Spaziergängen fast täglich bei dem
beigekommen, das für uns, die w
dern pflegen, etwa drei Viertelstund
und eben so weit von dem, am Ei
Thal gelegenen Städtchen Villeneuve
bahn=Station von Veytean ist ganz
aber erst heute, da ich mit unserem
Anton Dohrn, der uns hier zu mei
Jena besuchen gekommen ist, einen S
machte, bin ich wieder in das Sch

Schon von Glion aus, hatte
Augen immer auf sich gezogen.
oben betrachteten,
Wasserrose aus,
Blätter har
kommen



...losses zwischen
...ringt der eine,
...n scharfen noch
... Ecke hervor; und
...Mauern dehnt sich
...in, derjenige Theil
...wer und den Rittersaal
...igen Freiheit und Sicher=
...et erscheint Schloß Chillon
...ee, die riesigen Gebirge geben
...den gewohnten Maaßstab, und
...als wir, die Länge des Schlosses
...Bemerkung machten, wie dieselbe
...hlosse in Berlin nur wenig nachstehe.
...Zeit hat Schloß Chillon jedenfalls
...undert, eben unter dem Herzoge Peter
..., der übrigens zuerst in diesen Landen
...n bewaffneten Söldnern gehalten hat.
...gländern, Italienern und Savoyarden
...hatte in diesem Schlosse ihr Quartier, und
...ege verläßlicher als die Landeskinder, wenn
...ankam, den Adel des Landes von der Ver=
...den Bischöfen von Sion abzuhalten, oder
...n Weg in seine Stammländer gegen das
...einer Feinde zu vertheidigen.
...hat an der andern Seite der Landstraße,
...s Mont Sonchon noch ein Festungsthurm
... die Sperrung des Weges vollkommen m...
... letzte Ueberreste alte Leute noch ...
Jetzt ist keine Spur davon meh...

Dennoch vertauschten die Bischöfe von Si
Chillon im Jahre 1005 gegen andere Besitzun
Bischöfe von Genf. Es muß aber auch von
schon damals meist Prinzen aus dem savoyen'sch
waren, später aufgegeben worden sein, denn zu A
zwölften Jahrhunderts hatten die Herzöge von
Schloß Chillon wieder von den Bischöfen von
Lehn, und einer der mächtigsten und energischst
diesen Herzögen, der Herzog Peter war es, der
Hand legte an den Ausbau von Schloß Chillon,
in demselben mit Vorliebe zu wohnen und Hof z
pflegte.

Den Bedürfnissen eines solchen Hofhaltes h
das Schloß denn auch anzupassen gestrebt, so w
dies innerhalb einer Festung, und auf dem ovale
gegen Osten senkenden Felsen thun ließ. Die Gebäude
bedecken den Felsen ganz und gar, dadurch ist ihre Form
bedingt, und weil so verschiedene Zeiten an dem Schlosse
gebaut haben und man Altes und Neues zu verbinden
hatte, ist etwas Willkürliches in die Konstruktion g
men, das dem Schlosse seinen phantastischen Reiz ver

Man weiß, wenn man an der einen Seite steht, nicht
mit Sicherheit, was man an der andern finden wird; man
wird überrascht, wohin man tritt. Wie sich das bedrohte
Landvolk in Zeiten der Gefahr in diese Feste unter den
Schutz seines Herrn flüchtete, und wiederum die in ihr
versteckten Mannen schreckenverbreitend auf die, solchen Ueber-
falles nicht gewärtigen Nachbarn hervorbrachen, so drängen
sich die Rundthürme mit ihren zusammengedrückten spitzen
Dächern in der Mauer nach der Landseite zusammen, so

sehr beträchtliche Größe des Schlosses zwischen
und nach der Seeseite hin, so springt der eine,
viereckige Thurm mit seinen scharfen noch
...lirungen an der linken Ecke hervor; und
diese Thürme und Mauern dehnt sich
den See gegen Mittag hin, derjenige Theil
der die Wohngemächer und den Rittersaal
einer verhältnißmäßigen Freiheit und Sicher-
Als Ganzes betrachtet erscheint Schloß Chillon
groß. Der weite See, die riesigen Gebirge geben
...ge einen andern als den gewohnten Maaßstab, und
selbst betroffen, als wir, die Länge des Schlosses
abschreitend, die Bemerkung machten, wie dieselbe
...ßen königlichen Schlosse in Berlin nur wenig nachstehe.
Seine glänzendste Zeit hat Schloß Chillon jedenfalls
...eizehnten Jahrhundert, eben unter dem Herzoge Peter
Savoyen gehabt, der übrigens zuerst in diesen Landen
eine Truppe von bewaffneten Söldnern gehalten hat.
...ie war aus Engländern, Italienern und Savoyarden
zusammengesetzt, hatte in diesem Schlosse ihr Quartier, und
könnte dem Herzoge verläßlicher als die Landeskinder, wenn
es ihm darauf ankam, den Adel des Landes von der Ver-
einigung mit den Bischöfen von Sion abzuhalten, oder
den bequemsten Weg in seine Stammländer gegen das
Vordringen seiner Feinde zu vertheidigen.

Früher hat an der andern Seite der Landstraße, am
Abhange des Mont Sonchon noch ein Festungsthurm ge-
standen, der die Sperrung des Weges vollkommen machte,
und dessen letzte Ueberreste alte Leute noch gesehen haben
wollen. Jetzt ist keine Spur davon mehr übrig; dafür

sind aber die zwei Reihen krenelirter Mauern, welche einen Hof zwischen sich bilden und das Schloß Chillon nach Norden hin umgeben, völlig unversehrt und werden mit ihren Thürmen und mit dem großen Donjon, unter welchem früher die Gewichte der Zugbrücke befestigt waren, immer noch sorgfältig erhalten.

Chillon hat drei Stockwerke. Ein tief in den Felsen eingehauenes, acht Fuß über dem höchsten Wasserspiegel erhabenes Erdgeschoß oder Souterrain, wie man es nennen will, das sich aus Hallen von verschiedenem Umfange zusammensetzt. Die beiden größten derselben haben schöne Spitzbogengewölbe, die von byzantinischen Säulen getragen werden. Der Hauptsaal enthält deren sieben, und es ist in diesem Unter-Gestocke Platz genug, eine Truppe von einigen hundert Mann, nebst einer guten Anzahl von Gefangenen zu herbergen. Durch die schmalen Schießscharten fällt das Tageslicht gedämpft herein, und die Wirkung der Sonnenstrahlen auf dem Gewölbe der Decken und in den ganzen Hallen, die mit ihren rohen Wänden und den au gleichem Stein gehauenen Pfeilern, fast wie natürlic Grotten anzusehen sind, ist schön. Ueber diesen Hall erhebt sich der Gerichtssaal, eine Treppe führt zu ih direkt aus der einen Halle empor, welche als Gefängn benutzt worden ist. Oubliettten, von deren ersten D vier Stufen der Gefangene, den man verschwinden la wollte, in das Leere trat und in dem See versank, Fol kammern und Folterwerkzeuge fehlen nicht, und werden b noch in verschiedenen Gemächern gezeigt; und wenn sere Zeit über diese Unmenschlichkeiten auch hinaus so stehen doch alle diese Säle des Erdgeschosses auch

...kzeugen des Mordes, voll Kanonen, voll
u. s. w., denn gegenwärtig ist Schloß Chillon
Magazin des Waadtlandes. Wir sind eben
über die Periode der Gewaltthätigkeit
noch immer in der Zeit des Faust-
daß das Morden massenhafter geworden ist
für diejenigen, auf deren Machtgebot es
Das müssen wir uns immer und immer
...len, um es uns in jedem Augenblicke vorzuhalten,
wo wir stehen, und wohin wir wollen und müssen.

Eine zweite Treppe, ein paar enge und winklige Gänge, durch kleine spitzbogig in Stein gefaßte Thüren in den großen, an der Decke mit kassettirtem Holzgetäfel ausgelegten Rittersaal. Wie er einst gewesen, ist nicht leicht zu sagen. Zuletzt ist er in Fresko mit den Wappenschildern der Berner Herren bemalt gewesen. Das zeigen uns die ziemlich rohen Ueberreste dieser Malerei. Der Saal ist fünfunddreißig Schritte lang und fünfzehn Schritte breit. Die Fenster sind verhältnißmäßig klein, aber sie haben eine feine byzantinische Form, und namentlich in den, neben dem Rittersaale gelegenen zwei Zimmern des Herzogs und der Herzogin, die an und für sich schiefwandig, nichts weniger als prächtig gewesen sein können, sind die söllerartigen Fenster sehr wohl gebaut und bieten die wundervolle Aussicht auf den See, aus dem das Schloß emporsteigt. In dem großen sieben Schritte langen Kamine des Rittersaales hängen noch die eisernen Ringe zum befestigen der Kessel und der Bratspieße herab, und hier in diesem Saale war es, wo Herzog Peter an der Seite seiner Gattin, wie die Chroniken es erzählen, in den Frie-

denstagen, denen er nicht abhold war, he[illegible] und in
Freuden Hof hielt. Hier empfing er seine Vasallen, deren
Wappen an den Wänden neben denen des Hauses von
Savoyen prangten, ehe die Berner Herren die ihrigen an
deren Stelle setzen ließen. Hier in diesem Raume rief
Hörnerklang die Gäste zu der Mahlzeit. In prächtigen
Festkleidern kamen die Ritter, in Gewändern mit ihren
Wappen darauf gestickt, die Edelfrauen zu der Tafel, an
welcher der Kaplan aus einem in violetten Sammet gebundenen, reich mit Gold verzierten Breviere, die Tischgebete las. Von dem im Kamine lodernden Feuer wurden die dampfenden Braten gleich auf den Tisch getragen,
die Trinkhörner gingen in die Runde, Minnesänger und
Hofnarren würzten mit ihren Liedern und mit ihren Späßen
die Tafelfreuden, und bis tief in die Nächte hinein, ward die
Lust nicht müde, die man dann später in der Kapelle des
Schlosses, welche jetzt noch am besten von allen innern
Räumen erhalten ist, in frommen Gebeten büßte.

Indeß die Bußen und der Friede währten damals nie
und nirgend lange, und auch hier am Ufer des Genfersees
hörte der Kampf nur selten auf. Sogar von einer Schlacht
von Chillon ist zu berichten, wie ich aus dem Dictionaire
Historique du Canton de Vaud ersehen. Um das Jahr
1265 oder 66 nämlich, war Herzog Peter auch wieder einmal
in einen Krieg mit dem Bischofe von Sion verwickelt, und
der dem Herzoge feindliche Adel des Waadtlandes hatte
den deutschen Kaiser davon benachrichtigt, daß in diesem
Augenblicke ein Schlag gegen den Herzog Peter wohl auszuführen sein würde. Der Kaiser sendete also einen seiner
Hauptleute, den einige Geschichtschreiber als einen Herzog

bezeichnen, während andere in ihm den von Habsburg zu erkennen glauben, mit welche sich die mißvergnügten waadt= anschlossen, und fort zogen sie, um

Als Herzog Peter davon Kunde bekam, brach er aus dem Wallis auf, und es gelang ihm in der Nacht, mit seinen Schaaren bis nach Ville= zudringen. Mit zweien seiner Mannen machte er die Truppen noch zurücklassend, nach Chillon auf, um ungesehen vom Feinde in sein Schloß zu gelangen. Bei Tagesanbruch verfügte er sich auf den großen Thurm, von dem aus er seine Feinde übersehen konnte. Sie lagerten sammt und sonders auf den Höhen rund um Montreux und schliefen, nichts Böses ahnend in süßer Ruhe, weil sie den Herzog noch im Walis glaubten. Der aber hatte seine Umschau kaum gehalten, als er sich eilig in ein kleines Boot warf, das ihn mit raschen Ruderschlägen über die schweigenden Wasser des Sees nach Villeneuve hinüber= trug, wo seine Leute seiner harrten. „Als sie ihn dann heiter und wohlgemuthet sein Boot verlassen und sich ihnen nahen sahen, riefen sie ihm entgegen, was er ihnen denn für Kunde bringe? — Gute und schöne! gab er ihnen zur Antwort, denn wenn wir rechte Kerle sind, werden mit unsers Gottes Hilfe alle unsere Feinde uns in die Hände fallen!“ Wie mit einer Stimme riefen Alle: Herr! Ihr habt nur zu befehlen! — Darauf waffneten sie sich flugs, und nachdem sie sich ge= hörig gerüstet hatten, stiegen sie zu Rosse und zogen in schöner Ordnung, ohne es mit dem Trompetenklang zu grüßen, an des Herzogs Schloß von Chillon still vorüber.

So erreichten sie unbeachtet die Sch[illegible]
und fielen mit einem Schlage über die [illegible]
Lager des Herzogs von Koppingen her, wobei [illegible]
Arbeit hatten, denn sie fanden ihn und alle sei[illegible]
unbewaffnet und im halben Schlaf. So klug ha[illegible]
es angefangen, daß sie den Herzog von Koppingen [illegible]
zum Gefangenen machten; mit ihm die Grafen von [illegible]
von Gruyère und von Arberg; die Barone von M[illegible]
von Grandson, von Cassonay, von Montagny [illegible] zusam[illegible]
achtzig Grafen, Barone, Herren, Ritter, Stallmeister [illegible]
Edele des Landes. Sammt und sonders ließ nun Her[illegible]
Peter alle diese gefangenen Grafen und Herren in [illegible]
Feste Chillon führen, aber er behandelte sie nicht als [illegible]
Gefangene, sondern er nahm sie anständig und festlich [illegible] wie
mit Ehren auf. Der Beute indessen gab es dennoch und viele
und sie war sehr reich!"

Wenn man jetzt so in Chillon herumgeht, kann man
sich keine rechte Vorstellung mehr davon machen, wie man
eine solche Anzahl von Rittern und Herren, neben den
ständigen Bewohnern des Schlosses dort habe herbergen
und bewirthen können, indeß die Herren waren in jenen
Tagen freilich nicht verwöhnt! Sie werden wohl nicht
Jeder ein besonderes Schlafgemach und vermuthlich a[illegible]
kein besonderes Toilettenzimmer gefordert haben. Hielt m[illegible]
es doch noch zu den Zeiten von Margarethe von Valo[illegible]
nach einem damals gedruckten „Manual für einen [illegible]
mann", nothwendig, demselben ausdrücklich zu beme[illegible]
daß jeder Mann von Stande, der die Ehre habe, am kö[illegible]
lichen Hofe zu erscheinen, sich jede Woche wenigstens [illegible]
mal zu waschen habe. Dies Manual, das wir in ein[illegible]

selbst besitzen, ist übrigens mit allen nicht dazu geeignet, eine besondere Neigung für die „schönen Tage der erwecken oder sie zu stärken.

Denn die Schlacht von Chillon hatte aber für den Besitz des Waadtlandes entschieden; und Yverdun mußten sich bald darauf er- Noch im achtzehnten Jahrhundert stand als an die Schlacht von Chillon unweit von der von Montreux, ein Beinhaus, in welchem man die der in der Schlacht von Chillon gefallenen Kämpen Indeß es war dem Herzoge nicht vergönnt, des neu gewonnenen Ländereizuwachses zu er- Er starb schon zwei Jahre nach der Erwerbung Landestheile, als er bei der Rückkehr aus einem in en unternommenen Feldzuge, sich eben wieder nach on begeben wollte. Seine Nachfolger bewohnten das Schloß nur zeitweise und selten. Einer von ihnen, Amé V. von Savoyen, beging 1272 in Chillon seine Hochzeitsfeier mit Sybilla von Baugé, und durch die zweihundertachtundsechzig Jahre, welche Chillon nach dem Tode des Herzogs Peter noch in den Händen des Hauses Savoyen verblieb, beherrschen von dort aus waadtländische Edelleute als Kastelane im Namen des Herzogs das Land, bis Chillon nach der Eidgenossenschaft zwischen Genf und Bern, von den Eidgenossen gestürmt und für Bern gewonnen wurde.

Damals war Anton von Beaufort Kastellan und Kommandant des Schlosses, das von den Genfer Galeeren zu Wasser, und von den Berner Truppen unter Hans

Franz Nägunly zu Lande angegriffen und regelmäßig be-
lagert wurde. Man bombardirte es gleichzeitig von der
Seite von Montreux, von Villeneuve aus, und vom Wasser
und Antoine von Beaufort, der wohl einsah, daß er den
Platz nicht halten könne, da das ganze Waadtland bereits von
den Bernern erobert worden war, begann Verhandlungen
einzuleiten, um für sich und die ganze Besatzung [illegible] Waffen und
Uebergabe des Schlosses, freien Abzug [illegible] Berner Feldherr
Habe zu erwirken, welchen jedoch d[illegible] wollte. Man parle-
den italienischen Truppen zugestehen [illegible]
mentirte lange hin und her, da, m[illegible] mit [illegible]
den Verhandlungen, faßte der Sch[illegible] Hauptmann [illegible]
heroischen Entschluß. Um sich und [illegible] Seinen, nicht [illegible]
Bernern zu überantworten, deren Gr[illegible]samkeit gegen [illegible]
Gefangenen man fürchten lernen, versu[illegible]te er das Aeußer[illegible]
Er warf sich mit einem Theile sein[illegible]er Mannschaft in [illegible]
große zum Schlosse gehörende Barke, b[illegible]te sich mit überra-
schender Schnelligkeit durch die Genfer [illegible]eren seinen [illegible]
nach La Tour-Ronde, und es ward ihm möglich, sich [illegible]
den Seinen auf das Land zu retten. [illegible] man es [illegible]
dern konnte, hatte er vor den Augen seine[r] Feinde [illegible]
Schiff in Brand gesteckt, und dieses gethan, [illegible]elang es ih[m]
sich mit seiner ganzen Schaar in die Gebirge von [illegible]
cigny zu flüchten, wohin man ihm nicht folgen konnte.

Nach der Entfernung seines Kommandanten ergab
sich Chillon ohne alle Bedingungen, und der Einzug der
Berner und der Genfer befreite einen der ausgezeichnetsten
Männer, welche Chillon je als Gefangene verborgen hatte,
den Prior von St. Viktor zu Genf, Franz von Bonivard,
den man gemeinlich als den Helden des Byron'schen

... Chillon ansieht. Aber der „Gefangene
... ist eine rein dichterische Erfindung. Byron
... Bonivard's Geschichte Nichts, als er jenes Ge-
... nur das „Sonnet an Bonivard" ist
... entsprungen und geweiht.

Bonivard hatte sich bei den Streitigkeiten, welche
... auch im Anfange des sechszehnten Jahr-
... zwischen den Genfern und dem Herzoge von
... herrschten, auf Seiten der Genfer geschlagen; und
... er selbst ein katholischer Geistlicher war, sich der
...enden Partei zugewendet. Das war in den Augen
des Herzogs und des Bischofs von Genf ein doppeltes Ver-
brechen, und dieser Letztere hatte den Prior plötzlich und arglistig
...den lassen, um ihn dem Herzoge von Savoyen aus-
...n, der ihn zwei Jahre im Gefängniß hielt. Als
man ihn endlich aus demselben entließ, versuchte Bonivard,
... Schadloshaltung für sein verlorenes Priorat, sich von
dem Herzoge eine Pension zu erwirken, und man schien
auf sein Begehren eingehen zu wollen. Um nun über
diese Angelegenheit zu verhandeln, hatte der Verarmte sich
nach Moudon begeben, wo der Herzog mit seiner Ge-
mahlin im Frühjahr von 1530 Hof hielt. Am Abende
vor dem Himmelfahrtstage speiste Bonivard in allem Frie-
...en mit dem Marschall von Savoyen zu Nacht, und schlief
...i Noël von Bellegarde, dem Haushofmeister der Her-
...gin, welcher ihm am Morgen des Himmelfahrtstages
...en seinen Diener mitgab, um den Prior nach Lausanne
... geleiten. Sie hatten aber erst einen Theil ihres Weges
...rückgelegt, als ihnen plötzlich der obenerwähnte Kastellan

von Chillon, Antoine von Beaufort, mit einem Gefolge von zwölf bis fünfzehn Reisigen begegnete.

„Ich ritt, so erzählt Bonivard, der einer der Geschichtsschreiber von Genf und einer der besten Stylisten seiner Zeit war, ich ritt ein Maulthier und mein Führer ein mächtiges Roß. Ich sagte zu ihm: vorwärts! vorwärts! und ich selbst gab meinem Maulthiere die Sporen und legte die Hand an den Degen. Mein Führer aber, statt mir zu folgen, wendete plötzlich sein Pferd, fiel mir in den Zügel und schnitt mir mit einem Messer, das er schon in Bereitschaft gehalten hatte, die Degenkoppel durch. Danach hatten die Andern dann ein leichtes Spiel. Sie führten mich gebunden und geknebelt nach Chillon ab.“ —

Anfangs behandelte man den Prior in der neuen Gefangenschaft jedoch nicht schlecht. Der Kastellan ließ ihn neben sich wohnen und versuchte ihn in weltlichen und geistlichen Dingen zu seiner sogenannten Pflicht zurückzuführen, indeß da dies nicht gelingen wollte, zog man, als einer der Prinzen des Savoyen'schen Hauses zum Besuche in das Schloß kam, andere Saiten auf. „Als der Herzog da war, berichtet Bonivard, sperrte mich der Kastellan in eine Grotte, die tiefer gelegen war als des See's Oberfläche, und ließ mich an einen Pfeiler schließen, an dem ich vier Jahre angeschmiedet geblieben bin. Ob er das auf Befehl des Herzogs, oder aus eigenem Entschlusse gethan hat, das weiß ich nicht zu sagen; soviel aber weiß ich, daß ich reichlich Muße hatte, um den Pfeiler herum zu gehen, und mit meinen Tritten in den Felsen einen runden Fußsteg einzutreten, als hätte ihn Einer mit dem Hammer eingeschlagen.“

Man zeigte uns denn auch heute noch den Pfeil, an welchem Bonivard geschmachtet hat, und Byrons Nam an demselben. Schade, daß man nicht auch die Ve Byron's, die sich in dem „Gefangenen von Chillon" a diesen Pfeiler beziehen, an demselben angebracht h die Worte lauten:

> Chillon! thy prison is a holy place,
> And thy sad floor an altar; for 't was trod
> Until these very steps have left a trace
> Worn, as if the cold pavement were a sod,
> By Bonnivard! May none those marks efface!
> For they appeal from tyranny to God! —

Aber auch vor und nach Bonivard hat es dem Fe Gewölbe von Schloß Chillon an Gefangenen nicht g mangelt. In der Mitte des vierzehnten Jahrhunder z. B. als eine furchtbare Judenverfolgung durch ga Europa ging, setzte man in den Gewölben von Chill die Juden aus dem Chablais gefangen, die angekla waren, die Brunnen vergiftet zu haben, und dadurch D Urheber der Epidemie, eben des schwarzen Todes, zu sein der um 1348 in der Schweiz wie in dem ganzen übrige Europa wüthete. Man hatte die Tortur gegen sie an gewendet, sie verurtheilt lebendig verbrannt zu werden und einige Christen, welche der Mitwissenschaft bezüchtigt worden waren, ebenfalls den furchtbarsten Martern aus= gesetzt. Aber der Bevölkerung des Waadtlandes war diese Justiz noch immer nicht schnell und nicht grausam genug. Sie überfiel das Schloß, bemächtigte sich der gefangenen Juden, gegen welche auch durch die Tortur natürlich kein wirklicher Schuldbeweis zu ermitteln gewesen war, und

ıte sie sammt und sonders ohne alles n
ıne alle Rücksicht auf ihr Alter oder ihr
Ende des Jahres 1663 setzte die Reg
inen der Meuchelmörder in Chillon
er König von England gedungen hat
e und Vevay lebenden englischen Republikaner E
ton und Ludlow zu ermorden. Das Unterneh
isle, der mit Ludlow das Todesurtheil gegen
ten unterzeichnet hatte, gelang in Laus nne.
oyen herübergekommene Mörder erstach
e der Kirche St. François, mit dem
König!" — und trotz des hohen von
ng auf seinen Kopf gesetzten Preises,
. Der andere Bandit, dessen man
geworden, wurde am Neujahrstage 1664 in Chi
Er gestand, wer ihn und den Entflohenen gedun
savoyenschen Edelleute de la Broëtte und du F
i ihren Versuchen, Lisle und Ludlow beizukom
) gewesen wären, und ihnen die Wege zur
hätten. Ludlow ist beiläufig siebenz 8 Jahre
ıy gestorben und in der dortigen St. Martinsk
wie Broughton bestattet worden. Seine Gra
st noch heute dort zu finden.
ie Inschrift auf dem Hause, das er in Vevay
hat eine monarchisch fanatische Engländerin
1821 zerstören lassen, die das Haus nur gek
n diese Denktafel vernichten zu können. Irre
so ist jetzt die Sillig'sche Erziehungsanstalt
in dem Hause.
n Ende des achtzehnten Jahrhunderts endlich,

Landgensd'arme, in seiner grundhäßlichen Uniform, sahen nichts weniger als poetisch oder romantisch aus; dafür saßen wir aber in voller Friedenssicherheit unter den niederhängenden Aesten der Trauerweide, deren Zweige sich grün zu färben begannen; und wir trugen Beide gar kein Verlangen nach jenen Tagen, in denen oben bei der Kirche von Montreux die reisigen Mannen des Koppingers und drüben in Villeneuve die Gewappneten des Herzogs Peter gelegen, und von dem See die Genfer Galeeren ihre Kanonen gegen Chillon gerichtet hatten.

Und doch erinnere ich mich deutlich, wie mich einst entzückt hat, was mir jetzt barbarisch, roh und widrig däucht; wie mir das Herz geklopft hat bei den mannlichen Thaten von de la Motte Fouqué's lanzenbrechenden Rittern, wenn sie mit Anrufung des Erlösers und der Madonna zu Gottes Ehren und nebenher zu ihrem eignen Vortheil kämpfend und mordend durch die Lande zogen. Der Einzelne macht nur seine Wandlungen eben schneller durch als die Gesammtheit, aber sie geben ihm doch das Recht von sich und seiner Entwicklung auf die Entwicklung aller zu schließen. Die Zeit bleibt gewiß nicht aus — sie kann nicht ausbleiben — in welcher Allen der sogenannte große Krieg grade so unvernünftig und so unmenschlich erscheinen wird, als uns Beiden heute hier an diesem friedlichen Ufer die lanzenbrechenden ritterlichen, herzoglichen, bischöflichen und städtischen Raufereien.

Ich habe einmal in London ein Bild von Landseer gesehen, das den Herzog von Wellington darstellte, der mit seiner Nichte das Schlachtfeld von Waaterloo betrachtete, auf welchem Ackerleute während der Mittagsrast

ihr Mahl verzehrten. It was a famous victory! war unter diesem meisterhaft gemalten Bilde in goldnen Lettern zu lesen.

Ich glaube es kommt die Zeit, in welcher man unter Schlachtenbildern andere Unterschriften setzen, und kein Schlachtfeld — weder das von Chillon noch das von Waterloo oder Sadowa — anders betreten und betrachten wird, als mit dem Ausruf: welch' eine grauenvolle Zeit, welch' entsetzliche Erinnerung!

Ihr seht, ich komme immer wieder auf dasselbe zurück, und wir sollen auch immer wieder darauf zurückkommen, um es uns und denen, die wir zu erziehen haben, beständig vorzuhalten, daß wir noch im Mittelalter stecken, daß wir noch Wilde und Barbaren sind, und gesittete, vernünftige Menschen werden müssen. Es lebt sich gar zu sanft und gut in diesem freien Lande, ohne Kanonendonner und Trommelschall, unter freien, friedlichen Bürgern, und es ist hoch erfreulich in dem Rittersaale von Chillon, dessen einstige Besitzer Land und Leute ihrer unumschränkten Selbstsucht dienstbar machten, jetzt zwischen den Fahnen der freien Waadtländer, welche die Wände zieren, unter dem Landeswappen mit seiner Inschrift Patrie et liberté, gleichsam als Erklärung derselben die folgenden Verse zu lesen:

Ces mots sacrés liberté et patrie
Notre écusson les rappelle à chacun,
Et la Croix blanche à son tour nous crie:
Un pour tous et tous pour un!

— — — —

Vierundzwanzigster Brief.

Montreux 1868.

Schon als wir im verwichenen Jahre in Genf gewesen sind, und vollends hier, wo ich bei meinen verschiedenen Studien über diese Gegend, immer wieder auf die finstere Gestalt Calvin's gestoßen bin, dessen Einfluß auf die Entwicklung des Genfer und des waadtländischen Volkscharakters ein so mächtiger gewesen ist, hat sich es mir aufgedrängt, daß eigentlich noch keine tiefgreifende Lebensgeschichte dieses in jedem Falle sehr bedeutenden Mannes existirt. Die Biographie, die ich in die Hand bekommen habe, war eine schönmalende Verherrlichung mit so unsichern Umrissen, daß man Mühe hatte, nur die Thatsachen zusammen zu finden; Alles, was von reformirten Geistlichen über Calvin geschrieben worden, hebt, so weit ich es gesehen habe, seine theologische und kirchliche Wirksamkeit geflissentlich hervor und läßt seinen Eingriff in das politische Leben der Republik Genf zum Theil im Schatten liegen. Einzelne Monographien bieten allerdings gutes Material für diese oder jene Charakterseite von Calvin von dessen Leben ich bisher eigentlich nicht mehr gewußt habe, als davon im Konversationslexikon zu lesen ist, und als man uns in dem Geschichtsunterrichte über ihn mitgetheilt hat. Aber die Geschichte, wie sie uns in den Schulen gelehrt wird, leistet uns für die Kenntniß der Menschheitsentwicklung eigentlich nicht viel mehr, als eine

andkarte für die Anschauung von den Ländern, und
Städten. Sie liefern beide nur Umrisse. Man sieht
er Landkarte von Süditalien nicht an, wie schön es
m Golfe von Neapel ruhen läßt, und die Karte
Norddeutschland läßt es auch nicht erkennen, wie öde
ordischen Haideländer sind. So sagte es uns auch
Geschichte in ihren großen Umrissen nicht genugsam,
n Einzelnen gewirkt und gelitten worden ist, und
elch blutigen Bahnen die Menschheit den Weg des F
hritts zurückgelegt hat. Diesen Weg aber muß man
Auge behalten, um sich stets daran zu erinnern, bis zu
hen Grausamkeiten das Menschenwesen sich fortreißen la
kann, wo es sich und seinen Vortheil oder seine An
von den Dingen angetastet und bedroht sieht; und um
daneben an der Erkenntniß aufzurichten, daß trotz je
blutigen Weges die Menschheit in den letzten Jahrh
derten doch eine tüchtige Strecke auf dem Pfade der ge
seitigen Duldung vorwärts gekommen ist, und daß
Freiheit des Einzelnen jetzt doch schon einen festeren Bo
und einen weit größeren Spielraum gewonnen hat als frü

Indeß alle Entwicklung vollzieht sich langsam, u
ich betrachte immer wieder die Gestalt Calvin's, um
verstehen zu lernen, wie Jemand, der sich gegen die sta
Tyrannei der römischen Kirche mit aller Gewalt sein
Wesens aufgelehnt hatte, in der Kirche, die er selber grün
dete, augenblicklich mit der gleichen Unduldsamkeit zu Wer
ging; wie der Reformator, der den Ketzergerichten in seinem
Vaterlande nur mit Noth entgangen war, Verbannung
Tod und Scheiterhaufen über Diejenigen zu verhänge

vermochte, die nicht ihr Urtheil an das seine gefangen gaben, die nicht glaubten, wie er glaubte.

Es ist merkwürdig genug, daß die Reformatoren der katholischen Kirche, mit Ausnahme von Savonarola und Hutten, sich nur gegen eine gewisse Tyrannei innerhalb der kirchlichen Lehren und Gebräuche, nicht gegen die staatliche Tyrannei, nicht gegen die Tyrannei überhaupt erhoben; und wie die wirkliche Geschichte der französischen Revolution erst jetzt allmählich an das Tageslicht gezogen wird, so wird auch die Geschichte der Reformationszeit, die mehr als hundert Jahre umfaßt, noch erst geschrieben werden, und es wird dann erst auch dem Bauernkriege und den Wiedertäufern, und allen ähnlichen Erhebungen und Bestrebungen jener Tage, ihr Platz auf dem Wege der richtigen Erkenntniß, und eine andere Würdigung als die bisherige zu Theil werden müssen.

Was ich mir über die äußeren Verhältnisse Calvin's zusammengestellt habe, will ich Euch in einigen Blättern mitzutheilen versuchen.

Der Genfer Reformater, wie man Calvin zu nenne liebt, war kein geborner Genfer. Es war ein Franzose un am zehnten Juli fünfzehnhundertundneun zu Noyon i der Picardi geboren. Sein Großvater war ein Böttig in Pont l'Eveque, sein Vater Gérard Chauvin ha studirt, war apostolischer Notar, und bekleidete neben ve schiedenen anderen Aemtern, auch den Posten eines Sekr tairs bei dem Bischof Charles de Hangest. Da Géra Chauvin auf diese Weise mit den Edelleuten des Land mannichfach in Verkehr stand, und sein Sohn frühzeiti gute und hervorragende Anlagen zeigte, erlangte der Vat

daß ein Seigneure de Mommor ihn, allerdings a
auvin's Kosten, mit und neben seinen Kindern erzieh
ß, also daß Jean seine frühe Jugend in einem reich
d vornehmen Hause zubrachte. Indeß die Ausgabe f
se Erziehung fiel dem Vater schwer. Er wendete f
shalb um Beistand an seinen Bischof, und erlangte f
n der Kirche bestimmten Knaben, als derselbe sich sein
ölften Jahre näherte, die Stelle eines Kaplan's an
pelle la Gésine. Noch ehe er dies zwölfte Jahr been
te, wurde er schon tonsurirt. Die Verleihung ein
istlichen Stelle an einen Knaben, der sie noch nicht v
alten konnte, war allerdings eine Ungehörigkeit, aber
nen Zeiten etwas nicht Ungewöhnliches. In Portug
atte es einen fünfjährigen Kardinal gegeben, in Fran
eich war Odet de Châtillon mit sechszehn Jahren Ka
inal geworden, und Leo der X., der diesen Ka
inal de Châtillon ernannte, war selbst schon mit fün
Jahren zum Erzbischof von Aix erhoben worden. E
das trientinische Concil hat den Mißbrauch abgeschafft, geis
liche Aemter als Versorgungen an Unmündige zu verleihen.

Im Genuß seiner kleinen Sinekur und in dem Hau
des Seigneurs de Mommor verblieb der Knabe Calvi
bis in sein vierzehntes Jahr. Da brach in Noyon die
Pest aus, und der Vater, dessen Hoffnung auf die Zu
kunft dieses Knaben durch dessen schnelle und ungewöhnliche
Entwicklung noch gestiegen war, beschloß ihn nach Paris
zu senden, um ihn der in Noyon drohenden Gefahr zu
entziehen. Calvin wurde also mit den Kindern des Herrn
von Mommor nach der Hauptstadt geschickt, dort aber von

seinen bisherigen Gefährten getrennt, und ei
zur Aufsicht anvertraut, der ein Schlossermeiste

Seine Studien fortzusetzen trat Calvin in
de la Marche ein, an welchem Mathurin Cordier,
später selbst nach Genf berief, einer der beliebte
war. Damals hatte die neue Lehre in Frankre
im geringen Volke als unter den Vornehmen
Anhänger gefunden, und die durch sie angeregt
fragen beschäftigten Alt und Jung durch alle Stände. Doch
dachte man im Allgemeinen noch nicht an eine völlige
Lossagung von Rom und vom Papstthume überhaupt. Man
glaubte vielmehr durch die Abschaffung gewisser Mißbräuche,
durch die Aufklärung und Feststellungen der Dogmen,
über welche man streitig geworden war, die römisch
katholische Kirche zu erheben und zu festigen, und der
junge Calvin, der von einer sehr frommen Mutter zu d
strengsten Ausübung aller kirchlichen Gebote angehal
worden war, hatte in Noyon wohl schwerlich die M
lichkeit einer Auflehnung gegen das Papstthum irgen
Er sagt von sich selber aus, daß er „mehr als
Anderer, dem päpstlichen Aberglauben ergeben gewesen

In Paris hingegen trat ihm der Kampf inne
der Kirche sofort entgegen, denn man verfuhr dort
Diejenigen, welche sich offen zu den Lehren Luther's
kannten, bereits mit größter Strenge, und Calvin
noch nicht lange in Paris, als er auf dem Greveplatz
unglücklichen Jacques Pavannes, einen Lutheraner
Meaux um seines Glaubens willen verbrennen,
später auf dem Parvis Notre-Dame die gleiche
an einem Einsiedler vollziehen sah, der bis dah

Walde von Livry im Geruche großer Heiligkeit hatte.

Welchen Eindruck diese Ereignisse auf das Gem[illegible] Knaben machten, weiß man nicht, wie man ü[illegible] upt wenig von seinem Jugendleben und von seiner in[illegible] Entwicklung weiß. Ein Umriß seines Lebensw[illegible] er in einer Vorrede zu seiner Arbeit über die Psal[illegible] eben hat, sagt wenig aus. Er war überhaupt zur[illegible] tend, schweigsam und abgeschlossen auch im persönlic[illegible] rkehr; dabei sehr ernsthaft und strenge gegen sich und And[illegible] eder das reiche Leben in dem Hause der Familie M[illegible] ore, noch die fröhliche Lebenslust seiner Mitschüler m Collège de la Marche und in dem Collège Mont[illegible] das er mit sechszehn Jahren überging, scheinen ei[illegible] rlockenden Eindruck auf ihn gemacht zu haben. Er w[illegible] ch schon hier zum Censor seiner Mitschüler auf, we[illegible] iese sich leichtfertigen Vergnügungen ergaben; und [illegible] Schilderung aus jener Zeit, zeigt ihn weder jugend[illegible] roh, noch in einer liebenswürdigen Gestalt. Sie nen[illegible] hn „mager, blaß, mit strengem durchdringendem Blick." — „Unter einem trocknen und angegriffnen Körper barg inen frischen und kräftigen Geist, er war dreist im A[illegible] griff, schlagfertig in der Entgegnung. Er fastete viel, we[illegible] er glaubte, sich damit von der Migraine befreien zu kön[illegible] nen, an welcher er beständig litt, und auch, weil er durc[illegible] diese körperliche Enthaltsamkeit den Geist freier und da[illegible] Gedächtniß stärker machen zu können meinte. Er sprac[illegible] wenig und immer nur ernsthafte Dinge, die irgendwie ent[illegible] scheidend waren. Man sah ihn nur selten mit den Andern, er war immer für sich allein." —

In dem Collège Montagu beschäftigte ihn neben
Theologie vorzüglich das Studium der alten Klassi
wie es damals in diesen Collegien betrieben wurde.
lernte durch einen scholastischen Spanier den Aristot
kennen übte sich an ihm in einer scharfen Dialektik,
begann den Cicero mit Eifer zu lesen, dessen Styl i
ein Vorbild wurde, und den er „den Franzosen unter
Lateinern" zu nennen liebte. Mit achtzehn Jahren wu
ihm die Pfarre von Marteville und zwei Jahre spä
eine Pfarre in Pont l'Eveque, der Heimathstadt sei
Familie verliehen, aber sein Vater hatte inzwischen an
über ihn entschieden, und ihm die Weisung ertheilt, s
theologischen Studien abzubrechen, um sich der Jurisprud
zuzuwenden. Er gehorchte sofort und begab sich von P
nach Orleans, wo er nach der Anweisung seines Va
seine juristische Laufbahn beginnen sollte.

Ob er diesen Wechsel gern vollzogen, ob vielle
schon damals, durch seinen Freund Robert Olivetan,
cher später zuerst in Genf die Nothwendigkeit einer
formation predigte, Zweifel in seinen Geist geworfen w
den waren, welche es ihm willkommen machten, das th
logische Studium aufzugeben, weiß man auch nicht.
wie er sich in den beiden Pariser Collegien durch s
Fähigkeiten ausgezeichnet hatte, erregte er auch in Orle
Aufsehen, durch die ungewöhnliche Schnelligkeit, mit
cher er sich in die ihm neue Wissenschaft hineinfand.
rühmte bald, sowohl die große Leichtigkeit und Schönh
mit der er sprach und schrieb, als seine Schlagworte
geistreichen Ausfälle; und nach Jahresfrist übertrugen
Meister und Lehrer ihm schon gelegentlich das Amt,

zu vertreten. Von Orleans begab er sich nach Bour
wo ein berühmter, in der Schule der Renaissance ge
deter Italiener, der Mailänder Alciati, als Lehrer
römischen Rechtes, eine große Anzahl von Schülern
ich versammelte, und hier geschah es, daß Calvin ne
inen juridischen Arbeiten, ein ernstes Studium der B
gann. Er schreckte jedoch Anfangs vor den Widersprü
ng zurück, welche sich vor ihm, zwischen den Evange
d den Lehren und Glaubenssätzen der römischkatholis
irche aufthaten; und er selber sagt von sich aus, da
ich „schüchtern und weichherzig vor der Gefahr" gefun
habe. Dazu sträubte sich sein praktischer und logisch
schulter Verstand dagegen, einer Doktrin zu entsagen,
Form aufzugeben, ehe er eine andere und bessere
für gefunden hatte. Es handelte sich dabei vor al
Andern um die Lehre von der Erlösung des Mens
durch die Gnade Christi — nicht durch des Sünders
Buße verübte gute Werke — und um die Anwesen
Christi in der Hostie.

„Ich war weit entfernt, sagte er, mein Gewissen
sicherer Ruhe zu haben. So oft ich in mich hineinblic
oder so oft ich mein Herz zu Gott erhob, überfiel mich
so außerordentliches Entsetzen, daß keine Reinigung od
Genugthuung mich davon herstellen konnten. Und
näher ich mich betrachtete, um so schärfer drückte der Spo
sich in mein Gewissen, so daß mir kein anderer Tro
blieb, als mich mit Selbstvergessenheit zu betrügen. Ab
obschon ich so hartnäckig in den päpstlichen Aberglaube
versunken war, daß es sehr schwer hielt, mich aus diese
tiefen Pfütze herauszuziehen, bändigte Gott mein Her

dennoch durch eine plötzliche Bekehrung
einer geordneten Unterwürfigkeit. Als
einigen Vorschmack und einige Kenntniß
Frömmigkeit erhalten hatte, war ich von
haltsamen Verlangen danach entflammt,
andern Studien nur noch wenig hingab,
auch noch nicht durchaus entsagte!“

Aber man ließ ihm zu seinen inner
nicht lange Zeit. Noch ehe ein Jahr seit
vergangen war, wendeten sich diese
Freunden und Bekannten, welche sich
befanden, um Rath und Belehrung a
er selber es bezeichnet, „ein etwas
legenes Naturel besaß, und Ruhe u
geliebt hatte, machte ihn das Ver
und er versuchte es, sich davor in d
zuziehen; bis Gottes Fügung ihn
ihn, wie man so sagt, in das Spie

Er hatte inzwischen Bourges ve
nach Paris gezogen, wo er mit
verschiedene Reisen, von 1529 bis 1532 ... erb
dem Hause eines Kaufmanns E...
wohnt hat, welcher seine Bekehrung ... und s
für den Reformator, im Jahre 1535 mit
tode büßte. In diesem Hause hielt Calvin
lich, dann fast öffentlich seine ersten religi
künfte und Besprechungen, und es fanden
Personen aus den verschiedensten Ständen ei
fünfzehnten Jahrhundert zu Savonarola
unter Luther's Bekehrung in Deutschland

auch in Frankreich ein Theil der Gebildeten der
mation der Kirche geneigt und den Lehren von
Wiedergeburt der Menschheit zugänglich gezeigt.
sah in Frankreich eine Weile beinah aus, als kön
Oberhaupt des Staates für die Reformation gew
werden.

Franz der Erste war geistreich genug und in
sophischer Bildung genug geschult, um an den S
keiten über die Dogmen des Christenthums ein
gnügen zu finden. Er selbst war nichts weniger
guter oder gläubiger Christ. Er besaß den Leichtsin
die Lebenslust der Großen seiner Zeit, und hatte n
sein selbstherrliches Vergnügen daran, demselben
von dem er, wenn er sich irgend wie in seinem G
beunruhigt fühlte, eine billig und leichtgewährte Abf
verlangte, mit der Möglichkeit seiner Bekehrung
neuen Lehre zu drohen, die für Frankreich und f
Franzosen maßgebend geworden sein würde. Es be
ihn, seinen Bischöfen mit der Berufung Melanch
bange zu machen, und in ihrer Gegenwart die Psalm
neuen, von dem Dichter Marot gelieferten Uebers
vor sich herzusingen; und eben deshalb fand auch die
wendung seiner, den neuen Lehren anhängenden Sch
Margarethe von Valois, Herzogin von Alençon,
genug bei ihm ein geneigtes Ohr, wenn sie die P
stanten gegen ihre Verfolger in Schutz nahm.

Margarethe von Valois aber und ihre Schwester
Herzogin Renata von Ferrara nahmen es mit ihrem Gl
und ihrer Bekehrung ernsthaft. Die Erstere hatte sch
dem Jahre 1521 die Bibel unter Leitung eines from

und gelehrten Mannes, Namens de Fèvre,
kaum bekehrt, religiöse Versammlungen bei
lassen, denen der König und des Königs M
von Savoyen, mit wachsendem Antheil beig
in denen ein gewisser Michel d'Arande g
welchen der Bischof von Meaux der Herzogi
eigens zu diesem Zwecke nach Paris gesende
Schlacht von Pavia, welche durch die Schul
von Alençon verloren wurde, wendete das
Königs und der ehrgeizigen Königin Mut
andern Seite hin. Der Herzog von Alenç
Gewissensbissen und von Scham gepeinigt,
Rede davon war, die nun verwittwete H
garethe mit Karl dem Fünften zu verhei
König Franz diese Verbindung ab, und gab s
dem Könige von Navarra, Henri d'Albret z
Das entfernte Margarethe von dem könig
ihres Bruders, und wenn fortan auch die
testanten zu Nerac, in der Residenz der Kön
varra eine Zuflucht fanden, so war doch der
fluß der Königin auf Franz den Ersten dam
Die Anhänger der neuen Lehre hatten dies
empfinden, und Calvin war unter den Erst
der geänderten Stimmung des Hofes betroff

Auf den Wunsch des Rektors der Pari
Nikolas Kop, hatte er für diesen eine F
arbeitet, die der Rektor alljährtich zu hal
war, und in dieser, die sich herkömmlich mi
Dingen zu beschäftigen pflegte, unumwunde
durch den Glauben gepredigt, während er de

Geringschätzung von den guten Werken sprach. Di
bonne hatten darüber Lärm geschlagen, das Pa
bemächtigte sich der Angelegenheit. Kop, der ben
tigt worden, daß ein Verhaftsbefehl gegen ihn erla
entfloh nach Basel. Aber man kannte den wahren
der Rede und war froh, endlich Hand an ihn le
können. Indeß auch Calvin wurde gewarnt, und
ihm grade noch die Zeit, durch ein Fenster zu ent
Er flüchtete zu einem Winzer in eine der Vorst
Paris, und entkam in einer Verkleidung nach dem
eines Seigneur de Hazeville. Von da ging er zu
der Reformation ergebenen Kanonikus von Ang
Louis du Tillet, und endlich zu der Königin von N
bei welcher eine große Anzahl von Verfolgten Au
gefunden hatte.

Ich setze die Reihe derjenigen, welche Cal
dieser Flucht beschützten, geflissentlich hier her,
darthut, wie die Reformation sich durch die versch
Schichten des Volkes ihre Bahn brach, und wie
selbst noch unter der hohen Geistlichkeit eifrige Ar
der Reform zu finden waren, welche ruhig in ihren
blieben, weil sie glaubten, die Neugestaltung kön
werde sich innerhalb der Grenzen des römischen
thums vollziehen. Auch der Kanonikus Du Tillet
in jener Zeit noch kein Bedenken, den von der Sor
und dem Parlamente verfolgten Calvin zu beschützen
schon Calvin's Papiere bereits mit Beschlag belegt,
eben dadurch eine Anzahl seiner Freunde gleichfall
Flucht genöthigt worden waren.

Das Erste, was man gegen die Neuerer untern

war, daß man ihnen so viel als möglich d
Wort entzog. Indeß damit war ihnen kein
thun, denn sie wendeten sich zur Presse, und
ganz Paris mit Flugblättern überschüttet, die m
die Zimmerthüren des Königs anzuheften nicht
Eines derselben, das am achtzehnten Oktober
gegeben wurde, führte den Titel: Articles véri
les horribles et grands abus de la messe pa
setzte vor Allem auseinander, daß es Gotteslä
die wirkliche Anwesenheit des Leibes Christi
werk anzunehmen, das gelegentlich von Mäusen und
gefressen werden könne. In gleicher Weise
ganze Messe, als ein rein äußerlicher Gottesdienst
und man hatte nicht viel Mühe, diesem Plaka
über, den leichtbeweglichen Geist des Königs
überreden, daß mit demselben zugleich ein Angr
die Majestät des Königs begangen worden se
von der Auflehnung gegen die göttliche Majestä
der Auflehnung gegen die Majestät des Königs
Schritt, wie die Orthodoxen dem Könige bemerklich
überall sehr leicht gethan worden. Und was du
König für sich erwarten, wenn er den König der
ungestraft beleidigen ließ? — Das leuchtete Fran
Ersten ein.

Derselbe Jean Morin, der Calvin's Papiere
sucht hatte, wurde beauftragt, die Schuldigen zu ern
und schon nach wenig Tagen waren alle Gefängnis
Reformirten überfüllt.

Am fünfundzwanzigsten Januar 1535 aber, v
eine glänzende Prozession die dem Louvre gegenüber

egene Kirche Saint Germ
derselben auf eine Verherrli
eben weil die Plakate sie als
zu bezeichnen gewagt hatten. Un
dachine, dessen Ständer von dem
zögen von Orleans, von Vendom
getragen wurden, ward die Hostie
durch die Stadt geführt. Der König
mit der Kerze in der Hand, als wo
das ganze Land übernehmen. In St.
ein Hochamt gehalten, nach welchem der
bischöflichen Palast verfügte, und dort, a
für ihn errichteten Throne, umgeben von
Adel, dem Parlamente und dem hohen
Landes, erklärte und gelobte er, daß er fortan
sicht irgend einer Art den Ketzern angede
werde. „Fände ich, der ich Euer König bi
aus, daß eines meiner Glieder von dem abscheul
wahn befleckt oder angesteckt wäre, ich würde es G
halten und sagen: schneidet es ab! Und wenn
merkte, daß eines meiner Kinder davon ergriffen w
würde ich es mit eigner Hand zum Opfer bringen.

Und man ließ es denn auch gleich an diesem
der Buße und der Umkehr nicht an Opfern fehlen.
rend diese Ceremonie im bischöflichen Palaste vollz
wurde, brannten auf sechs verschiedenen Plätzen in
die Scheiterhaufen, und sechs Reformirte, unter ihn
Antoine de la Forge, der Wirth und Freund Calvi
wurden an einer Art von schwebenden Balken, die man sen
und heben konnte, bei lebendigem Leibe in das Feuer

taucht, hinausgezogen und wieder hineingesen
Franz, der ritterliche König par excellence
ganzen Gefolge die Revue dieser Scheiterhau
tyrien abgenommen, und sich an der Qual
weidet hatte, von welchen er glaubte, daß sie
werden könnten, weil sie kühn genug gewese
offen als die Feinde des entarteten Papst
kennen.

Ein Gegner der Reformation, der dies
ebenfalls erwähnt, berichtet sie mit folgender
Worten. „Die Feuer brannten überall, und
Gerechtigkeit und die Strenge des Gesetzes
Schranken hielten, setzte die feste Entschlossen
tyrer, die man zum Tode führte, die Menge
Man sah junge Weiber sich zu den Martern
Psalmen singend, und Gott und Christi
Zeugniß von ihrem Glauben abzulegen.
gingen so heiter zum Tode als wäre es
Brautbett; die Männer freuten sich, wenn
werkzeuge erblickten, und blieben halb
brannt, fest wie Felsen gegen die Fluth
Diese beständig erneuten Hinrichtungen
nur auf den Geist der geringen Leute,
den der Vornehmen eine gewisse beunruhigende
Man fragte sich unwillkürlich, ob diese
vielleicht doch das Recht auf ihrer Seite ha
da sie es mit so großer Entschlossenheit vertr
fühlten unwillkürlich Mitleid bei diesen
und nicht nur ihre Herzen, sondern auch
weinten, wenn sie diese verkohlten Leichname

reste der Geopferten, a...
hängen sahen!"

Man hält bei solchen Bildern inne! das ist in un... mit einer Art von Beruhigung: man hat mit dieser ... nicht mehr möglich! nur zum Theile recht ... und mit diesem Troste, daß wir jetzt noch ... allerdings nicht wahrscheinlich, daß ... religiösen Glaubens Willen großen Menschen zum Todeswerk ... sehen. Die Bildung der Mehrzahl ist dahin gelangt, dem Menschen eine verhältnißmäßige Freiheit zu gewähr[en,] seine Ansicht von der unsichtbaren Kraft, deren Theil und deren uns zum großen Theil noch unterworfen sind, Gesetzen, wir unterworfen sind. Ob aber in Rom ... in dem Kirchenstaate überhaupt, ein Auto da fé ... heute noch sehr möglich sein würde, das möchte ich verneinen; und auf dem staatlichen Gebiete geschieht heute, was zu Franz des Ersten Zeiten in Paris geschah. Es sind in allen europäischen Ländern fortdauernd diejenigen standrechtlich und im gewöhnlichen Verfahren gerichtet worden, die sich gegen die bestehende Ordnung aufgelehnt haben, und was 1852 in Paris heimlich und massenhaft geschehen, darf auch nicht vergessen werden. Die Tyrannei wagt es freilich nicht mehr, diejenigen, von welchen sie ihre Gewalt bedroht glaubt, am hellen Tage auf offenem Markte zu verbrennen. Sie ist auch zu feinfühlend und zu nervenschwach geworden, sich an dem Schauspiel menschlicher Qualen in Prozession ersättigen zu gehen, aber sie schafft ihre vermeinten und ihre wirklichen Gegner im Stillen über Seite.

schießt sie zu Hunderten auf dem Marsf
Schatten der Nacht; sie führt sie nach Ca
senden, und sie hat dabei noch den Vorthe
Mitleid weniger hervorruft und nicht zu n
thume aufreizt. — Ein Fortschritt ist gema
den Tagen der Reformation und zwar ein g
die Tyrannei ist von der Gesittung der
Heuchelei gezwungen worden, und auch in d
die Heuchelei eine Huldigung, welche das La
darbringt.

Daß seines Bleibens in Frankreich n
war natürlich für Calvin unzweifelhaft, den
sich zu entfernen. Er wollte in der Nähe der
welche seines Zuspruches bedurften, und se
Flucht stand er nicht an, zu verweilen, wo m
und seine Ermuthigungen zu vernehmen
Poitiers hatten sich zu diesem Zwecke ein
vorragender Männer zusammen gefunden.
meist Geistliche, die später selbst das Werk
förderten, und hier war es, wo Calvin, v
des Augenblickes und von seiner eigenen B
gerissen, in einer Fels-Grotte, in welcher m
versammelt hatte, auf einen Felsblock, der
zum erstenmale das evangelische Abendmal

Aber eben dieses Abendmal
Aufsehen gemacht, und Calvin mußte eile
burg und nach Basel zu kommen, wo e
bleiben dachte, um endlich einmal in Ruh
können. In Straßburg, wo die Reformati
Jahren heimisch geworden war, fand Calvi

[…]es dortigen Trägers, Bucer, mit dem er schon […] über eine regelmäßige Gestaltung der Gemeinden in […]kehr gestanden hatte, eine bereitwillige Gastfreundsch[aft …] Indeß weder in Straßburg noch in Basel, das be[…] ebenfalls für die neue Lehre gewonnen worden, ließen […] immer wachsenden Verfolgungen der Reformirten in sei[nem] Vaterlande Calvin in der That rasten, und die Unm[ög]lichkeit ihnen mit dem Frieden wirklich zu Hilfe zu k[om]men, vermehrte seine Aufregung. Es war also zu sei[ner] eigenen Beruhigung, wie zur Ermuthigung seiner Gl[au]bensgenossen, daß er eben in dieser Zeit seine Schrift ü[ber] „die christliche Institution" verfaßte und dem Könige [von] Frankreich übersendete.

Diese Arbeit, die zuerst mit einer an Franz [illegible] Ersten [illegible] französischer Sprache geschrieb[illegible] Vorrede [illegible] das Datum des 1. August 1535, Anfangs [illegible] eine Art von Kate[illegible]mus und nur sechs Bogen [illegible] jedoch schon die [illegible] zu dem größten [illegible] Calvin als Schriftsteller als dem Gründer eines [illegible] religiösen Bekenntni[illegible] hinterlassen hat. [illegible] und durch mehr als zwan[illegible] Jahre, [illegible] was er erläuternd, fortgeschaff[illegible] bis es [illegible] es jetzt noch dasteht, [illegible] Fundament [illegible] reformirten Kirche. Es ist kaum zu [illegible] daß Calvin, der Franz de[illegible] [illegible] hingab, an diesem ein[illegible] [illegible] er mochte glauben, [illegible] Duldung für die Refor[illegible] [illegible] auch diese Erwa[illegible] [illegible] sein Vaterland aber [illegible] war.

G. Ewald, am Genfersee.

lassend, auf einer Reise nach Italien beg
Genfer Reformator Farel ihn in Genf zu
redete. —

Man darf an das jetzige Genf nicht
man sich ein Bild desjenigen Genf entwe
die Reformation vorfand. Genf zählte am
zehnten und zu Anfang des sechszehnten Jah
Tausend Einwohner, und der Bischof mit
dreißig Canonici, welche zum großen T
Adel angehörten, gaben der kleinen Repub
des freiesten und üppigsten Lebensgenusses
von Genf waren der Geistlichkeit und den
blind ergeben, und als sich, durch die Zügello
Geistlichkeit hervorgerufen, in der Genfer
ersten Auflehnungen gegen die Herrschaft d
standen die Frauen fest zur katholischen
zu allen ihren Lehren. Unter den Männer
die Bewegung bald einen politischen Cha
men. Es handelte sich für sie nicht nur u
von dem römisch-katholischen Bekenntniß,
Befreiung von der Herrschaft der Bischöf
Anschluß an das protestantisch gewordene
aus doppelten Gründen seinen Vortheil
Reformation in Genf Vorschub zu leisten

Es war jedoch für die ersten Predig
tismus nichts Leichtes, sich eine Wirksam
ermöglichen, und sie mußten zu einer L
nehmen, um sich nur ein Gehör zu versch
sich Fromment, einer der frühesten Predikan
liche Anschläge, Männer und Frauen, au

vorher in einer Schu
chen französisch lesen un
alle diejenigen, welche dieses
den wünschten, ein, sich bei i
denen Kreuzes, auf dem Mollo
gleich gratis Anweisung zur Hei
heiten ertheilen wolle. Der Zula
aber es war doch nahe daran, da
Rhone ertränkt wurde, als er sich ei
vor einer der großen Prozessionen nieder
die Bekehrung einer Genfer Bürgerin, die sic
die Reformation und gegen Fromment ganz
selig bewiesen hatte, bahnte diesem seinen
Bürgerschaft und in das Familienleben hinein

„Es war eine ehrbare Dame, eine gewiss
die Frau von Amé Levet, eines guten Bürgers
Sie war im Lesen wohl bewandert, aber dem A
an Wunder sehr ergeben und dem katholischen
anhänglich, daß sie sich weigerte, Fromment pre
hören, weil sie ihn für einen Teufel hielt und v
zu werden fürchtete, falls sie ihn auch nur angehö
Ihr Abscheu vor ihm war so groß, daß sie ihn nich
nicht hören wollte, aus Furcht, durch ihn verzau
werden.“

„Indeß wurde sie doch endlich von ihrer Schw
Paula, der Frau des Jean Levet, die dem Worte
sehr ergeben war, mit großer Mühe überredet, ihr z
Fromment wenigstens einmal anzuhören. Und da
Spotten und Verhöhnung, in dem Glauben, einen Z
oder einen Teufel anzutreffen, in die Versammlun

war sie so verblendet, daß sie während de
immer wieder das Kreuz über sich s
Gott anbefahl, obgleich sie doch nicht umh
Prediger zu betrachten und ihm hinge
hören."

„Nachdem er nun seine Predigt been
sie ihn mit lauter Stimme: Was Ihr
habet, ist das die Wahrheit? — Ja! sa
das durch das Evangelium zu beweisen? –
von der Messe Nichts darin? — Nein. –
aus dem Ihr gepredigt habt, ist es d
Testament?"

„Darauf borgte sie es und sperrte sich
drei Nächte fastend und betend in einem e
ihres Hauses ab, um die Bibel zu lesen; s
in Begeistrung hingenommen. Nachdem sie
drei Tage darauf verwendet hatte, ließ sie
Mann in ihr Haus rufen, und er fand si
und von solchen Worten, daß es ihm die
derung einflößte, sie also reden zu hören.
fielen bis auf den Boden nieder, und
aufhören Gott zu danken, der sie erleucht
Wort zu erkennen gegeben hatte."

„So fing sie denn mit Thaten und
dem Evangelium zu folgen, so daß die
darob wunderte, sie also verwandelt zu sehe
zu hören. Sie disputirte gegen die Priest
aus der heiligen Schrift was nöthig sei,
sie sich in der Stadt befand, that sie des
sie ihren Mann, der dem Worte sehr e

war, und außer ihm auch meh
Erkenntniß hinüberführte!"

Diese neubekehrten Frauen
Eifer bis in die Frauenklöster
Jungfrauen zur Ehe zu überre
sicherlich treffliche Bundesgenoss
neuen Lehre, deren das reform
Genf hinübersendete.

Der hervorragendste unt
trotz seines starken Glaubens
daß seine Kraft nicht ausreich
unter den Bann der neuen
er war es also, der Calvin daz
seiner Reise zu verzichten, ur
zu bleiben. Damit began
Kampf auf dem Gebiete
Calvin war der Ueberzeugu
der Menschen nicht möglich
nicht einen neuen Menschen
er das Evangelium predigt
Reinigung der Sitten und
neue Kirche hinzuwirken.
wie er sich schon als
hatte, trat er denn auch
stellten Genfern entgegen
und übertrieb die Streng
Folge davon war, daß
samkeit in Genf, wiede
als er im Verein mi
Schlag zu thun, den

mation auf gut römisch, das Abendmahl ve
ihre leichtsinnige Lebenslust sie unwerth m
Ungebeugt durch diese unerwartete Be
dete er sich, mit dem Vorsatze, sich von d
ganz zurückzuziehen und nur seinen St
abermals dem Heimathlande zu, und lan
unbemittelt in Straßburg an. „Die Bas
er einem Landsmanne, dem Exkanonikus
10. Juli 1538, wollen, da sie mich im
mich zu ihrem Gaste haben; aber sie h
mich Last genug, und ich glaube, daß ich
dem, was Sie mir gelassen, leben kann,
Theil meiner Bücher verkaufe. Meine Bib
Weile meine Nahrung bestreiten, und wenn
mehr haben werde, werden Sie mir zu
Ihrigen leihen.“ Indeß es kam nicht so
reformirte Familie Duvergier eröffnete ihr
halt in ihrem Hause, der Magistrat von
ihn zum Pastor einer Gemeinde von
teten, und es war während dieses Au
daß Calvin in den Ehestand eintrat.
Seine Freunde hatten ihm, da ine
seine meist düstere Stimmung sie Cal
keit besorgt um ihn machten, bei on
Verheirathung zugeredet und ihm em
abgeneigt gewesen; aber auch er war Fal
festes und abgeschlossenes Wesen. in diesem
er einmal an Farel, an dasjenige, was ner
gefährtin vor allem Andern zu finden ich
das weißt Du, keiner von den unüberleg

velche selbst die Fehler
rannt sind. Die einz
gefallen kann, ist diej
parsam, geduldig, un
Gatten versorglich ist.
in Derjenigen, von der
es nicht zu glauben."
Ein andermal f
eine junge, reiche Pe
gift weit über Dasj
kann. Indeß obsch
klingt, und ihr Br
diese Heirath wünsch
weil sie ein Wenig f
Dennoch glaube ich,
und daß ich diese jun
ehelichen werde!" —
zu Stande, und das
in einem Briefe an
Gefährtin zu finden,
aufzugeben." Und d
ihm die Frau entgeg
besaß, das Leben ei
und Stellung mit
Wittwe eines durch
Edelmannes, Frau S
die mit großer Anstre
Unterhalt arbeitete, n
storben und sie unber
war durch seinen Freu

dieser Frau aufmerksam gemacht worden
Frau von Bure und der Reformator Be
alles Vermögen waren, wurde am 2. Fe
Calvin's einunddreißigstem Jahre die Ehe
geschlossen. Aber gleich die ersten Zeiten b
ihnen Sorgen. Calvin mußte sich wenig
seiner Hochzeit auf den Reichstag nach R
und in Straßburg, wo seine Frau mit
im Hause einer Familie Richebourg zurüc
wüthete die Pest. Die Söhne des Herrn
erlagen ihr, und Calvin's Gattin schwankt
blick auf diese Gefahr und Noth, zwischen
ihren Mann zu ihrem Troste in ih
und zwischen der Erkenntniß, daß er
bleiben müsse. Auch Calvin war von
füllt. „Ich thue, was ich kann, um me
widerstehen, schreibt er ihr. Ich sehe D
heit und Elend unter dieser Geißel sterbe
meine Zuflucht zum Gebet, um den M
lieren." Kaum aber, daß er sich seiner
Reichstage zu Worms entledigt hat, s
Straßburg zurück; und es folgt ihm, al
Jahresfrist die Stadt verläßt, um einem
nach Genf zu folgen, das ehrenvolle Zeug
Straßburg seines Lebens in den Schrecken
geschont, und sich den Kranken und Ster
treuer Beistand erwiesen habe.

In Genf hatte die Stimmung sich
Calvin's Gunsten geändert, seit die vier Syn
seiner Verbannung mitgewirkt hatten, in höc

Weise um das Leben ge...
war zum Fenster hinaus...
gebrochen, ein Anderer...
hingerichtet, die beiden...
wiesen worden. Dennoch...
streben nach Genf zurück...
den ich so fürchte wie...
Gott mein geschlachtetes...
gefesselten Geist unterwerfe...
August 1841 brach er von...
September nach einer zwöl...
„guten Pferde" in Begleit...
Genf unternommen hatte,...
Heimath an. Seine Reis...
des Herolds und der beid...
mit eingerechnet, vierund...
gekostet. Für seine Frau,...
betrug die Ausgabe täglich...
siedlung ihrer Sachen wur...

In Genf hatte der...
nung hergerichtet. Nach...
Gabarel in seiner Arbeit...
vin's" gemacht hat, der i...
existirt dieses Haus nicht...
es in der Rue des Cha...
mitteln gewesen, nachdem...
achtzehnten Jahrhunderts...
den war, und heute b...
Boden des Calvin'schen...
lischer barmherziger Sch...

dieser Frau aufmerksam gemacht worden
Frau von Bure und der Reformator B
alles Vermögen waren, wurde am 2. F
Calvin's einunddreißigstem Jahre die Eh
geschlossen. Aber gleich die ersten Zeiten
ihnen Sorgen. Calvin mußte sich wenig
seiner Hochzeit auf den Reichstag nach
und in Straßburg, wo seine Frau mit
im Hause einer Familie Richebourg zurü
wüthete die Pest. Die Söhne des Herrn
erlagen ihr, und Calvin's Gattin schwankt
blick auf diese Gefahr und Noth, zwischen
ihren Mann zu ihrem Troste in ihrer
und zwischen der Erkenntniß, daß er au
bleiben müsse. Auch Calvin war von S
füllt. „Ich thue, was ich kann, um mein
widerstehen, schreibt er ihr. Ich sehe Di
heit und Elend unter dieser Geißel sterben
meine Zuflucht zum Gebet, um den Mu
lieren.“ Kaum aber, daß er sich seiner
Reichstage zu Worms entledigt hat, s
Straßburg zurück; und es folgt ihm, a
Jahresfrist die Stadt verläßt, um eine
nach Genf zu folgen, das ehrenvolle Zeu
Str[illegible] in den Sch[illegible]

Weise um das Leben gekom[illegible]
war zum Fenster hinausge[illegible]
gebrochen, ein Anderer war
hingerichtet, die beiden U[illegible]
wiesen worden. Dennoch
streben nach Genf zurück.
den ich so fürchte wie G[illegible]
Gott mein geschlachtetes
gefesselten Geist untern[illegible]
August 1841 brach er [illegible]
September nach einer [illegible]
„guten Pferde“ in Be[illegible]
Genf unternommen hat[illegible]
Heimath an. Seine [illegible]
des Herolds und der [illegible]
mit eingerechnet, vier[illegible]
gekostet. Für seine Fra[illegible]
betrug die Ausgabe tägli[illegible]
siedlung ihrer Sachen [illegible]
In Genf hatte de[illegible]
nung hergerichtet. N[illegible]
Gabarel in seiner Arb[illegible]
in's“ gemacht hat, de[illegible]
[illegible]es Haus ni[illegible]
[illegible] Rue des G[illegible]
[illegible]esen, nach[illegible]
[illegible]

Ob dies dasselbe, einem Herrn de Fresneville gehörige, von einem gewissen Pierre Améau verwaltete Haus gewesen ist, welches von der Behörde fast mit Gewalt für Calvin in Beschlag genommen wurde, zweifle ich. Es sind mir durch Güte unseres Freundes Carl Vogt verschiedene Aufsätze über das Zeitalter der Reformation zugekommen, und unter diesen auch der, von Professor Galiffe durchgesehene und neu herausgegebene, Prozeß gegen eben jenen Pierre Améau, der dem Fanatismus der Reformationszeit zum Opfer fiel, und bei dessen Verurtheilung ein persönlicher Haß Calvin's im Spiele gewesen sein soll. Es heißt in der Arbeit des Professor Galiffe, daß der Magistrat das Haus des Herrn de Fresneville Anfangs gegen 14 Floren (der Floren zu 54 Franken) für Calvin in Anspruch genommen, dann aber 300 Floren, 1620 Franken, dafür gegeben habe, und daß Calvin es dennoch habe räumen müssen. Für das Haus in der Rue des Chanoines, nahe bei der Kirche von St. Pierre, welches Calvin durch dreiundzwanzig Jahre lang, bis zu seinem Tode bewohnte, lieh der Magistrat ihm die nöthige Einrichtung. Sie bestand aus zwei Betten, vier Tischen aus Tannenholz, zwei ledernen Koffern, einem geschnitzten Sessel, der in der Kathedrale noch aufbewahrt wird, und aus zwölf hölzernen mehr oder weniger guten Stühlen für den Empfang von Fremden. Auch mit Tuch zu einem neuen Anzuge beschenkte ihn die Stadt, während man den Wunsch und die Hoffnung aussprach, daß er Genf in Zukunft nicht mehr verlassen werde.

Mit dieser neuen Rückkehr Calvin's begann seine Herrschaft über Genf und ein theokratisches Regiment,

dessen Härte und Unerbittlichkeit an
französischen Revolution erinnert.
welcher kein Heil ist, sagte Calvin
katholische Kirche es ausgesprochen ha
eingesetztes Lehramt, dem die Gläubig
bunden sind." — „Keine Gesellschaft
und Ordnung bestehen; die Zucht ist
zu vergleichen, welche die Verbindung
mitteln und die Ordnung zusammenhal
Von diesen Ueberzeugungen ausgeh
erlangte er die Errichtung eines wohlgeord
Presbiteriums, und er setzte es durch, d
heit des Volkes möglichst von der Beeinflu
verwaltung und der kirchlichen Angelege
halten wurde; denn wie Luther war er, i
ihrem großen Florentiner Vorgänger,
der eigentlichen Volksherrschaft entgegen,
Zustände erleichtertem ihm sein Vorhabe
Zeiten der Savoyenschen Regierung hatte
neral=Versammlung der Bürger, dem allge
weil es in ihm sehr stürmisch hergegangen
der Sechzig und später den der Zweihund
gesetzt; und Calvin brachte es denn dahin, d
großen allgemeinen Rath nur noch zweim
zusammenrief: einmal im Februar um die
wählen, einmal im November, um einige nie
zu besetzen und den Preis des Weines festzu
nun im großen Rathe Nichts mehr vorgeschla
durfte, was nicht vorher im Rathe der Zweih
genommen worden war, und dieser nur zu be

was die Zustimmung des Rathes der Sechszig ge-
nen hatte, so regierte eigentlich dieser Rath der Sechszig,
welchem Calvin's Einfluß und Wille die Gesetze gegeben
ganz ausschließlich über die Stadt und über die ganze
blik. Dazu kam, daß eben durch die Reformation
durch das strenge Kirchenregiment in Genf, eine völlig
Genfer Bürgerschaft geschaffen worden war. Die An-
er der katholischen Kirche, die Freunde des Hauses
yen, wie eine Anzahl derjenigen, welche sich der
ı Ordnung der Dinge nicht fügen wollten, hatten
verlassen. Die häuslichen Visitationen, die Kleider-
ıng, die gegen den Luxus gerichteten Bestimmungen,
die furchtbare Strenge der von Calvin bearbeiteten
inalgesetzgebung, waren ihnen unerträglich geworden.
re wurden verbannt; und da sich auf diese Weise die
der alten Genfer Bürger sehr verringert hatte, waren
us Frankreich, aus Italien, aus Holland und aus
schland massenweise hinzuströmenden Flüchtlinge zu
ern aufgenommen worden. Man ertheilte einst an
Tage dreihundert protestantischen Flüchtlingen, zum
n Theile Franzosen, und unter ihnen dem später
nnten Michael Servede, das Bürgerrecht, obschon die
orenen Genfer, die „Kinder von Genf“, sowohl die
ıger der neuen als der alten Ordnung, sich dagegen
ten. „Diese Hunde von Franzosen sind die Ursache,
die der Reformation und Calvin Abgeneigten, daß
u Sklaven werden und Sünden bekennen und vor
n Bücklinge machen müssen.“ — Dafür aber galt
unter den Protestanten in Frankreich, und selbst in
tland, als eine Musterschule des christlichen Lebens.

In Genf, hieß es, wird i
vangelium gepredigt, da ve
Gesang der Psalmen, da fin
gefaltet und die Herzen zum
Neben diesem Psalmen
ch erwähnte, bei der Aus
barmherzig strenge her und
jede, von seinen Lehrsätzen
ebenso unerbittlich und unna
Inquisition. Freilich hatte
wilderten und durch die
phantastischen Theorien neig
seine Lehrsätze, und ebenso se
Gebote, gegen die fast in
auftauchenden Ideen der Wi
zu wahren, welche den Gru
die gläubige Frau sich alle
weil grade darin die Gem
von der die Bibel spreche; r
arbeitete Kriminalordnung
des die Ehe brechenden Thei
bloße Zweifel an einer der
schwer gebüßt. Bolsec, der f
von der Prädestination au
Lehre Gott zum Urheber alle
bannt und mit Prügelstrafe b
kehren sollte; Pierre Améau
bösen Charakter genannt hat
bei dem Streite um das de
lernen hatte, wurde zur Str

brennenden Kerze in der Hand durch die Straßen der Stadt geführt; und vom siebzehnten Februar bis zum fünfzehnten Mai des Jahres 1545 wurden*) vierunddreißig Personen verbrannt, geviertheilt oder sonst hingerichtet. Einige von ihnen hatte man vor der Hinrichtung mit glühenden Zangen gezwickt, und ihnen die Hände abgeschnitten, weil sie in dem Verdachte gestanden, die Pest gesäet zu haben.

Unter diesen Verhältnissen konnte es nicht fehlen, daß sich selbst unter den Anhängern der Reformation eine starke Auflehnung gegen Calvin entwickelte, und es war eben der durch Calvin selbst in Genf aufgenommene Michael Servede, der seinen früheren Meister, als einen um seiner Unduldsamkeit willen unwürdigen Diener des Heilands, auf Leib und Leben angriff. Die Libertin's so nannte man die katholische lebenslustige Partei, und die Demokraten schlossen sich dieser Opposition an und steigerten die Erbitterung gegen Calvin. Dadurch wandelte sich der Anfangs rein theologische Streit mit Servede allmählich in eine staatlich-kirchliche Angelegenheit um. Calvin's ganze Existenz stand auf dem Spiele — aber er trug durch seine Entschlossenheit und Kraft, die Alles an Alles zu setzen verstand, den grausamen Sieg davon, und Michael Servede wurde 1553 auf den Hügeln von Champel verbrannt. Trotzdem brach zwei Jahre später abermals ein förmlicher Aufstand gegen Calvin unter den Genfern aus, in welchem er und die ihm ergebenen Eingewanderten ermordet werden sollten, indeß

*) Nach eben jenem Prozesse von Pierre Améaux, den Professor Dr. Galiffe von der Académie de Genève herausgegeben hat.

uch diese Gefahr wurde von ihm
Häupter der Verschworenen wurden hi
Macht und die Strenge der von ihm
ung wuchsen durch diese Angriffe n
vehr, und es ist kaum zu bezweifel
nälig dahin gelangte, sich als den
Kirche anzusehen, und Kränkungen,
gethan wurden, als Staatsverbrechen
Eine Dame aus Ferrara, die si
und das Konsistorium geäußert hat
innerhalb vierundzwanzig Stunden
den gestraft, weil sie die Kirche nicht
weil sie bei Calvin's Predigten zu
Solche Fälle, deren in zwei Jahren
wurden mit Kirchenbuße und G
man, daß die Leute sich nichts au
machten, so übergab man sie de
geistlichen Behörde zur Bestrafu
sicher sein, daß man ihrer dann
strafte junge Personen, welche ge
ein Kind auf öffentlichem Markt
eine „diablesse“ gescholten; u
anderes Kind, das seine Hand
Schlagen erhoben. — Calvin s
daß die Schlechtigkeit der Zeit
mache, und wie er die Tor
drohte er einmal, daß er vers
aufsäßigen Stadtviertels von
werde, wenn man sich in den
Es ist in diesem französ

das mit seinem grausamen Idealismus uns unablässig an seinen Landsmann Robespierre gemahnt; und wenn man mit Entsetzen auf seine Unduldsamkeit hinblickt, wenn man in ihm, wie in dem viel milderen Luther die Beschränktheit beklagt, die da wähnte, auf halbem Wege stehen bleiben und der Bewegung der Geister auf der Bahn zum freien Denken hin, ein „bis hieher und nicht weiter!“ zurufen zu müssen, so ist in der Ausdauer und in dem Eifer, mit welchem Calvin für seine Ueberzeugung arbeitet, wie in den einzelnen Zügen, die aus seinem Privat- und Familienleben aufbewahrt worden sind, doch oft etwas Mächtiges und Großes.

„Schicket uns Holz, so wollen wir Pfeile daraus schnitzen!“ sagte Calvin, nachdem er 1559 die Akademie in Genf gegründet und Theodor Beza zum ersten Rektor an derselben erwählt hatte; und es kamen auf seinen Ruf die Schüler aus ganz Europa herbei, so daß oft ein Tausend junger Männer beisammen waren, von seinen Lippen das Evangelium predigen zu hören. Seine Ausdrucksweise war vortrefflich, sein Styl wird mustergültig und bahnbrechend genannt, seine sarkastische Ader eigens betont. Ein Genfer Schriftsteller, Herr Joël Cherbüliez führt in seinem sehr anziehenden Buche über Genf vielfache Beispiele davon an; und er nimmt Calvin auch gegen die Angriffe in Schutz, welche ihm einen harten Sinn und ein rachsüchtiges Gemüth vorwerfen. Ebenso wird in Calvin's Biographie von Bungerer gerühmt, daß Calvin Geduld gegen persönliche Beleidigungen, ein lebhaftes Gefühl für Freundschaft gehabt, und daß er eifrig nach einer Vereinigung der verschiedenen protestantischen Bekenntnisse

betrachtet hat. Seine Freundschaft
eine Anhänglichkeit an Melanchthon
diese Ansicht. Knox besuchte ihn
kehrte auf den Wunsch des schottis
worbenen Adels, noch dreimal zu
mit ihm zu berathen; auch Meland
Freunden und stärkte sich an dem
wenn er selber sich entmuthigt füh
ich einst an seinem Busen sterbe!
haben.

Von seiner Erziehung in einem
Hause waren ihm feine Umgangsfor
deren Natur geworden, während er sic
voll brausender Leidenschaft und hef
ließ. Er sagte von sich selber aus:
gegen meine Fehler, die groß und
gegen meine Ungeduld der schwerste
wilde Thier in mir auch nicht ga
sind meine Bemühungen, Herr da
nicht völlig vergeblich geblieben;"
ein Akt solcher Selbstüberwindung,
würde Luther noch als einen Kne
erkennen, auch wenn er mich einen
Daneben heißt es denn freilich
lieber will ich, daß die Erde mich
nicht horchen sollte auf Dasjenige
Gottes durch den Mund der Prop
will lieber rasen als nicht mehr zur

Calvin's Lebensbild ist eben noch
rakteristik ist, wie mir scheinen will,

stellen, denn selbst in den wenigen Arbeiten, die ich hier dur-
zugehen vermochte, bin ich überall auf einander wide-
sprechende Urtheile gestoßen, und das geht bis in d
Einzelheiten hinab. Während also z. B. in einem
Bücher behauptet wird, Calvin habe gar keinen Sinn
Naturschönheit besessen, er habe nie und nirgend ... ines die
Gegend von Genf oder auch nur des Mont ... eigenen
Salève jemals Erwähnung gethan, heißt es
Schrift über Calvin's häusliches Leben, da
Natur geliebt habe; und an der Stelle,
Calvin's Wohnung in der Rue des Cha
ist, werden zur Bezeichnung ihrer Lage d
des Reformators angeführt: „Les yeux
regard sur le lac et les montagnes“.

Was Calvin aber allseitig nachgerü
Standhaftigkeit in körperlichen Leiden,
Leiden wie seinen Muth dem Bilde C
an, daß sich in der Genfer Bibliothek
als ächt ausgegeben wird. Auch verlang
Wahl einer Gattin, wie ich vorhin erw
drücklich nach einer Frau, die ihm in sei
treu zur Seite stehen möchte; und wie h
seine Gestalt aus der Vergangenheit an
scheinen doch seinem ehelichen Leben eine ... ernste Liebe,
warme Hingebung und eine dankbar ... herzliche Ge
rung nicht gefehlt zu haben.

Seine Ehe währte nicht mehr als ... Jahre und
die drei Kinder, welche Idelette ... ihm gebo
hatte, starben ihm frühzeitig und noch vor ihrer Mu
Bei dem Tode seines ältesten Knaben, ... im Jahre 15

chrieb er an seinen Freund Vi
Brüder, grüße auch Deine Fra
Dank darbringt für alle die sanf
zen, die sie von ihr empfangen
händig darauf zu antworten, ab
mal die Kraft mir diese Worte
uns einen sehr schmerzlichen S
unsern Sohn wieder zurückger
unser Vater, er weiß, was seine
ein kleines Mädchen stirbt ihnen
zweiten Sohnes meldet Calvin
Herr hatte mir noch einen zwei
ihn mir wieder genommen.
dieser Prüfung nicht einen Geg
der Züchtigung für mich erblicken
von Kindern in der christlichen
in derselben Zeit ein auswärtiger
mann ihn zu Gevatter bittet, sch
die Einladung persönlich zu er
weil er Genf nicht verlassen kan
daß ich nicht wenigstens einen
zubringen kann, um einmal en f
das Neugeborne lachen machen
Wiege weint. Diese Thränen
man bei dem Eintritt in das
Gott, daß Ihr Kind mit gutem
wenn es einst von dem Leben sc

Noch schwerer als der Verl
das bald danach beginnende Sie
ihr früher Tod. Es ist von ih



ı selten nur die Rede, aber
ıfig, als einer Frau von
rmen= und Krankenpflege
rotestanten, deren Aufna
var, ihre tröstlichen Be
atten, dem die Krankheit
er sich des Tages schän
rmochte," werden von Ca
lfach hervorgehoben. Be
elette erkrankt, und wä
ı Tode, die sie leidend
, in seinen Briefen der
limmerungen zu gedenk
merklich machen. Er hat
der einen Theil seiner
Pflege zubringt; er richt
iner Frau an ihre Freu
e endlich naht, fürchten C
hen er durch den Verlust
o sehr, daß sie herzueile
ı.

dieser beiden Gatten, w
Calvin's" dargestellt wir
öhnes. Idelette hinterließ
he, und eine ihrer Bekann
an das Herz zu legen.
gegnete ihr die Sterbende
sie in dem rechten Geiste
t und tugendhaft sind, wer
e in Calvin einen Vater fin

es nicht sind, weshalb sollte ich
ich Calvin hinwiederum schreibt
rgte, daß meine Frau den Geda
hrem Herzen berge, sprach ich
ieß ihr die zärtlichste Sorge fü
abe sie dem Herrn empfohlen,
as hindert nicht, daß ihr Schic
eß ich gehe in diesem Pukte ge
weiß, Du wirst nicht verabsäum
en habe."

Einige Tage später war
Leben. Sie starb während ihr
spruch ihre Hände in den sei
vortreffliche Gefährtin meines Le
die ein besonderes Beispiel gab!
Ich habe Diejenige verloren, di
nicht in der Verbannung, nicht i
heit. So lange sie gelebt hat,
meine Pflicht zu thun. Nie wa
schäftigt, nie ist sie ihrem Mann
Hinderniß gewesen. Ich unterdr
sehr ich kann, meine Freunde thu
aber sie und ich gewinnen noch
kennst die Zärtlichkeit meines H
Erinnerung. Ich hoffe auf Gott
zen und die zerschlagenen Seelen

Calvin überlebte den im Son
vierzigsten Jahre erfolgten Tod
fünfzehn Jahre, ohne zu einer ne
der günstige Einfluß, welchen sei



n Leben nicht ersetzt. Es liegen
, welche er an Frauen schrieb, die in
in dem Eifer ihres protestantischen Be-
nd geworden waren. Der Erste, welcher
u geschrieben wurde, ist
m ihren religiösen Ueberzeugungen nach
zu kommen wünschte, und doch anstand
ngeben. Der Brief ist mild und

reibt ihr Calvin, daß es hart ist
en und für Sie, d
nd in vorgerückten
Aber fassen Sie
besiegen, ziehen
in welchem Gott r
aß Sie die beste
t der Kirche finden
hnung aufgeschlage
nach Ideletten's
ndete Brief ist
), die zum franz
um Scheiterhaufen
das Flehen ihrer
rer Hinrichtung zu
ossen, die Messe z
Befreiung zu erk
dergegeben, als sie
n anfragt, wie sie
e Antwort, welche
issen gepeinigte Fra

hält, lautet in ihrer grausamen Kürze:
n Richtern nicht bestanden, wie sie gem
ine Beleidigung des Höchsten, wenn
ſigkeit vor einem Priester erklären, daß
it höher achten als Gott. Sie haben J
hre Kinder höher gehalten als Ihre Pf
Sie in seine Schlingen gezogen. Sie
icht. Sie sprechen von Buße. Es ist
ir Sie zu finden in der unendlichen B
eres Heilands Jesu Christi!"
Ob Ideletten's Wirksamkeit und M
Verehrer behaupten möchten, stark genug
en, dem Reformator von der Verfolgu
Unduldsamkeit und von den Grausamke
welche sein Leben beflecken und ihn zu
Erscheinung machen — wer will das j
was erwiese es für Calvin's ursprüngl
Aber auch nach dem Tode seiner Frau
einsamung trug er seine fortdauernde
mit der gleichen Fassung und Gedul
undheit mit jedem Jahre schlechter w
Seine Thätigkeit erlahmte erst h
er einmal durch einen besonders lan
genöthigt ward, zwei Monate de
sein vierteljährliches Gehalt mit de
er es nicht verdient habe, weil der
bezog übrigens vom Staate de
welches die andern Geistlichen
ungefähr fünfzehnhundert Thaler
Manne von großem Wissen, und

den vielfach in Anspruch genommen n
erhöhten Gehaltes befand Calvin sich
legenheiten, die er jedoch stets verbarg
in dem Archiv von Genf ein Aktenst
heißt: „Da der Magistrat von der
Calvin erfahren hat, (lequel n'a pas
an dem Nöthigen fehlt, weil er sein
für die armen Flüchtlinge verwendet,
Thaler zum Geschenk; und da er diese z
man, ihm „in der Erwartung, daß er d
werde, eine Tonne Wein zu schicken."

Vom Beginne des Jahres 156
unabläßig krank. Einmal schien eine B
und von nah und fern waren seine Fre
herbeigeströmt, ihn noch einmal zu hö
nungen an seinem Sterbebette noch ein
Das ist die Scene, welche unser Freund
Hornung, auf dem im Genfer Museu
durch den Stich und die Photographie v
Bilde, dargestellt hat. Die Köpfe von
von Theodor Beze u. s. w. sind auf de
noch vorhandenen Portraits nachgebildet.
27. Mai 1564 mit klarem Bewußt
Seele, und da er verlangt hatte „nach
Herkommen" beerdigt zu werden, wurde
der damaligen reformirten Kirche es mit
Leichenrede und ohne Bezeichnung sein
erdigt, so daß — wie ich das in meinen
aus Genf bereits erwähnt habe — sein G
kannt ist.

Die Stadt Genf legte Trauer um
Rom überbrachte der piemontesische Gesa
Paul dem IV. die Kunde von dem To
eine Art von Siegesnachricht. Oh! rief
die ganze Macht dieses Ketzers bestand
Geld noch Ehrenbezeugungen Einfluß au
zwei Dienern wie er, würde meine Kir
des Oceans auch heute noch beherrschen
diesen Worten eine hohe Würdigung von
und zugleich auch in unserm Sinne
über seinen geheimen Zusammenhang
lichen Geist der Kirche, gegen deren
wüchse er gekämpft hatte, bis an sein
das Kind seiner Zeit, und obschon b
in ihren Irrthümern und Schranken
lung der Menschheit doch auch um
wärts gebracht, und den Platz vorb
holfen, auf dem wir heute stehen.

Fünfundzwanzigster Brief.

Schloß Blonay.

Montreux, Frühj

Der Weg, welcher für mein Auge in diese
Waadtlandes den größten landschaftlichen Rei
Straße, welche sich oberhalb Clarens zwische
Hügeln aufthut, auf denen das Château C
das Château des Crêtes erbaut sind. Glei
dungsplatz der Dampfschiffe steigt man d
sachte in die Höhe. Die Häuser des Do
Villen, der Bahnhof der Eisenbahn, die
Crêtes, hinter der auf einer Wiese Gruppen
Nußbäumen Schatten bieten, geleiten den
anmuthiger Abwechslung bis unterhalb des
bei dem man links abbiegt. Ueber eine
man das breite, steinige, neuerdings mit tüch
eingedämmte Flußbett der wilden Baie de
tritt dann in eine Thalweitung ein, die, si
hebend, sich immer mehr ausbreitet, und eines
Landschaftsbilder enthüllt, deren ich mich erin

Das Land ist nur eben so viel gewellt,
Auge eine angenehme Abwechslung bietet und
lichen Anbau, und all die einzelnen Höfe un
denen Ortschaften und die schönen in ihren P
Schlösser gefällig übersehen läßt. Wir ware
einem sommerlich heißen Tage tief hinein in

gegangen, indeß kurz vor dem eige
Wanderung, vor dem Schlosse von
umdrehen müssen, weil es für uns
würde, die Eisenbahn in Clarens w
deren ein Uhr Zug wir den Rückw
machen hatten; und so sind wir der
zu Wagen, nach Blonay hinaufge
lichste Frühlingswetter der Gegen
Zauber verlieh. Der Weg von Mo
zurück über Hauteville und Bevay r
Blonay ein Wenig verweilen will,

Von Tavel steigt die Straße
sehr gut angelegt und wie alle sch
lich gehalten. Das Château des (
Hügel links zurück, ein Ende we
gleichfalls zur Linken des Weges d
erbaute schöne Schloß la Ponuoir
an einem einzelnen Hause, an der
vorbei, die im Sommer, da sie vi
hat und ein Ende von der Straße
frischer Aufenthalt sein muß, und
fundet habe, zugleich ein billiger
hinter dieser kleinen Pension liegen
Dorfes Chailly, in welchem man
Madame de Warrens, der früher
und leichtfertigen Beschützerin von

Das Dorf ist eng, aber hier u
und schöneres Haus sich aus dem
barn hervor. Solchem Hause fehl
liche Gärtchen und ein Stück sauk

jetzt nichts Aehnliches gesehen
auf Blumen. Es ist gar
leben, dessen freigebiger Boden
uns Freuden bereitet. Man ist
glücklich wie ein Kind in ei
gütigen Eltern. Man hat ni
dargeboten wird. Im Norde
auch stellen, arme Leute, mühe
selber darbenden Mutter Erde
müssen, was hervorzubringen i
hart und schwer genug ankom
Nacht genoß ich das farbige L
wahres Glück.

Aber bald hinter Chail
Weinbergen abgelöst und Dies
man endlich das Schloß. Don
hoch gelegen ist, und sich so
durch dasselbe an die Bau
Die Bauart aller dieser Schl
gleich, weil sie ja auch Alle
hatten. Der massive über all
keiten weit überragende Thurm
der Donjon, bildet den Punkt,
Gebäude zusammenlaufen. Ei
der Theil der Burg, ihren welche
meist vierseitige Bedachungen,
Spitzen aus, und hier Waa
gesehen habe, die Höhe in de
überhaupt der Umfang dieser
als z. B. der der Ritterburgen

Heimath. Freilich waren diese Letzte
Ordenskomthureien, in denen gan
Deutschmeister=Ordens sich verschanzt
während hier im Waadtlande nur
ihre festen Häuser gegründet hatten
waadtländischen Adels=Familien ist
Aelteste. Sie besteht auch heute noch
n einer katholischen Linie, die auf
lfer in dem alten Schlosse von Ma
gesessen ist, und in der protestantisch
Schloß von Blonay mit den dazugehör
itzt. Schon am Ende des eilften Jahr
die alten Dokumente des Landes eines
dem sein Oheim, der Bischof von
e Grandson einen Theil der Ländereie
Corsier zu Lehn gab. Im zwölften Ja
die Herren von Blonay als die ersten
es Chablais und des Waadtlandes bez
ie Landeshauptleute, dann wieder nehm
iche Aemter ein. In der Mitte des zwöl
überträgt einer der regierenden Grafen
ich einem Kreuzzuge anschließt, dem Ba
on Blonay die Schloßhauptmannschaft
ie Jahre von 1165 — 1168 bringt dieser
uf einem Kreuzzuge nach Jerusalem zu
ristirte das jetzige Schloß noch nicht.
Blonay, der Sohn des Baucher de Blon
eiligen Grabe gepilgert war, erbaute
175, und seit jenen Ja
on vierundfünfzig

Graffenried das Schloß von
Stammsitz immer in den Hä
geblieben.

Von dem hohen Alter
großen Macht der Familie ist
Schlosses nicht mehr viel zu
und ganz mit Wirthschafts
dessen Stallungen prachtvo
nicht Mörser oder sonstige
riesige Düngerhaufen angef
eine lange Wand des Hau
gehabt haben, und also
einem Rittersaale angeh
Bogenfenster sind halb
mauert, und auf unsere
Schlosses besehen könne,
ein Saal geöffnet, dessen
hatte, und dessen Einrichtung
vielleicht dem achtzehnten
paar in den Wänden
hälter von dunkelm Marmor
Komoden, ein Deckengemälde
vier Brustbilder der alten
sechszehnten und siebzehnten
energievolle Köpfe und
handen und schauten recht
Drei von diesen Köpfen ernst
Brandenburger Markgrafen hal
Kurfürsten, wie Schlüter
Kurfürsten=Brücke in Berli

Herren von Blonay aber sah in seiner (
dem festgeschlossenen Munde, dem kraftvo
sich in der Spitze etwas heruntersenkende
sprechend Theodor Döring in ähnlichen
daß es uns Allen der Reihe nach auffiel.
Bild mit der Unterschrift „Theodor D
Kurfürst" photographiren, so würde sich
glauben müssen, daß es nach dem Leben

Neben diesen vier guten Bildern der
von Blonay hingen noch die Bildnisse ei
des Hauses aus dem vorigen Jahrhunder
und Schmächtigkeit dieser Letztern stach
blütige Mächtigkeit des alten Geschlechtes
ab, als an ihnen die gänzliche Herunterg
Malerei im achtzehnten Jahrhunderte ü
Eben noch hatte ich darüber nachgedacht,
und Pflege diese alten Adelsgeschlechter dur
zu erhalten und sie in ihrer Gipfelung bis
süchtigen und willenskräftigen Familien a
mocht haben, denen bis auf diese Stund
veraine Herrschaft über die Länder und V
ropa zu eigen geblieben ist, während die
weniger begüterten und schwerer arbeitende
so leicht verlieren, und so bald erlöschen
diese Bilder der späteren Besitzer dieses Sch
Gedanken eine andere Richtung, und mir d
wort auf die historisch-physiologische Frage
diesem alten Hause vor den alten Bilder
geworden war.

Jetzt wohnen die Herren von Blonay

en sichern und freundlichen
Bevay und wenn sie zur Somn
und in ihren Wiesen und W
und sie freie Bürger unter d
Vaterlandes. Sie haben keine
gewachen, keine Kreuzzüge mehr
genießen noch des unschätzbaren
das ihre Vorfahren ihnen fest
eine Gegend, die schöner keine

Wir gingen lange auf der
hoch und wallartig an der Hint
dem Lande zu, erhebt. Mächtig
reichen mit ihren Aesten weit ü
fahrt in das alte Schloßthor hir
grün, so starkstämmig wie nur i
mildes Klima ihn werden lassen,
namentlich im Schloßhofe die M
zu dem hohen Dache des Donj
des Hauses wie mit einem Kran
die Mauerbrüstung des Walls se
alle die Dörfer und auf den gar
von Châtelard, la Chièsaz und
die Herrschaft dieser Schloßbewoh

Schöner aber noch und üb
wenn man aus dem Saale au
und nun mit einem Male sich
den See und über das Vorlan
die beiden Alpenketten des Waa
schen Ufers bis hinein in das
Die Schlösser Châtelard u

Clarens aus ansehnlich auf ihren Höhen i
man tief unter sich. Zur Rechten in der G
Schloß la Ponnoire, links hat man auf
Rigi Vaudois die Pensionen von Glion u
die Villa vor Augen, welche eine Gräfin Ri
geborene Trubetzkoi, sich hoch über Glion zu
erbaut hat. Wie auf einem farbigen Tepp
liegen am Ufer des See's Vevay mit seiner
allee und seinem schönen gethürmten Münst
Peilz mit den Rundthürmen seiner frühere
Clarens in seinen baumreichen Wiesen und
lich und friedlich da. Vernex und Montre
Berg hinan, Chillon brütet auf dem T
heißen Roth der Abendsonne, Veyteau schei
men Strahlen in seinem stillen Verstecke scho
mer entgegen zu dämmern, während die
beiden Kirchthürme von Villeneuve nun
Abendsonnenschein erglänzen. Aber all d
verschwindet gegen die Pracht des Feuerb
dem Jura schwebt, und dessen strahlende
wie eine Flammenbrücke sich weiter und
See ausstreckt, daß das Auge den brennen
ertragen kann und sich, Ruhe und Kühlun
Osten wendet. Da freilich kommt die K
ihrer herrlichsten Gestalt entgegen. Da
Schnee zwischen den dunkeln Tannen
Kegeln der Vorgebirge! Da dehnen sich
des Col de Jaman aus, da richtet sich
der Dent de Jamen empor, und von de
gezeichneten Gipfeln der Rochers de Naye

dem sich senkenden Zuge des Mont
bis es sich wieder, gefesselt von dem
schimmer der Dent du Midi, zu de
Gebirge erhebt, und festgehalten wi
der Farben, wie das Wort und die
nähernd wiederzugeben vermögen.

Die Sonne ist bereits gesunken
Ende! -- Aber wie die Erinnern
Menschen reiner und klarer wird,
schieden, so steigt die Erinnerung an
niedergegangenen Sonne höher und i
den Gipfeln der Berge empor, und
strahlender je weiter die Sonne selb
Alles was sie berührt hat, Alles was
haftig geworden, will dies jetzt bew
einmal in der Glorie des entschwun
lassen und schmücken. Das kleinste
ginnt sich zu färben in rosigem Schim
röther wird, bis die flockigen Schaaren
Glanze leuchtenden Wolken, von der
Sonne niedergesunken ist, hoch hinan
Zenith des blauen Aethers, der sich üb
wölbt und an dem das silberne Lich
das Flimmern der ersten Sterne sichtb
ginnen, während all die Licht- und F
Himmels klar wie in einem Spiegel a
Wiederholung feiert. — Ach! es ist ke
der Menschengeist darauf verfiel, sich ei
erdenken. Die Welt ist so schön, daß

Herzens darauf verzichten kann, in ihr
weiter fort zu leben.

Mit dem niedergehenden Tage fuhr
nach la Chièsaz hernieder. Die Kirche de
den Namen gegeben haben, denn chies
Italienischen; und auch an einem G
fanden wir in der sonst in diesem Land
kommenden Aufschrift Tratteria eine
italienischen Wortes Trattoria und dami
an die einstige Herrschaft des savoyen
diese Gegend.

Aber wir waren noch *nicht weit*
untergefahren, als uns noch eine andere
lustigende Ueberraschung zu Theil ward.
wenden Sie sich um!" rief unsere junge
dem Rücksitz saß, und zeigte mit der
hinter uns liegenden Hause, an dessen
ein paar riesengroße Landsknechte gezeichn
ihren Hellebarden in der Hand trotzig W

Das hat ein Meister gemacht! sagten
Munde; und in demselben Augenblicke ri
der ebenfalls mit uns fuhr: „ach! sehen S
halb verlöscht, aber immer noch höchst ch
lebensvoll in jedem Zuge, hatten wir an
Scheune ein Stück von einem Bachuszug
ließen halten. Vor dem Hause stand
ohne auf uns und unsern Wagen und
zu achten, ruhig an der Sense hämmerte,
zurecht zu machen hatte. Er mußte es scho
daß die Leute sich diese Wand besahen.

Wer hat das gemacht, me
gend an.

Einer aus diesem Dorfe!

Jemand also, der hier leb

Nein! es ist ein Herr B
und kommt nur alle Jahre mit s
Er amüsirt sich damit, die W
hier ist. Sie werden da unten

Und so war es in der T
eine Mauer, an der nicht ein
Zeichners oder Malers mit
Hier sang ein Don Quixoti'sch
den hochbusigen Schönen n
seine Liebesklagen zur Mand
zänkisches Weib ihrem Ehega
Auf der einen Wand prügelte
buntem Durcheinander; an
tanzende Skarabin's ihre Bei
liches vis à vis mit dem breit
vor erschrocken einen Sprung
konnten nicht aufhören über di
übertrieben die Chargen biswe
und von dem keckften Frohsinn
Hand enworfen, waren sie sau

Ein Ende unterhalb la
Alleen umgeben in der Ebe
Schloß Hauteville im Style d
dreiflüglich um einen großen
schlossenen Hof erbaut, und w
Die ganze Ebene ist wie ein T

Wirthschaften der Landbauer mit ihren Höfen
Lusthäuserchen und Pavillons in den Wei
einander im Wechsel ab, bis man bei dem
Hôtel, das eben jetzt am Ausgange von
wird, in die Fahrstraße einbiegt, und
Städtchen La Tour de Peilz an der Villa
überkommt, welche sich die verwittwete
Königs Friedrich Wilhelm III. von Preuß
von Liegnitz, hier am See erbaut hat.

Es dämmerte bereits, während wir
und Berner nach unserm Hause in Montre
als wir an unser Fenster traten, war der
den Schatten des Abends verschwunden.
mond war nun zur Herrschaft gelangt,
wohlthätig und mild sein sanftes Licht übe
die Berge und bis in die letzte Ecke unser

Ich habe gestern der schönen Brustb
Herren von Blonay Erwähnung gethan,
noch eine kleine Erzählung, eine rechte klein
hier einschalten, die auf sie Bezug hat.

In den sagenhaften Erinnerungen
die alten Herren von Blonay als ein Ge
mit dem Lande, dem Volke und dem
voyen gut meinte, und zu dem man sich a
und Ritterlichen versehen durfte. Man
Blonay, der sich unter den Vertheidigern
fand, als die Berner und die Genfer es
da er die Hoffnung auf den Sieg verloren
Pferde in das Wasser stürzte, und mitten
Flotte schwimmend, das andere Ufer errei

er dann natürlich von dem Herzoge von
Lehnsherren, sehr wohl aufgenommen wi
Euch nicht zu sagen, daß dieses Ueberschr
unmöglich ist — aber der Glaube hat
Unmöglichen seine größte Freude.

Beglaubigt und sehr anmuthig
andere Erzählung, die sich ebenfalls an
an Schloß Blonay knüpft, und deren
und unter dem Betrachten der schö
mich gern erinnerte. Sie entstammt
Archiven befindlichen Chronik. Zu
Dritten von Savoyen fanden sich, a
Hofstaat in Turin war, eine Anzahl
Banket im Schlosse versammelt. E
verheirathet, aber es waren auch e
unter ihnen, und nachdem man sich
sprächen und in mannichfachen S
kamen die Edelleute endlich auch
Nachtheile des Ehestandes zu red
Ritter meinten, daß ein Mann, de
zu denken habe, niemals so tapf
Junggeselle; Herr Simon von B
allzu langen Jahren sich in die
schlagen lassen, behauptete, daß
eben so frisch, eben so tapfer,
siegessicher als ein Unbeweibter
Edelfrauen eben so des Ruhmes
digung würdig wären als die
sich dies sofort mit der Lanze
so fern sich Einer fände, der

Da stand ohne sich lange zu besinnen, e
der Gegend von Bresse, ein Sire de Cor
Knappen und die Fräulein auf; und da d
wohl inne wurde, daß es damit nicht auf H
schaft, und auch nicht auf Mord und Todtsch
sei, sondern daß die edeln Herren nur au
streit zum heitern Zeitvertreibe in die Schra
wünschten, willigte er darin ein. Er erlaub
Rennen mit abgestumpften Lanzen und für
mit dem Degen. Unterläge der Kämpe für
sollte er zuerst vor des Fürsten noch unverm
dem Fräulein von Savoyen, und dann vor
Edelfräulein, welches der Sieger zu erwähl
Gnade bitten; unterläge aber der Verfechter
keit, so sollte er sein Knie beugen vor des
gebietender Gemahlin und danach ausreisen n
an welchem die Frau des Messire von Blonay
wartete, um vor der hochgebornen Frau
Knieen um Begnadigung zu bitten.

Als man dies festgesetzt und angenommen
die beiden Kämpfer am zwölften Mai des
zehnhundert vier auf dem großen Platze vor
von Turin, wo in aller Courtoisie der Kam
trag kommen sollte, in die Schranken. D
Blonay ritt eine gepanzerte Stute, deren
schwarz und rothem Damast und mit gro
schön geputzt war, und die gleichen Farben
an sich. Der von Corsin aber erschien halb in
halb in grauem mit rothem Sammet aufgeputz
und also war auch der Behang des Pferdes,

Sobald man ihnen ihre Lanzen gereicht
einander mit solcher Geschicklichkeit an,
der Ehe am Rande seines Kuirasses e
der der Unverheiratheten einen
und der ihre Lanzen gleich in Splitter
so daß ihre
zweiten Rennen aber hob Messire von B
aus dem Sattel, daß er niederstürzte
nun sei es um ihn geschehen. Indeß
war sofort wieder auf seinen Beinen
Degen in der Hand zu thun, was seine
Nach des Kampfes Sitte kom
abermals zu Pferde zu steigen, abe
bot ihm höflich an, es mit einem
suchen, und der Kampf begann in
Laune noch einmal. Indeß auch
und in dem Kampfe mit dem S
Blonay sich dem Ritter überlege
kannte, in Anbetracht der Geschi
kommenden Ritterlichkeit den E
als den Sieger an, wenngleich
Unvermählten Ehre wiederfahre
Als darauf de Corsant
gönnt hatte und wieder zu P
er sich vor der gestrengen Fr
Knieen niederzuwerfen. Er
willigen Kniefall vor den
des Hofes und bat sie samm
ihm nicht Uebles denken fo
zu Messire von Blonay m
sagen, wo die edle Frau

er sich aufmachen könne, seine Pflicht zu thu
von ihr zu erheischen. — „Tapferer und ed
gegnete ihm Blonay, in Wahrheit ich we
sagen, wo meine Hausfrau liebden sich jetzt
habe sie jenseits der Berge im Wochenbett
wird entweder im Chablais in meinem S
Pol de Meillerie, oder im Waadtlande in m
Blonay sein."

Ob das nun gleich ein langer und
gefährlicher Weg war, bestieg de Corsa
sein gutes Roß und machte sich, von
meister gefolgt, in aller Eile auf den Weg.
nach dem Schloß von Meillerie, aber weil
dort nicht vorfand, stieg er, obschon es g
ging, in ein Fischerboot, um sich nach B
lassen. Der See war jedoch in eben der
geregt, sie konnten mit dem Schiff nicht vo
und der Tag kam schon herauf, ehe sie in
konnten. Als er den Fuß nun wieder a
setzt hatte, verlangte der Ritter gleich ein P
zu beachten, daß er müde und von der
schlagen sei, dachte er nur daran, wie er si
entledigen möchte, und ritt durch das Lan
Schloß Blonay zu. Die erste Person ab
sichtig wurde, nachdem man ihn einge
Herrin des Schlosses, Dame Catherina,
im Schloßgarten unter den großen Bäum
Neugebornes an der Brust. Als er si
hatte, warf der Ritter sich ihr rasch zu
dreimal laut und kläglich: Gnade! Gna

Darüber erschrack die Dame
sich niedersetzen und fragte
und was er von ihr wolle?
ihr Alles und ein Jedes,
Herren überwunden worden
zogen sei, dem Gesetz des
von ihr das Zeugniß zu erh
und sein Wort eingelöst hab

Als sie das vernommen
lich: „Edler und freimüth
Kämpe der Unverehlichten
Ihr nicht vollauf gethan
kommen! sprach sie. D
baren Frau nicht zukom
Mannes in ihrem Schloß
Euch, Ihr wollet wieder
dort aus von Euren
Euch genehm ist, komm
Eure Bescheinigung und
Also sagte sie, und als

Er ließ es denn
fehlen. Als er vor
hatte Sie in dem gr
gerichtet, und aus
des Hauses und die
fette eingeladen, bei
lande die gute Sitte ist,
vergehende Sonne dem
beisammen fand. Die
Mahl erheben wollte, Als

sagte, nachdem er sich vor der Herrin d
Gebühr verneigt und auf ihr Wohl getr
ist nicht zu meinem Schaden gewesen, vi
ich Eurem Manne unterlegen bin, sonder
und großen Vortheil; denn wie wäre i
großer Ehre theilhaftig geworden, heute
schaft und Verwandtschaft mich zu finde
wahrlich meine Devise „höher hinauf!“ (
bewährt; und ich bin gemeint, daß es a
steht eine Frau zu nehmen, wonach ich
der Verheiratheten besser als jetzt die S
wählten zu verfechten hoffe. Also sprech
sich zierlich zu Yolande von Villette, die
von Blonay, ihrer Base, Seite saß. Da
Fräulein aus gutem altem Hause, aber e
Mitgift und ohne Hab und Gut, so daß sie
aufhielt um Abschied zu nehmen, weil sie
gehen sollte. Da der Ritter sie nun von d
lich anschaute, wurde die Aermste wie ein
und konnte Nichts sagen und seufzte still.

Wie denn die Gäste ihren Rückzug n
Schloß verließen, blieb Ritter de Corsant n
als wenn er sich bei der Dame von Blon
sonderen zu bedanken und zu beurlauben
sagte: Ich sehe, Ihr seid huldreich edle
so sehr als schön; darum hätte ich eine
auszusprechen, gewährt sie mir, so ferne
wollt! — Sprechet, antwortete die edle F
es nicht wider meine Pflicht ist, will ich
zu gutem Ende führen. — So gewinne

sagte de Corsant, bei Eurer S...
die Sache der Verheiratheten ...
sie erblickt, habe ich sie zur D...
und werde sie als solche halten...
Die schöne Base, die sich ...
schlug die blauen Augen nie...
aber versetzte: Verstehe ich E...
so möchtet Ihr mein Vetter ...
lein meiner Meinung ist, wir...
befreien und wird aus Euch ...
Junggeselle seid, in Kurzem ...
machen."

Die arme Yolande wußte ei...
stecken sollte; aber der Weg ...
Natur hatte ihre Liebesfackel war...
geschüttelt, so daß Yolande gar über...
denkend, als wenn es ... sagte.
der Welt, bald leise sagte: Kein ...
Simon, der mein Vormund ... Ja!
wenden hat — so — ...

Messire Simon aber, ... der
Schloß kam, war der liebliche ...
gegen. Er richtete dem lieblichen ...
Hochzeitsgelage in seinem jungen S...
Corsant sagte: Edler Vetter! ich ...
loren, daß Ihr mich besiegtet; ...
gute Frau davon getragen, un...
wider die Verehlichten erhebt, ...
thun; und will ich es mit ihm ...
im Schloßhof von Turin.

Sechsundzwanzigster Brief.

Das Klima und die Pensionen als Kurhäuser.

Montreux, den 20. April 1868.

Nichts habe ich die Mehrzahl der Aerzte unsichrer
unzuverlässiger gefunden als in ihrem Rath bei der
von klimatischen Kurorten, und das ist im Grunde
natürlich. Die Wenigsten von ihnen kennen die
nach denen sie ihre Kranken schicken, aus persön-
Erfahrung, oder wenn sie sie kennen, haben sie
Falls einige Tage als Gesunde in solchem Orte zu-
cht. Ihre Auskunft kommt ihnen in der Regel durch
diesen Kurorten lebenden Aerzte zu, die ein Inter-
aran haben, das Gute von dem Klima und von den
gen Lebensbedingungen zu rühmen, und das
Nachtheilige nicht hervorzuheben, und so mach
der Kranke, der nach einem solchen Kurort g
Vorstellungen davon, welche seinem Bedürfniß
Wünschen, oft weit mehr als der Wirklichke
en. — So geht es auch mit dem Klima am Genfersee,
eines Weges so südlich ist, als man es schildert und
uch seine großen Wechsel hat.

Wir sind Anfangs Juni vorigen Jahres nach Genf
men. Der ganze Monat war naß und schwül, hatte
Gewitter und dazwischen eiskalte, schneidende Nord-
de. In den Bergen lag Alles voll Schnee. Der
der August und der September hatten dan oben

llien aber ein gradezu
, frisch, und eine Luf
Als es danach im Au
tellt wurde, daß wir
, sondern den Winter
ten die Aerzte und di
ten, uns die herrlichsten
losen Witterungsverh
aus nicht richtig gef
des Jahres sei da
ar sei kälter, aber d
im Februar blühten
fast, als sollten wir
ischen Winter begegne
wir hier im Herbst
wir hier hatten reifen

ändern, während de
als eine sehr wünschenswert
Was ich darüber beobachtet h
der zweiten Hälfte des Sep
kalt, so daß die Personen,
sich zu rauh fanden.
, belebte Luft zusagte, war
ehm, obschon die Morgen un
herbstlich scharf anließen, u

in Glion aber ein gradezu
warm, frisch, und eine Luft,
war. Als es danach im Ausg
festgestellt wurde, daß wir ni
kehren, sondern den Winter an
machten die Aerzte und die
riethen, uns die herrlichsten S
winterlosen Witterungsverhält
durchaus nicht richtig gefund
Ende des Jahres sei das
Januar sei kälter, aber der
und im Februar blühten sch
klang fast, als sollten wir a
römischen Winter begegnen;
welche wir hier im Herbste
die wir hier hatten reifen
Glauben an die südlichen
auch während des Winters
aber aus gründlicher Erfah
einem wirklich südlichen Kli
nicht die Rede ist, wenn
gleich zu der unsern, wäh
noch als eine sehr wünschen

Was ich darüber beoba
in der zweiten Hälfte des
Glion kalt, so daß die Pers
es für sich zu rauh fande
frische, belebte Luft zusagte,
genehm, obschon die Morg
sich herbstlich scharf anließe

nöthig machten. Gegen das Ende des Sep tember hatten wir in den Nächten auf dem Rigi Vaudois schon immer Reif, aber die Mittage waren und blieben schön. Am ersten Oktober zogen wir nach Montreux hinunter; am dritten fing es zu regnen an, den vierten lagen die Ber bis zu den Thälern hinab voll Schnee, den fünften schne es in der Ebene bei einem Wetter, wie wir es in [illegible] preußen um die Zeit nicht schlechter haben können; als an dem Tage aus allen Häusern die Kinder mit i[illegible] kleinen Schlitten herauskamen, sagten wir uns, daß keine Schlitten haben würde, wenn der Schnee hie Lande wirklich so selten wäre und nicht liegen bliebe [illegible] zum vierzehnten bildeten Regen, Schnee, Kälte, U[illegible] Brod. War dazwischen ein milderer Tag, so h[illegible] auf 9° Reaumur und glich einem guten Berli[illegible] nachtswetter. Am 14. Oktober wachten wir [illegible] Male mitten im Sommer auf; 12° im Schatten der Sonne. Danach wieder schwere Luft, Nebe[illegible] bis zum 20. Oktober, wo das Wetter sich plö[illegible] hellte und frisch zu werden anfing. Aber diese [illegible] währte auch nur ein paar Tage. Es kamen Ne[illegible] welche die Sonne nicht durchdringen konnte, w[illegible] Morgens um 9 Uhr auf der Mittagsseite 4—9[illegible] und von da ab hob sich für die Morgenstunden mometer nicht mehr; nur die Mittage waren im durchschnittlich wie im Sommer heiß. Das sich jedoch immer nur auf die Stunden von Uhr. In den Nächten fror es, und vom 20. nahm auch die Mittagswärme bedeutend ab. D[illegible] meist windstill war, war die Luft in der Son[illegible]

sieben und acht Gr...
vember stand der Th...
oft auf dem Gefrierpunkt, ...
zum zwölften lag der Schnee fest ...
allen Höhen und in allen Straße...
schlitten nieder, es gab Schlittbahn...
und durch das Land, wir hatten ...
indeß die Luft war niemals scharf...
Behagen spazieren gehen. So gin...
Ende. Die Kastanien, Feigen, Pl...

Alles hatte das Laub schon im ...
nur Laurus, Lorbeer, Taxus und ...
bäume blieben grün, ebenso die süd...
die Stechpalme und Mahonie, auch d...
Kirchhofe von Montreux hielten aus...
Laurus blühten noch, als schon Alles ...
lag. Eine dritte Feigenfrucht kam ni...
erstarrte an den Bäumen.

Anfang Januar gab es Mittags ...
plötzlich am Siebenten Mittags 15° W...
und in der zweiten Hälfte des Januar ...
rauhen Tagen, an denen der Win...
daß er wie ein Meer Wellen schlu...
der Nebel uns einhüllte, als jäh...
doch wieder Tage vor, an denen ...
wollenen Kleide auf den Kieseln ...
und es vor Hitze in der Sonne...

Mit dem Ende des Janu...
der Löwenzahn und das Ma...
Dezember ausgehalten hatten, ...

F. Lewald, Am Genfersee.

Eidechsen hatten mit ihrem Verschwinden und Kommen
ziemlich die gleiche Zeit eingehalten. Die ersten Primel
brachen am ersten Februar hervor, und in dem ganz
Monat war das Wetter, mit Ausnahme eines Tages,
schön, so hell, so warm und so gleichmäßig, daß es
wirklich an Rom gemahnte. Das Blühen auf den W
nahm mit großer Schnelle zu. Es gab Veilchen, Prim
Tausendschön, Immergrün, blaue Pirolen, Himmelsch
Anemonen, Krokus in großer Fülle auf allen Ecken
Enden, aber die Sträuche und Bäume blieben, u
alle Knospen schwellten, noch völlig kahl, und der
nasse, schneeige März, dem Hagel und selbst St
nicht fehlten, hielt das Werden in der Natur
noch zurück. Die Insekten und Vögel machten s
dem schon früh heraus. Am zwölften Februar s
die ersten Schmetterlinge (Füchse und Citronenvög
Die Vögel fingen schon Ende Februar zu sing
namentlich die Buchfinken — und am fünfzeh
sah ich die ersten Schwalben.

Aber auch der April ist, obschon die erste
schönem deutschem Juniwetter glichen, noch äußer
und Thatsache ist es, daß wir von dem ersten
auf diese Stunde unablässig und zwar ganz g
heizen müssen. Freilich behaupten die Waa
sei ein ungewöhnlich kaltes Jahr; einen so f
anhaltenden Winter habe man seit 1789 nic
deß eine Freundin aus Deutschland, die un
hat hier den vorigen März eben so wenig
jetzigen gefunden, und ist auch im vorigen
zehnten April in heftigem Schneetreiben

) — fortgefahren, während eben so n
Verschwinden ... voller Blüthe standen. Dabei sin
halten. Die ersten ... gegenden und an allen Seen die
rvor, und in der ... häufig.
Ausnahme eines ... Trotz allen diesen nicht eben fü
r gleichmäßig, ... haben wir dennoch das Klima als
as Blühen auf den ... funden. Es sind in den sechs ein
Es gab Veilchen, ... ersten Oktober bis fünfzehnten April
ne Pirolen, Himmel... kommen nicht acht Tage vorgekomme
Fülle auf allen ... der Mittagsstunde nicht hätte spazier
r Bäume blieben, ... selbst im Dezember und Januar hat
völlig kahl, und ... denen man stundenweise auf sonnig
agel und selbst ... Freien sitzend verweilen konnte. Da
en in der Natur ... immer weich und doch zugleich erfr
r Vögel machten ... von all den katarrhalischen und rheu
zwölften Februar ... mit denen man sich bei uns in
und Citronenvögel ... herumzuschlagen hat, habe ich hier
Februar zu singen ... meist Kranke hier zu leben pflegen,
und am fünfzehnten ... viel reden hören. Aufgefallen hinge
seit nahezu dreiviertel Jahren der K
...schon die ersten ... Kindern hier am See immerfort
chen, noch äußerst ... so heftig geherrscht hat, daß auch E
von dem ersten Ok... gesteckt und lange damit behaftet ge
zwar ganz gehörig ... im August kamen Familien von Ve
ten die Waadtländer ... Husten zu entgehen, mit ihren Kinde
r; einen so frühen ... und im Winter hatten wir eine Ze
seit 1789 nicht geh... Hause, in der Pension Moser, drei
and, die uns hier ... der davon befallen waren, so daß
so wenig günstig ... standen auszuwandern.
im vorigen Jahr ... Die eigentliche warme Zone de
Schneetreiben von ...

als Winteraufenthalt die Rede sein kann, fängt erst diesseits Vevay und zwar erst hinter der Pension Ketterer an. Der Nordostwind, die Bise, ist, wie ich schon zum Oefteren bemerkt habe, in Genf so scharf, daß selbst gesunde Menschen sehr schwer davon leiden. Auch von Lausanne und selbst von Vevay flüchten Kranke sich vor der Bise in den Wintermonaten hieher, und noch unterhalb der Höhe, auf welcher die im Sommer sehr angenehme und luftige Pension Ketterer gelegen ist, ja selbst am Eingange von Clarens empfindet man die Bise noch bis zu einem gewissen Grade. Nach meinen, bei unsern täglichen Spaziergängen gemachten Beobachtungen, ist die Strecke von der Pension Gabarel in Clarens bis jenseits der Pension Mason in Veyteau der wärmste Theil des Genfersee's. Aber bei der Wahl einer Wohnung und eines Aufenthaltes für Kranke kommen noch andere Rücksichten in Betracht, die ich im Herbste, als ich auf der Wohnungssuche war, gründlich zu erwägen Gelegenheit gehabt habe.

Erstens macht die Höhe, in welcher die Ortschaften und die einzelnen Pensionen gelegen sind, einen von den Fremden, die bei ihrer Ankunft das noch nicht übersehen können, sehr zu beachtenden Unterschied aus. Die Mehrzahl aller Pensionen liegt an der großen Fahrstraße, die sich durch Clarens, die unteren Theile von Vernex und von Montreux, durch Territé, Veyteaux u. s. w. bis nach Villeneuve erstreckt. Diese Pensionen haben sammt und sonders den großen Vortheil, daß sie nach beiden Seiten hin, nach Villeneuve und Vevay, stundenlange Spaziergänge in der flachsten Ebene möglich machen, was für alle Diejenigen, denen das Steigen beschwerlich fällt, ein

wahre Wohlthat ist. — Aber alle
Seite dieses Weges, sind dem S
sie, obschon man es in Abrede stel
dachte gehabt, daß sich in ihnen i
die Feuchtigkeit in den Zimmern füh
In den Pensionen auf dem obe
und vollends in dem oberen Montreu
alle Frage besser, indeß der Weg nac
ist von beiden Seiten so steil, daß di
Pensionen, die Pension Vautier, eben
Personen, die an Brust= oder Herzbesch
harte Prüfung sein muß.

Der Lage nach, ist von allen P
treux, nach meinem Ermessen, die Pen
wir nun bald sieben Monate leben, di
ist auf halber Höhe, dem Bahnhofe, i
theken nahe, und das Aufsteigen zu i
nur gelind. Das Haus, das nur
zwanzig Personen Raum hat, ist vorz
aber da es alt ist, fehlen ihm alle
unentbehrliche Einrichtungen, wie geschlo
Waterclosets, was jedoch durch Heizung de
Vorsichtsmaßregeln von den Besitzern
will, ausgeglichen wird; und mir sind
gekommen, die ihren Verpflichtungen pünk
fälliger nachgekommen wären, als Herr M
Frau.*)

*) Jetzt (1868 im Juni) führt eine Schwester
Moser, der sich bei Vevay angekauft hat, mit gleicher e
werther Umsicht und eben so unermüdlicher Gefälligkeit d

Im Ganzen hat man die gute und gefällige nahme in sämmtlichen Pensionen hier am See zu rüh und von den Prellereien und Behelligungen aller Art, denen man durch die Wohnungsvermiether in Rom häu zu leiden hat, ist mir hier kein Beispiel zu Ohren g kommen. Auch die Beköstigung ist gut, aber die Zei eintheilung in den Pensionen ist unzweckmäßig.

Mit Ausnahme der beiden großen Hôtels, des Schwan in Clarens und des Hôtel des Alpes in Territé, die zwei Mittagstische um zwei Uhr und um sechs Uhr haben, nimmt man in allen Pensionen, das aus Suppe, vier Gängen und Dessert, bestehende Mittagbrod um zwei Uhr ein, und das Abendbrod, das sich aus Thee, kaltem Fleisch und süßem Backwerk ziemlich einförmig zusammensetzt, um sieben Uhr, was für alle Jahreszeiten eine schlechte Einrichtung ist. Im Winter verliert man durch das frühe Mittagbrod die schönen warmen Stunden von zwei bis halb vier Uhr, und die Kranken, welche vor zwölf Uhr nicht das Haus verlassen können, werden thatsächlich auf anderthalb Stunden Luftgenuß beschränkt, da für sie nach dem Mittagessen die Temperatur zu kalt wird; und im Sommer ist man durch das Abendessen um sieben Uhr wieder bei allen Unternehmungen gehindert; ganz abgesehen davon, daß die Eßstunden um zwei und sieben die Benutzung der Eisenbahnzüge und Dampfböte zu Ausflügen fast unmöglich machen — wenn man nicht eben die Mahlzeiten daran geben will. Ein Gabelfrühstück um eilf Uhr, ein Mittag um fünf Uhr würden unverhältnißmäßig vortheilhafter sein, und in der Pension Richelieu in Clarens hatte die dort lebende Gesellschaft diese Zeiteintheilung auch durchgesetzt.

Ein anderer Uebelstand besteht darin, daß
mit Ausnahme der beiden großen Hôtels u
neueren Häuser, wie in Clarens, in der Pension
in der Pension Lorius, und in Montreux, in
von Beau Rivage die Versammlungszimmer
die Zahl der Menschen, die sie herbergen
eng und viel zu niedrig sind. Auch die
zelnen für die Fremden bestimmten Zimmer ist
fern sehr klein, und es kann dies
welche man zahlt, sie wechseln
Etablissements, je nach der
Stuben und der Art der
für die Person, wobei der
Heizung und Licht nicht eing
anders sein. Die Personen,
sind, besondere Wohnzimmer
Tage und am Abende auf
sammlungssälen angewiesen,
namentlich an den Abenden,
und so beklommen wie in ein
daß ich die Leute immer bem
Atmosphäre leben mußten.
diese unventilirten Zimmer ger
lich fehlen Bäder in den Häuse
See ist nicht der Art, daß Kra
ohne Gefahr außer dem Hau
einzige Badeanstalt unten am Wa
unvollkommen. Es ist aber keine
sechs Monate der Wohlthat eines B
und selbst in unserm so gut gehaltene

nur auf ausdrückliche Anordnung des Arztes Bäder in
unsern Zimmern erringen, die dadurch hoch genug
stehen kamen.

Was im Gegensatze aber in allen Pensionen i
Uebermaß vorhanden ist, das sind Klaviere; und ich rech
das Musikmachen thatsächlich zu den Uebelständen, we
für wirklich Leidende das Leben in den Pensionen
bedenklich machen. Unser Haus ist, wie ich vorhin
merkte, klein, und doch hatten wir außer dem Pianin
dem Saale, das dem Hause zu eigen war, durch
Monate noch vier andere von den Fremden gemie
Klaviere im Hause. Von diesen stand das Eine ge
über unserm Wohnzimmer, das Andere neben der Sc
stube, ein Drittes uns gegenüber auf unserm Flure.
Morgen von neun bis eilf Uhr spielte fünf Monate
die vierzehnjährige Tochter einer sehr unangenehmen e
lischen Familie, den Karneval von Venedig und noch z
andere Stücke, die ihr ganzes Repertoir ausmachten; a
Morgen hämmerte um dieselbe Zeit eine junge Russin
die ein wahres Muster von Talentlosigkeit war und d
wir ihres entsetzlichen Anschlags wegen, immer nur den
„Harttraber“ nannten, den rothen Saraphan und ein
Arrangement des Freischütz und des Oberon; und gleich
zeitig spielte eine brustkranke Schweizerin, deren hektisch
funkelnde Augen ich im Geiste immer vor mir sah, wenn
ich sie die wilden Passagen hinunterjagen hörte, di
brillantesten Salonstücke. Alle diese Frauenzimmer war
von Grund aus unmusikalisch; und zwar in dem Grad
daß es keine von ihnen störte, wenn die elendesten Straß
musikanten während sie übten, in haarsträubenden Di

anzen unter ihren Fenstern dazwischen quinquel
icht einmal — nein zehn, zwanzigmal —
agesessen und diese drei Pianino's und die
pieler oder Orgler gegen einander an= und du
wüthen hören, daß ich oft gedacht habe: warum
as nicht gekannt? Er hätte einen eigenen
dafür errichtet.

Und da half kein Bitten! kein Vorstellen
noch toller als wir es vor Jahren im K
Schlangenbad erlebt hatten. — Keinen Aug
Tages war man vor der sinn= und zwecklosen M
gesichert. Als ich einmal der Mutter des S
selbst krank war aber wohl starke Nerven habe
bedenken gab, daß es doch unbillig sei, sich Kr
über so rücksichtslos in seinen müßigen Neig
zu lassen, sagte sie, die armen müden Au
hebend: „Que voulez-vous ma chère? Das
ändern. Unten in Beau Rivage liegt ein La
uns im Sterben und man musizirt in a
rund umher!" Sie schien diese rohe Eigen
Naturnothwendigkeit anzusehen. — Ganz ebe
einer mir befreundeten Dame in der großen Pe
als sie sich darüber beschwerte, daß man bis
gens tanze und ihren Kranken damit störe,
Bescheid: „die Pension sei kein Hospital":
später, als ihr Mann schwer darnieder lag,
Glück zu betrachten, daß sie ihn in einem Zi
bringen konnte, in welchem er weder von der M
den eben so lästigen Bällen zu leiden hatte.

Ich erwähne dieser Pianomanie nicht zum Scherze, sondern ganz mit Absicht, um diejenigen, die sich in Pensionen einmiethen wollen, zu der nöthigen Vorsicht zu bewegen. Man muß es sich ausdrücklich ausbedingen, keine Klaviere neben sich zu haben. — Waren wir wohl, so lachten wir gelegentlich, wenn der Hartträber die heitern Weber'schen Melodien mit dem Humor eines Menschen spielte, der zu seiner Hinrichtung geführt wird; und wir lachten dann auch über den unglücklichen Engländer, den, mit ihren drei unabänderlichen Stücken, einzufangen, Miß Charlotte wie ein Dompfaffe abgerichtet wurde. War man aber unwohl, so wurde dies Gedudel zu einer fast unerträglichen Marter; und wenn wir nun das ominöse a-d hörten, mit dem der Karneval von Venedig anhob, während neben an der Saraphan mitten im Jungfernkranze schwelgte, und die großäugige Schöne Schulhoff oder Lißt zum Besten gab, fuhr es uns durch alle Nerven. Es war als wäre man unter Wahnsinnigen und würde gezwungen ihren Hexensabbath mitzufeiern.

Ich habe mich dieser Erfahrung gegenüber oft gefragt, in welcher Zeit und in welchem Volke man auf den Einfall gekommen ist, den Unterricht in der Musik, und die Fähigkeit wohl oder übel Klavier spielen zu können, als eine der wesentlichsten Bedingungen in der Erziehung und Bildung der Frauen anzusehen, und ich weiß darauf die Antwort nicht; aber es wäre der Mühe werth, dem Dinge nachzuforschen. Ich glaube, das hat die virtuosistische Schule auf ihrem Gewissen. Zu der Zeit unserer Klassiker war die Musik noch nicht das vorherrschende Element in der Frauenerziehung. Göthe's Lilli, Anna

lisabeth Schönemann, wird
che Klavierspielerin gerühmt;
uch am Klavier besungen; die
frau und Schwägerin) waren
n den vertrauten Briefwechseln
nimmt doch die Musik keine
und so oft ich dies Thema in
handelt habe, ich kann nicht
hervor zu heben, daß es eine
musikalische Menschen in Musik
habe nie erlebt, daß die geistige
Musik angelegten Menschen durch
Musik auch nur um einen Grad
ihm auch nur irgend ein fruchtbringender
durch erzeugt worden wäre; und heute noch
— obschon ich die Musik liebe und sie wohl
weiß — daß man ihre Uebung mit sehr besti
nahmefällen aus der Erziehung der Mädchen
bannen, und ein gründliches Studium der Ge
Litteratur oder irgend einer Naturwissenschaft
Stelle setzen muß, wenn man die Kultur d
überhaupt vorwärts zu bringen beabsichtigt. —
in den Badeorten und Kurorten das Musik
gut Glück in allen Zimmern betrieben werden darf,
hört beinahe unter den Bereich der Gesundheit
und es werden auch in solchen Orten noch ein
sikalische Turnhallen errichtet werden, in denen
tuosistische Fingergymnastik geübt werden kann,
die ganze übrige Gesellschaft von diesen musik
Evolutionen zu leiden hat, bei denen mitunter

in unserer Pension, die Hunde vor Verzweiflung zu heulen und die Kellner und Hausmägde seufzend zu klagen pflegten „daß das ewige Gespiele sie ganz wirr im Kop[f] mache!“ Wir haben in den sechs Monaten den Ka[r]neval von Venedig mindestens sechshundert und den Sa[...] phan und den Jungfernkranz sicherlich tausendmal wiederh[...] hören. Wenn das nicht einen verstumpfenden Ein[fluß] auf diejenigen haben soll, die diese Stücke spielen, so [kenne] ich die menschliche Natur nicht mehr. Wie wenig F[...] giebt es, die sich hinsetzen, ein schönes Gedicht von [...] einen geistreichen Ausspruch von ihm, einen tiefsi[nnigen] Gedanken von Schiller oder Herder so lange zu les[en, bis] sie solch ein wahrhaft Förderndes und Erhebendes verstanden, es sich völlig angeeignet, es auswendig [...] haben! Aber Jahre und Jahre einen Chopin'schen [...] alltäglich zu spielen und wieder zu spielen, Ja[hre und] Jahre ein und dieselbe Etüde zu üben, werden [...] nicht müde; und es würde um die Mütter [...] herinnen unserer Kinder doch bald anders ausse[hen, wenn] sie an einen Gedanken von Fichte oder Ka[nt den] zwanzigsten Theil der Zeit wenden wollten, di[e sie auf] Ergründung und Einstudierung irgend eines [...] Scherzo zu setzen, sammt und sonders nöthig, [...] Ordnung finden.

Im Uebrigen ist das Leben in den [...] Genfersee sehr einförmig und still, und ich [...] beruht für Viele die Heilsamkeit des hiesigen [...] Man geht nach Sonnenuntergang nicht au[s ...] zwischen den einzelnen oft näher, oft weiter [...] gelegenen Pensionen herrscht für Abendbesuc[h ...]

inger Verkehr, und es kann
eben, da es an billigen Fuhr[illegible]
Ein einspänniger Wagen, den
auß, kostet für die kleinste Tour
Abendbesuch für Jemand, der
neiden hat, sechs Franken kostet. Die
doch nicht daran wenden mag.

In dem Hôtel des Alpes [illegible] hat [illegible]
im Spätherbste einen Ball gegeben [illegible]
deten, hier am See lebenden Landsleute und seine [illegible]
die denn auch von Vevay und Lausanne u. f. [illegible]
geeilt sind. In Beau Rivage hat man [illegible]
halb der Hausgenossenschaft einmal Komödie ge[illegible]
ist's, so weit ich davon gehört, überall sehr [illegible]
gangen; und nur in der großen Pension Bau[illegible]
giebt auch eine kleinere Pension des Namens [illegible]
allwöchentlich getanzt worden. Eine polnische [illegible]
die Anregerin und Veranstalterin dieser Feste, [illegible]
die übrige Gesellschaft des Hauses später auch mit [illegible]
Bällen dankbar bewiesen hat, und Gesunde und [illegible]
süchtige und Herzkranke haben dort ihre Galop[illegible]
Quadrillen bis an den hellen Morgen ausgeführt [illegible]
habe an diese Vergnügungen niemals denken können [illegible]
daß mir Holbein's Todtentanz und die Radierungen [illegible]
verstorbenen genialen Alfred Rethel eingefallen [illegible]
denen er das Erscheinen der Cholera auf dem Op[illegible]
in Paris dargestellt hat. Der Tod spielt grins[illegible]
Fiedel und die ihm verfallenen Opfer tanzen ihm in [illegible]
tischer Lust entgegen.

Die große Pension Vautier ist übrigens bei der

uristischen Gesellschaft die beliebteste in Montreux,
hatte so viel zu ihrem Ruhme sagen hören, daß
t Herbste recht bedauerte, in derselben nicht mehr
s zusagende Wohnung frei gefunden zu haben.
bin ich mit diesem Mißgeschick sehr wohl zufrieden
Sie liegt nämlich, wie ich vorhin erwähnte, für
der nicht gern steigen mag, zu hoch, liegt dabei
luftig als alle anderen Pensionen und ist, wie
nt, über ihr rechtes Maaß hinausgewachsen. Sie
mehr eine Pension zu nennen; sie ist eine aus
ptthause und drei, vier jenseits der Straße ge-
Dependancen bestehende Kolonie. Es sind fast
wischen 120—150 Personen in dem Hause ver-
rden, und für solche Menschenmasse schien mir
wendige Organisation, schienen mir Portier und
s ich die nothwendige Hauspolizei eines solchen
esens nennen möchte, ganz und gar zu fehlen.
ßte sich oft durch elende Anbaue und Treppen
idore voll allerlei Hausrath herumtreiben, [illegible]
n Menschen fand, von dem man erf[illegible] konnte
ersonen wohnten, die zu sehen [illegible]
von jener auf das Bedürfniß [illegible]
n und den einsamen Kranken vers[illegible]
nn bei dem besten Willen der Be[illegible]
erten und nicht in großem St[illegible]
ent auch nicht die Rede sein.
mmer mehr zu den kleineren [illegible]
wie in unserem nicht genug zu rühmenden Hause
liches Verhältniß mit den Wirthen möglich wird,
Mittel es ihnen nicht gestatten, in eines der

roßen Hôtels zu ziehen. Unsere
Pension Gabarel und die Pension
en Vorzug, daß ihre Besitzer
ind, welche bei den Mahlzeiten
das unter Verhältnissen höchst
ind obenein Damen, deren Aufsicht
unge Mädchen, die eine Kur zu machen
ich anvertrauen können, da
Laurius lange Erzieherinnen gewesen.
Hôtels aber würde ich in erster Reihe das Gabarel
wählen, das eben zwei Mittagstafeln um zwei
Uhr, Bäder, ein Billiard, eine Menge mit
Gallerien, große schattige quellenreiche Gärten,
einen Omnibus und Fuhrwerk besitzt, so daß
einer sehr schönen, wenn auch von Montreux
fernten Lage, sich alles das zusammen findet,
in den andern Häusern theilweise entbehrt.
dazu die Bewirthung und Bedienung sehr.
auch von Beau Rivage, in dem gleichfalls
halten wird; und ich wiederhole es ganz
Klagen habe ich in dem ganzen Jahre, das wir
Genfersee zugebracht haben, über keines der Häuser
in denen Fremde aufgenommen werden. Man
Gegentheil überall nur Gutes zu rühmen, und das
— wenn man bedenkt, welche verschiedenen Ansprüche
den oft sehr anspruchsvollen Fremden erhoben werden
sicherlich im hohen Grade für den Charakter
Bereitwilligkeit der Wirthe, mit denen man's zu
hat. —

Siebenundzwanzigster Brief.

Eine Fahrt nach Vevay.

Den 30. April 1868.

Heute ist für unsere hiesige Lebensweise, deren sanfte Einförmigkeit etwas Einspinnendes hat, der Tag voller großer Ereignisse gewesen. Morgens begleiteten wir eine liebe Hausgenossin, die Gräfin Sophie von J......, mit der wir vom Oktober ab hier zusammen gewesen waren und die uns von Herzen werth geworden ist, nach der Eisenbahn. Sie ist von polnischer Abkunft, altem adligem Geschlechte angehörend, aber von Eltern, die sich freiwillig expatriirt hatten, in der Schweiz geboren, und eine in jedem Sinne feine und edle Natur. Weichen Herzens, von einer Güte, die sich für den Geringsten bewährte und nie verleugnet, geistreich, vortrefflich unterrichtet, sehr musikalisch, in deutscher Litteratur heimisch wie nicht viele Ausländer und lange nicht alle deutschen Frauen, anspruchslos in jedem Betrachte, und äußerst duldsam, obschon sie selbst eine strenge Katholikin ist, war sie uns eine wahre Erquickung in diesem — an solchen Elementen in der That nicht reichen — Hause. Ich habe nie eine fleißigere Frau gekannt, nie Eine, der das stille, sanfte Fleißigsein so natürlich anstand, und die einen solchen Wechsel in ihre Beschäftigungen zu bringen, sich und Andern das Leben so zu verschönern wußte, als sie. Es ist wirklich eine

reude einem solchen Wesen
is hoffentlich nicht zum letzten
Mittags trugen wir in
itze, auf gut altpreußisch:
Salz und ein Geldstück mit
Wohnung, welche der treffliche
Teriten beziehen soll, nachdem
ewohnt hat. Möchte ihm Gutes
ahren und das Leben darin ihm
iebe das Aufrechterhalten solcher
ehr; sie gehören zu dem Kultus,
icht entbehren können, welche mit
ositiven Religionen keinen Zusammenhang
und da wir armen Sterblichen mit unserm
zwischen den beiden Polen der Hoffnung und
schweben, steht es uns wohl an, denen, die
und lieben, bei den Abschnitten und Wende
ihrem Leben ein Zeichen zu geben, das ihnen
wir hoffen und wir wünschen für Dich Glück

Nachmittag da — wie Platen es nennt
Tag verkühlet" — kam uns der Gedanke, daß
schön sein müßte, einmal am Quai Sina in Be
zieren zu gehen, und wir hatten grade noch Zeit,
zu erreichen, der von der italienischen Linie hier
dreiviertel Uhr eintrifft. Um sechs Uhr stiegen
dem Bahnhofe in Vevay aus, und dabei ward
inne, daß ich seit Mitte November nicht mehr in
nicht über den Distrikt hinausgekommen war, den
Fuße gehend, nach der einen oder der andern Se
einer Stunde erreichen konnten. In meiner stillen

friedenheit mit unserem hiesigen Aufenthalte, bin ich das
gar nicht gewahr worden; aber Vevay gefiel mir deshalb
um so mehr.

Der Ort hat etwas vornehm Freundliches. Der
schöne große Platz am See, zu seiner Rechten das reizende
schloßartige Haus der Familie Couvreux, unter dessen
Garten die prachtvollen Baumreihen der Promenade sich
gegen Westen hin erstrecken; die alte, hoch über der Stadt
auf den grünen Hügeln thronende St. Martinskirche mit
ihrem schönen angloromanischen Thurme, sind sehr eigen-
artig und sehr lieblich. Links von dem großen Platze liegen
die beiden langen, die ganze Stadt durchschneidenden
Straßen: die Rue du Lac und die Rue du Simplon,
während am See, mit ihnen parallel, die neuen Quais:
der Quai Sina und der Quai Perdonnet, sich ebenfalls
bis zum Ende der Stadt, fast bis zu dem baumreichen
Platze am Eingang des benachbarten Städtchens La Tour
de Peilz fortsetzen.

Der Ort ist anheimelnd, obschon sein Klima sicherlich
nicht eben das Beste ist. Der große Platz ist dem Winde
sehr ausgesetzt, ist dabei in warmer Jahreszeit sehr heiß
und die enge, ganz sonnenlose Rue du Lac erscheint wie
ein Keller kalt, wenn man aus dem Freien in sie eintritt.
Vevay kommt mir bisweilen wie eine der kleinen deutschen
Residenzen vor, dann wieder hat es etwas Französisches.
Ich meine, das Erstere rührt davon her, daß Vevay für
seine Größe, bei ansehnlichen Bauten nicht sehr bevölkert
ist; das französische Ansehen aber gewinnt es durch die in
schönen Höfen liegenden, mit Eisengittern gegen die Straße
abgeschlossenen palastartigen Häuser der verschiedenen reichen,

:er angesessenen Familien. So oft ich in Vevay war, ɩbe ich bald an Gotha und Meiningen, bald an das aubourg St. Germain gedacht. Die stille Rue du Simplon, der einsame Platz, auf welchem das Stadthaus egt; die in jedem Betrachte wohl, ja reich versehenen nd auf das Bedürfniß ausländischer Käufer eingerichteten Magazine der Rue du Lac, gehen eigentlich weit über das Maaß einer Stadt von etwa siebentausend Einwohnern inaus; und man kann und muß in gewissem Sinne Vevay wie einen der Badeorte betrachten, deren halbe Bewohnerzahl sich aus den Fremden zusammensetzt. In Vevay nd im Winter förmliche Kolonien von Russen anzutreffen, und zwar, wie man mir sagt, von Russen us der vornehmen Gesellschaft, während die Engländer, ie im Winter dort verweilen, nicht eben zu den Begüterten zu zählen pflegen. Der Zug der Engländer geht, venn sie die Mittel dazu haben, in der Regel über die Alpen hinaus, nach Süden hin.

Als ich vor einundzwanzig Jahren zuerst in Vevay var, endete die Promenade am See mit dem großen Platze. Die Hinterhäuser der Rue du Lac, welche alle vorspringende Terrassen hatten und noch haben, lagen hart am See. Das Wasser spielte an die Mauern heran, und aus den meisten Häusern, auch aus demjenigen, welches ich bewohnte, stieg man, durch ein kellerartiges Gewölbe unter der Terrasse gehend, direkt in das Boot, das in einer Art von Grotte dort angebunden und vor dem Wetter geschützt zu liegen pflegte, grade wie an den venezianischen Palästen. Die jetzigen Quais hinter der Rue du Lac sind neuen Ursprungs. Sie sind dem See durch Eindämmungen

abgewonnen, und verdanken ihre Entstehung zum Theil der Freigebigkeit des in Wien angesessenen griechischen Bankiers, des Baron Sina, nach dem der eine Quai auch seinen Namen führt.

Ohne die Stadt zu berühren, gingen wir gleich rechts von der Eisenbahn nach der Vevayse und folgten ihrem Ufer. Alle diese Bergwasser muß man im Frühling sehen, wenn der Schnee auf den Gebirgen unter dem Strahl der heißen Sonne schmilzt, und die Fülle des Wassers rauschend und brausend über und zwischen den Steinblöcken, welche frühere Wasserfluthen von den Bergen losgerissen und zu Thal geführt haben, sich ihre Bahn sucht. Die grauen Wellen schossen mit Pfeilesschnelle durch die Blöcke hin, sprangen an ihnen in die Höhe, stürzten aufschäumend über sie hinweg, schon im Niederfalle von den nachfolgenden Wellen verschlungen, bis Wellen an Wellen drängend, und immer kürzer werdend, je mehr sie sich der Mündung des Flusses näherten, dem Auge zuletzt nur noch ein wildes chaotisches Durcheinander zeigten. Aber man konnte es eine ganze Strecke weit verfolgen, wie aus der ziemlich breiten Mündung des Flusses das trübe fahle Schneewasser sich in den See ergoß, der dem Eindringlinge widerstrebend, eine Weile zaudert, ehe er das kalte graue Wasser in seine warme blaue Fluth aufnimmt und sich mit ihm vermischt.

Die Aussicht, wenn man an dem linken Ufer der Vevayse auf den Quai hinaustritt, ist wunderschön. Die Umgebung ist allerdings hier nur ländlich und ärmlich im Vergleich zu dem östlichen Ende desselben. Einzelne Hütten von Fischern und unbemittelten Leuten bewohnt, Netze, die

am Ufer zum Trocknen hängen, einige Kähne mit eingerefften Segeln. Aber gradeüber die prachtvolle lange Reihe der Gebirge, die Gipfel noch alle mit Schnee bedeckt, die Thäler schimmernd in dem frischen Grün des ersten Frühlings. Und man sieht hier von Vevay weit tiefer in das Rhonethal und in das Wallis hinein, als von Montreux aus. Während in Montreux die Ferne von einigen Punkten mit der Dent du Midi schon völlig abschließt, und die Aiguille d'Argentiere eben nur an einzelnen Stellen, z. B. von dem Landungsplatze in Vernex, deutlich hervortritt, sieht man von dem Quai in Vevay, hinter der Dent du Midi sich den schönen Mont Velan und den Mont Cotogne erheben, der wie eine Schnee-Pyramide sich in regelrechter Form gen Himmel richtet, und ebenso wie die Dent du Midi in der Formation etwas Trotziges hat. Es ist sonderbar genug, aber wenn man so Jahr und Tag diese Berge vor sich hat, kommt man dazu, sich dieselben zu personifiziren. Sie gewinnen etwas Titanenhaftes für die Phantasie, und mit all meiner modernen Bildung, und mit dem Wissen über die Entstehung der Gebirge, betreffe ich mich alle Augenblicke auf ganz heidnischen Vorstellungen, in denen sich mir die einzelnen Berge von dem Ganzen loslösen und einen besonderen Charakter für sich gewinnen. Dabei drängt sich mir denn auch immer die Erkenntniß auf, wie die Götterbildung und die Gottbildung unter allen Völkern und in allen Zonen nur in der freien Natur geschehen konnte. Hätte die Menschheit von jeher in Städten, oder auch nur in großen Gruppen und Massen nebeneinander gewohnt, so würde sie nie darauf gekommen sein, die Naturerscheinungen zu individualisiren und sie

von der Wirklichkeit so völlig loszulösen, daß sie sie bis zur Göttlichkeit zu idealisiren vermochte.

Auf den steinernen Brüstungen des Quai's saßen ein paar deutsche Knaben und angelten. Einige ebenfalls junge Engländer kamen die Stufen vom Wasser hinauf, sie hatten eine Segelfahrt gemacht. Vevay hat eine Menge Erziehungsanstalten, man hört auf der Promenade junge Leute und junge Mädchen in allen Sprachen reden, wenn man darauf achtet.

Wir gingen den ganzen Quai entlang. An seinem östlichsten Ende, da wo der Flecken La Tour de Peilz anfängt, wird ein recht großes Hôtel, das Nouveau Hôtel du Lac erbaut, es soll indessen kleiner als das Grand Hôtel im Osten von Vevay sein, das wir noch nicht gesehen haben.

Gleich neben dem Hôtel du Lac hat die große Syllig'sche Erziehungsanstalt ihren Turn- und Reitplatz, ihre Schwimmanstalt und ihren Garten. Wir gingen durch die Straße bis zu der alten Burg hinab. Das ganze alte La Tour ist einst befestigt und für jene Tage stark befestigt gewesen. Nach La Tour warfen die Grafen von Savoyen oder ihre Kastellane sich, wenn sie sich in den anderen Festen des Landes nicht mehr halten konnten, und die am Wasser sehr günstig gelegene Burg ist auch die größte aller Festungen an dieser Seite des Genfersee's.

Die dem Lande zugewendete äußere Burgmauer steht noch aufrecht, von zwei starken Thürmen schön flankirt. Gegen die sonstige Gewohnheit ist ein gothisches Fenster, dessen wohlgeformte Pfeiler noch erhalten sind, in diese Mauer gebrochen. Neben dem westlichen Thurme steigt

eine herrliche Tannengruppe empor, und wie ein treuer Diener und Vasall des Hauses erhebt sich der Epheu an der einstigen Stattlichkeit desselben, während er mit seinen tausenden von Armen den gegenwärtigen Verfall so zu verbergen weiß, daß er ihn zur Schönheit umgestaltet.

In dem großen Hofe ist ein bürgerliches Wohnhaus aufgerichtet. La Tour de Peilz gehört jetzt einer Madame Rigaud aus Genf; aber man hat in dem einen noch bewohnbaren Thurme eine Sammlung von alten Waffen zusammengebracht, die jedoch nicht viel bedeuten will.

Als wir aus den Zimmern herauskamen, fuhr Besuch im Schlosse vor. Fröhliches, junges Volk in modischer Kleidung. Ein junger Mann, der den kleinen Phaëton selbst geführt hatte, lehnte, als man ihm die Zügel abgenommen, sich an den zierlichen gußeisernen Ständer an, der die Gaslaterne am Eingangsthore trug. Der Jüngling, der sich sein schwarzes Bärtchen strich, die geputzten beiden Mädchen und die Gaslaterne machten einen starken Gegensatz zu den altersgrauen Mauern, auf denen im Jahre 1476 Herr Peter von Gingis im Kampfe gegen die Berner fast mit allen seinen Mannen den Tod gefunden hatte.

Wir gingen an den Mauern in dem ehemaligen Festungsgraben herum. Es muß leicht gewesen sein ihn vom See aus unter Wasser zu setzen. Jetzt ist er halb voll geschüttet und zum Theil als Gartenland für Gemüsebau benutzt. Große Bäume und schönes Strauchwerk wachsen in dem nicht bepflanzten Theile aus dem blutgetränkten Boden auf. Ein prachtvoller Rasen grünt über der Stätte der einstigen wüsten Kämpfe, und Tausende

von Himmelschlüsselchen und ganze Büschel von blauen großaugigen Vergißmeinnicht nickten in dem beginnenden Schatten des Abends, während in den Gipfeln der Bäume, auf denen noch die Sonne wärmte, unzählige Vögel ihr Abendlied sangen.

Unwillkürlich fragte ich mich wieder einmal, wie wird das Geschlecht denken und empfinden, welches nach andern vierhundert Jahren so auf den Trümmern der Festungen von Danzig und Stettin, von Ehrenbreitenstein und Mainz umhergehen wird? Und ich mußte mir sagen, daß von diesen Festungen kein Stein auf dem andern bleiben wird, wenn man einmal dahin gelangt sein wird, sie als unnütz und den Krieg als ein Verbrechen zu betrachten. Sie sind in ihrer Kolossalität auch viel zu häßlich, als daß man nicht wünschen müßte, die letzte Spur ihres Daseins von der friedlich gewordenen Erde verschwinden zu sehen.

Wir gingen noch einmal in den Schloßhof hinein und wieder in den Festungsgräben auf und nieder, bis es kühl zu werden anfing. Wie sich dann der Schatten der Nacht tiefer und tiefer über den blühenden Rasen niedersenkte, war es, als hörte man, da die Vögel zu verstummen anfingen, eine alte Melodie in den Wipfeln erklingen, die der aufsteigende Abendwind mit seinem frischen Hauch bewegte. Und wie wir recht danach hinhorchten, erkannten wir die Klänge. Es war ein altes Reiterlied, ein Lanzknechtslied:

Kein schönrer Tod ist auf der Welt
Als wer vor'm Feind erschlagen
Auf grüner Haid' im Freien fällt,
Darf nicht lang Leide tragen!

O! traur'ger Tod, wer ganz allein
Muß an den Todes-Reigen,
Hier findet er Gesellschaft fein,
Als wie die Kräuter im Mai'n!

Ob es wirklich aus den Wipfeln tönte, ob es nur in uns erklang bei dem Blick auf diesen mit Frühlingsblumen übersäeten Rasen, auf dem so manches Leben ausgehaucht worden ist, das weiß ich nicht. Genug wir hörten's — und wir sangen's auch so vor uns hin.

Achtundzwanzigster Brief.

Eine Fahrt in's Rhonethal.

Den 30. April 1868.

Wir kommen wirklich in den Zug der Vergnügungen wie „die Lustigen von Weimar", aber es ist etwas Ueberwältigendes in solchem Frühlingswetter, wenn man nicht in den Mauern der Städte sitzt, in denen man das Werden in der Natur gar nicht recht bemerkt. Hier fühlt man an jedem Morgen, so wie man nur die Augen aufschlägt und an das Fenster tritt, die Macht jenes Zaubers, den Göthe so vollkommen in den Worten wiedergegeben hat, „es windet und schraubt mich aus Zimmer und Haus". Und wir haben auch heute nicht in den Stuben bleiben mögen. Dazu liegt etwas sehr Verführerisches in der Nähe einer Eisenbahn. Wenn man mit wenig hundert Schritten Dampfschiff und Eisenbahn erreichen, wenn man in einer Stunde, in einer halben Stunde, einer Viertelstunde an einem andern und obenein an einem schönen Orte sein kann, so ist man bald auf dem Wege. Das ist etwas Reizendes hier sowohl wie an den Ufern des Rheines und im Taunus und in allen schönen Gegenden. In großen Städten, die obenein wie Berlin in unschöner Umgebung liegen, wird man in seinen vier Mauern unbeweglich, als gehörte man zu ihnen und wäre wie sie in den Boden eingefugt. Man denkt zuletzt gar nicht mehr daran, daß man fort kommen könnte und man kommt auch nicht fort.

Gestern um halb neun Uhr waren wir von Vevay urückgekehrt, heute früh waren wir schon wieder im Waggon, und sausten an Veyteau und Chillon, an der eizenden quellenreichen Pension Printanière, die wirk- ich ein entzückender Frühlings- und Sommeraufenthalt ein muß, dann an Hôtel Byron vorüber nach Villeneuve md in das Rhonethal hinein.

Villeneuve ist ein kleiner unansehnlicher Ort von mderthalbtausend Einwohnern und natürlich seiner Zeit nuch befestigt gewesen. Bädecker lehrt, daß die Römer dort eine Niederlassung gehabt, die Pennilucus geheißen hat, und Murray versichert, daß in dieser Ebene am Fuße des Mont d'Arvel hundertsieben Jahre vor Christi Geburt ein helvetischer Häuptling, Diviko mit Namen, den römi- schen Feldherrn Lucius Cassius geschlagen und die Römer gezwungen habe, durch das Joch zu gehen. Das wird ihnen, da sie hier in den Bergen vermuthlich Nichts zu suchen hatten, zur Strafe für ihre Eroberungsgelüste auf jeden Fall sehr heilsam gewesen sein. Wenn das Wetter aber so herrlich und das Jahr so jung ist, daß man selber wieder einmal dazu kommt, wie in der Jugend völlig nur in der Gegenwart und im Genuß des Augenblicks zu leben, so sind Einem Vergangenheit und Zukunft auch wie gar nicht vorhanden; und es war uns heute in der schönen Stunde völlig gleichgültig, was hier einmal geschehen sei, oder was künftig einmal hier geschehen werde. Der Him- mel war blau, die Berge grünten von ihrem Fuße bis an den Rand der Schneegipfel hinauf, und diese funkelten in der Sonne. Auf den sumpfigen Wiesen stand das Wasser so hoch, daß die Weiden und die Pappeln und

die Obstbäume, die selbst auf diesem nassen Grunde in schönster Blüthe prangten, sich in den Wassern spiegelten, und die gelben Butterblumen, die größer und schönfarbiger waren als ich sie noch irgend sonst gesehen, glänzten auf ihren blanken fetten Blättern wie Gold in diesem Sonnenschein.

Sieben Monate hindurch war die vorspringende Ecke des waldigen Mont d'Arvel für uns das Ende der Welt gewesen, und hätte ich nicht aus früheren Tagen die Erinnerung gehabt, daß dahinter das Rhonethal sich aufthue, ich hätte glauben können, der Weg in den Tartarus fange dorten an.

Die Stationen sind auch hier, wie überall in der Schweiz, sehr kurz, und die Ortschaften, durch die wir zogen, lagen sämmtlich an der linken Seite der Bahn, an dem Fuße des Gebirges, denn zur Rechten ist bis an den Rhone hin Alles Wiesenland und Sumpf. Zunächst kam Roche, wo der Dichter Haller in der Mitte des vorigen Jahrhunderts sechs Jahre lang als Direktor der Salinen von Bex gelebt hat. Dann fuhren wir an Yvorne vorüber, das höher liegt als Roche, und das den besten weißen Wein in diesem Theil des Landes baut. Er hat, wie mir scheint, Aehnlichkeit mit den leichten weißen Burgunderweinen, soll aber bei längerem Gebrauch die Nerven mehr als die andern Schweizer-Weine aufregen. Der Flecken Yvorne streckt sich ziemlich lang hin und sieht sehr sauber aus, seine Bewohner gelten für reiche Leute. Ces paysans d'Yvorne sont tous des richards! bemerkte auch ein Herr, der uns gegenüber saß. Der Boden auf dem Yvorne steht, ist vulkanisch. Im sechszehnten Jahrhundert,

1584, stürzte hier durch ein Erdbeben eine große Bergmasse hinunter und verschüttete einen Theil des Ortes.

Aigle ist größer als Yvorne und hat eine Kirche, deren Thurm ein Miniaturbild der Martinskirche in Vevay ist. Es kommen hier im Lande abwechselnd zwei hübsche Kirchthurm-Formen vor. Die Eine mit einer wohlgeformten fein auslaufenden achteckigen Spitze auf schlankem viereckigem Unterbau. Von diesen ist die kleine Kirche über Montreux wohl die schönste. Sie hat eben so wie die von La Tour de Peilz, da wo der achteckige Spitzbau an den viereckigen Unterbau ansetzt, einen Kranz von acht kleinen nischenartigen Aufsätzen, die wie antike Aschenschreine aussehen, und eine feine Einfassung und einen hübschen Uebergang aus dem Viereck in das Achteck und den Spitzbau bilden. Die zweite Form steigt bis zu ihrem Gipfel in unverminderter Kraft viereckig empor und trägt an einer Art von breiterer Auslegung, gleich der herrlichsten unter ihnen, der Martinskirche von Vevay, vier kleine Thürmchen, wie man ihnen bei den anglo-gothischen Burgen begegnet. Bisweilen sind diese Thürme und Nebenthürmchen die an den Kirchen sowohl als die an den Schlössern, ja selbst die Dachecken mancher alten Herrenhäuser in den Dörfern auch mit hohen metallenen Spitzen versehen, denen dann noch eine Kugel als Zierrath beigegeben ist. Das sieht eigenartig, aber lustig und nicht unschön aus.

Wir hielten uns nicht in Aigle, nicht in Bex auf, sondern fuhren den Rhone entlang vorwärts und vorwärts. Von den Bergen herunter strömten ihm hie und da die wellenden Wassermassen zu, und es war mir grade wieder wie vor Jahren und Jahren, als ich bei Villeneuve das

Dampfschiff verlassend, den Postwagen bestieg, und wußte: ich gehe jetzt nach Italien, nach Rom! — Ich kan[n] die Fröhlichkeit dieses Frühlings-Morgens nicht genug beschreiben! Ich habe es heute bei dieser Fahrt und bei diesem frohsinnigen Empfinden zum ersten Male au[illegible] begriffen, was es heißt: „nicht alt werden" und [illegible] dies „Jungbleiben bis an's Lebens Ende" seinen U[illegible] hat. Es ist eine Fähigkeit, eine Naturanlage [illegible] eine Andere, und sie rührt von dem Gedächtniß her. [illegible] einem treuen Gedächtnisse geboren ist, wem also [illegible] beliebigen Augenblicke, so wie der Anlaß sie ern[illegible] Eindrücke seiner Jugend lebendig werden, der [illegible] Eindrücke noch, der erlebt sie noch, den überk[illegible] im weißen Haare die volle aufwallende Lebe[illegible] Alles — aber Alles — selbst das nicht allzu[illegible] harte Sterbenmüssen — vollkommen vergessen und sich mit vollem, freiem Entzücken an den Genuß der Welt hingeben kann. Alles was man Enttäuschendes erlebt hat, Alles, was uns bedrohen kann, ist wie weggewischt. Man ist nur noch Ein Genießen, Eine Freude! Eins mit den rauschenden Wassern, mit den blühenden Bäumen, mit den hoch durch die Lüfte ziehenden Vögeln — Eins mit dem All wie der erste Mensch! Und in solchen Augenblicken glückseligen Vergessens und Erinnerns ist die Erde auch noch heut ein Paradies.

Es war ordentlich ärgerlich, als der Zug in den finstern Tunnel hineinfuhr; ärgerlich — wie wenn man mitten in einer großen Freude von einem Unberufenen daran gemahnt wird, daß solche Lust nicht immer währen könne; und gleich hinter diesem Tunnel, durch den wir

ach St. Maurice befördert worden waren, hatte unsere ahrt für heute auch ihr Ende.

Wir waren kaum aus dem Wagen der Eisenbahn inaus, als wir wie bei ähnlichen Anlässen in Italien uns on einer Menge Menschen angesprochen fanden. Wir ollten in das alte Schloß gehen, wir sollten die Abtei und as Kloster besehen, Gefäße von saracenischer Arbeit, alte Gebetbücher und Kelche in Augenschein nehmen; nach Ber ahren; nach den Bädern von Lavey gebracht werden; Mittag essen; ein Hôtel wählen; und wer weiß was Alles noch.

Wir thaten aber Nichts von Alle dem, was wir ollten! Nichts von alle Jenem, was Bädecker und Murray und Berlepsch, diese Seelsorger des Touristengewissens, angeordnet haben; wir hatten sie ruhig zu Hause liegen lassen. Wir wollten Nichts wissen von Karl's des Großen Evangelienbuch, Nichts von den Geschenken der Königin Bertha von Burgund — auch Nichts on den Römern und von ihren Niederlassungen. Die waren ja Alle wie lange schon todt und wir lebten; lebten n diesem wundervollen Frühling, und hatten in ihm spazieren gehen wollen. Und spazieren sind wir auch gegangen, durch die Stadt und durch das Land.

Zuerst durch St. Maurice. Das sieht und sah besonders heute in dem hellen Lichte schon völlig italienisch aus. Das Kloster und die Kirche mit der sie umgebenden Mauer, hatten in ihrer öden Abgeschlossenheit mitten in all dem frischen Grün etwas Unfruchtbares; aber man muß es sich immer vorhalten, was das Christenthum geleistet und zu bedeuten gehabt hat, als es hier mit seiner

Lehre von der menschlichen Brüderlichkeit vor fünfzehnhundert Jahren in die waldigen Felsschluchten hineingetragen worden ist, in denen halb und ganz wilde Völkerschaften, wie reißende Thiere, um den Flecken Landes kämpften, auf dem sie ihre Wohnstatt aufrichten konnten. Man ist immer ungerecht gegen das Christenthum, so oft man diese Rückerinnerung unterläßt.

Die lange, schmale Straße von St. Maurice hat für solch einen kleinen Ort und für seine Einwohnerzahl auffallend große und ansehnliche Häuser. Die grünen Fensterladen waren fast durchweg geschlossen, die Hausthüren standen offen, und wir sahen auf die Weise, daß wie die einzelnen Stockwerke hoch, so die Häuser auch recht tief, und die Erdgeschosse gut gewölbt, aber anscheinend nicht bewohnt, sondern mehr zu Vorrathsräumen benutzt sind. Wir erklärten uns diese Bauart durch die hier wahrscheinlich vorkommenden Ueberschwemmungen; und hatten die Stadt bald wieder hinter uns gelassen, denn wir wollten den Weg nach Bex zu Fuße machen, und den Zug der Eisenbahn noch erreichen, der um zwei Uhr uns wieder in Montreux abliefern sollte. Uebrigens fand ich den Zustand von St. Maurice in der Zeit, daß ich es nicht gesehen hatte, sehr gebessert. Vor dreiundzwanzig Jahren war von den verschiedenen ordentlichen Gasthöfen Nichts vorhanden gewesen; dafür aber hatten uns Schaaren von Bettlern und grauenhaften Cretin's umlagert, deren Kröpfe und blödsinnige Gesten furchtbar gewesen waren. Heute sahen wir Nichts von dem Allen und es bettelte auch in dem Städtchen Niemand mehr.

Die Landstraße ist den äußersten Felsvorsprüngen der

ent du Midi, durch Sprengungen abgewonnen. Sie
uft zwischen dem Felsen und dem brausenden Strome
n, bis zu der Brücke, die mit kühnem weit gespanntem
ogen das Wallis und das Waadtland mit einander ver=
ndet. Der eine Pfeiler dieser aus dem Mittelalter her=
ıhrenden Brücke ruht auf den Felsausläufern der Dent du
Ridi, der entgegengesetzte auf denen der Dent de Morcles,
nd diese beiden Dents sind ein paar Zähne aus dem
Sebiß der alten Mutter Erde, die sich sehen lassen dürfen:
er Erstere zehntausend einhundert, der Zweite neuntausend
Fuß hoch. Der Schnee auf ihren Gipfeln sah auch noch
o unangetastet aus, als wären wir noch im Januar. Die
heißen Sonnentage hatten ihm noch gar Nichts angehabt.

Hart am Fuße der Dent du Midi liegt im höchsten
Grade malerisch, als Vertheidigung des Brückenüberganges
das alte an den Felsen angeklammerte Bergschloß da. Es
ist schmal und hoch, seine Thürme drängen sich wie fest
zu ihm haltende Recken, dicht an das Hauptgebäude heran;
das ganze kleine Schloß sieht eigentlich wie ein gehörntes
Ganzes, wie eine Art von Naturwesen, etwa wie ein in
Stein gebannter und Stein gewordener böser Berggeist
aus; und hätte es sich plötzlich nach vorn gebeugt, um mit
seinen Thürmen wie mit einem scharfen Geweih auf einen
Gegner loszurennen und loszustoßen, so würde ich mich
gar nicht sehr gewundert, sondern einfach gedacht haben:
„also so machen's diese Berggeister, diese Gnomen!“ —
Ich würde nur neugierig zugesehen und darauf gewartet
haben, wie sie's anfangen, ihre bockig stoßenden steinernen
Köpfe wieder in die Höhe zu bringen.

Glücklicher Weise war aber Niemand da, gegen den

der Grimm dieses Schloß gewordenen Berggeistes sich hätte richten können. Ein Beamter stand gemächlich rauchend vor des Schlosses Thüre, und fragte ob wir es besehen wollten. Am rechten Rhoneufer, an dem man die Badehäuser von Lavey und einige Schanzen vor sich hatte, die im Sonderbundkriege eine Rolle gespielt, war auch eine Wache aufgestellt. Sie that aber Niemandem Böses, sondern leistete als Zuschauer einer Malerin Gesellschaft, die an dem hohen Rande des Stromes unter ihrem aufgespannten Malschirme saß und das Schloß in ihr Album zeichnete.

Drüben im Waadtlande, wo der Weg sich von dem Flusse entfernt, wird das Thal gleich wieder breiter und sehr freundlich. Es war Sonnabend und es kamen Männer und Frauen vom Markte zurück. Sie waren Walliser und fast alle häßlich. Die Frauen tragen immer noch die kleinen runden Männerhüte von Filz oder Stroh, mit den breiten, hoch um den niedern Kopf aufgepufften, gelegentlich mit Silber- oder Goldspitzen eingefaßten Bändern; aber sie sehen mit ihren viereckigen Gesichtern nicht hübscher dadurch aus. Wer weiß welcher hunnische oder welch anderer häßlicher Stamm in den engen Schluchten des Wallis sitzen geblieben sein mag, um seinen spätesten Nachkommen die kleinen unansehnlichen Gestalten, die finsteren tiefliegenden Augen, die eingedrückten Nasen und den we[...] geschlitzten Mund mit den platten Lippen als unliebsam[...] Erbtheil zu hinterlassen!

Wir freuten uns ordentlich, als wir gleich auf d[...] Gartenzaune der ersten waadtländischen Campagne ein p[...] von den schönen Burschen sitzen sahen, an denen es di[...]seits des Rhone nirgend mangelt. Ihr gewohntes:

ar **Monsieur, Madame!** klang uns heimisch und ver-
iut entgegen. Die Freundlichkeit und Höflichkeit der
;aadtländer ist so angenehm; und die ganze Kultur des Lan-
s erquickte uns wieder, als wir schlendernd unseres Weges
ngen. Die einzelnen Häuser und Güter auf den kleinen
ügeln sahen so selbstzufrieden aus. Nirgend war eine Unord-
ıng, nirgend ein Verfall bemerkbar, aber man sah kaum
nen Menschen, denn es war Mittagszeit und es war sehr
arm. Die Hühner hatten sich unter die Büsche geduckt, nur
ie großen Truthähne gingen kollernd und stolz umher, als
üßten sie sich Etwas damit, daß sie einmal als Festtagsbraten
hr glorreiches Ende finden und also quasi auf dem Felde der
Ehre sterben würden. Der Hofhund lag gemächlich in seinem
Hause, er schien keines Args gewärtig zu sein, und eben
o wie die leise blinzelnde Katze in der warmen Mittags-
onne, seine Ruhestunde zu halten. Nur die fleißigen
Bienen und die summenden Hummeln tauchten in die
Kelche des gelben Rips hernieder und flogen schwelgend
von den blühenden Kirschbäumen zu den noch schöner
blühenden Apfelbäumen; und die ewig geschäftigen Elstern,
die immer die größte Eile haben, schossen von einem Baume
zu dem andern, als hätten sie wieder, wer weiß was zu
besorgen, als stände das Heil der Welt auf dem Spiele,
und Alles läge, Alles, auf ihrer weiß und schwarzen Flü-
gel Schnelligkeit.

Und wir? Wir gingen langsam schlendernd durch den
Morgen hin — denn es lag uns gar nichts ob, und wir
bildeten uns auch gar nicht ein, daß uns jemals wieder
Etwas obliegen könnte. Wir wanderten! — Daß unsere
Wanderung nicht lange dauern, daß sie bald zu Ende sein

würde — was that uns das? — Alle Dauer ist nur ein Begriff. Der Gehalt des Augenblickes ist es, der das Leben reich macht und es kennzeichnet und auszeichnet. Man braucht nicht Monate gewandert zu haben, um zu wissen, was es heißt, im Frühlinge durch die Welt zu ziehen; durch die grünen Hage und die frischen Hecken sorglos hinzuschlendern, von duftigen Wiesen nach den fernen Bergeswipfeln hinzusehen, aus dem Sonnenbrand der heißen Heerstraße, auf der das Erdreich sich vor Trockenheit zerklüftet, an die feuchte Felsenwand heranzutreten, von der der Weißdorn und der Brombeerstrauch und die wilde Rose niederschatten auf die klare, leise rieselnde Quelle; niederzusitzen an ihrem Rande, so still, so lautlos träumend, daß die Buchfinken sich nicht vor dem Rastenden scheuen, sondern sicher, als wäre man gar nicht da, die Schnäbel in das frische Wasser tauchen, und die kleinen Köpfe schütteln — schütteln — und fortfliegen, hoch hinauf, hoch hinauf! — Sie werden wohl wieder kommen an dieser Quelle Rand — heute und morgen, und wann noch? — Aber wir? Wir müssen auch von ihrem grünen Ufer fort — und wir? — Kehren auch wir zu ihr zurück? Und wann? Und wie? — Man darf nicht daran denken! — Wir haben's ja erlebt, wir haben's ja genossen! Komm! — Laß uns gehen!

Dort hinten tiefer in das Thal hinein liegt Ber. Es sieht wie eine große Stadt aus; aber wir wollten nicht nach Ber. Wir umschrieben nur den Bogen, an dem die zierlichen weißen Pensionen mit ihren grünen Fensterladen dem Fremden einladend winken, denn Ber ist ein beliebter Sommeraufenthalt, wenn es zu warm wird

ı den Ufern des See's, und man rühmt von Bex, daß in der Ebene mehr als dreißig schattige Spaziergänge ·sitze. Wir jedoch schlugen die weite Straße nach dem Bahnhof ein, ruhten eine Weile in dem mit ausgespannten elttüchern kühlgehaltenen Speisesaal, erfrischten uns mit utem Kaffee, und eine Stunde später waren wir in ınserem interimistischen Heim, in unserer guten Pension Moser — um einen glorreichen Morgen und um eine chöne Erinnerung reicher als vorher.

Neunundzwanzigster Brief.

Ein Roman zwischen den Schlössern.

Den 14. Mai 1868.

Wenn wir von Glion aus auf das Châtelard und Blonay hinabsahen, warfen wir uns oftmals die Frage auf: was mag zwischen diesen beiden Schlössern in den langen Jahrhunderten wohl Alles vorgegangen sein? und ich dachte dann oftmals daran, welch eine verlockende Scenerie eben diese Gegend und diese vielen Schlösser für einen Dichter bieten müßten, der es liebt, sich mit den Ritterzeiten und den Zeiten der Renaissance zu beschäftigen. Heute aber finde ich bei meinem Lesen die Umrisse zu einem fix und fertigen Roman aus dem siebzehnten Jahrhundert, die eigentlich nur der Ausführung bedürfen.

In der Mitte des siebzehnten Jahrhunderts besaß ein jüngerer Sohn des Hauses Blonay das Schloß Châtelard, und zugleich eine Tochter, deren Schönheit im ganzen Lande sehr berühmt war. Seit sie der Kindheit entwachsen, hatten die Söhne des Landes sich um ihre Gunst bemüht, und nachdem sie lange angestanden, eine Wahl zu treffen, hatte die schöne Nicolaide von Blonay ihre Hand einem jungen Herrn von Tavel de Villars zugesagt, der als Offizier in französischen Diensten stand, und ihr in jahrelanger Bewerbung gehuldigt hatte. So viel man wußte, war die Wahl des Fräulein eine freie gewesen, denn sie schien ihrem Verlobten sehr zugethan zu sein; waren sie

isammen, so zeigte sie sich anhänglich und zärtlich gegen
n, es fand ein lebhafter Briefwechsel zwischen dem Braut-
iare statt, wenn Tavel seinem Dienst in Frankreich nach-
ikommen hatte, und man erwartete nicht Andres als eine
ldige Verbindung der Verlobten. Unglücklicher Weise
ielten jedoch die Ereignisse den jungen Offizier eben um
iese Zeit länger als es sonst geschehen war, von seiner
Braut entfernt und bei der Fahne fest, und die schöne
Nicolaide mochte in der Stille ihres väterlichen Schlosses
chon etwas Langeweile gehabt haben, als einer ihrer
Vettern von der savoyenschen Linie, Herr Franz von
Blonay aus dem Hause Bernex, in dem Schlosse Châte-
ard als Gast erschien. Man nahm ihn freundlich und
mit gebührender Gastlichkeit auf, die nahe Verwandtschaft
erleichterte einen vertraulichen Verkehr zwischen Herrn Franz
und der schönen Nicolaide, und da man sie verlobt wußte
und ihrem Bräutigam durchaus ergeben glaubte, hatte
man kein Arg daran, daß die jungen Leute immer mit-
einander waren und großes Wohlgefallen aneinander zeigten.

Indessen, das alte französische Sprichwort, nach wel-
chem die Abwesenden immer Unrecht haben, bewährte sich
auch in diesem Falle und gegen den armen Monsieur
de Tavel; denn eines schönen Tages trat ganz unerwartet
Herr Franz von Blonay vor den Herrn des Schlosses hin,
und bat ihn in aller Form um Nicolaide's Hand. Herr
von Blonay that, was an seiner Stelle jeder Mann von
Ehre thun mußte: er wies den neuen Freier ab, um dem
wirklichen Verlobten seiner Tochter sein Wort zu halten,
und er ließ es — wie sich das ebenfalls und besonders
für einen Roman- und Komödien-Vater gebührt — wahr-

scheinlich auch an den nöthigen Vorwürfen und dazu hörenden Verwünschungen nicht fehlen. Er sagte, er ein Blonay, und ein Blonay habe noch nie sein Wort gebrochen. Herr Franz war aber unglücklicher Weise ebenfalls ein Blonay, und der Ansicht, daß ein Blonay durchaus seinem Willen Geltung schaffen müsse, und da er in einer so zarten Familienangelegenheit doch nicht gleich zu Gewaltmitteln seine Zuflucht nehmen wollte, ging er vorläufig nach Savoyen zurück, um sich der Theilnahme der Herzogin für seine Liebe zu versichern. Dann begab er sich, von dieser seiner Beschützerin sehr wohl empfohlen, abermals nach seines Vetters Schloß, um seine Werbung zu erneuern.

Er richtete jedoch auch jetzt Nichts aus. Dem Vater des Fräuleins stand sein gegebenes Wort höher als der Wunsch und Schutz der Fürstin, Herr Franz wurde zum zweitenmale abgewiesen, und er glaubte also jetzt der Geduld und der Verwandtschaft genug gethan zu haben. Weit davon entfernt, das Land abermals zu verlassen, hielt er sich vielmehr mit einigen Freunden in der Nähe des Châtelard verborgen, und da er von der Geliebten wohl unterrichtet ward, benutzte er die Abwesenheit des Vaters, und einen Tag, an welchem sie sich im Schlosse allein befand, um sie aus demselben zu entführen. Mit Hilfe seiner Freunde gelangte er über den See, und des Schutzes der Herzogin von Savoyen sicher, führte er die Geliebte zum Altar.

Natürlich stand die ganze Verwandtschaft wider die beiden Pflichtvergessnen auf. Der Vater verfolgte die Entflohenen, er that, wie man behauptet, sogar bei den Behörden Schritte wider sie, aber in solchen Lagen wird selbst der ernsthafteste Vater leicht zu einer komischen

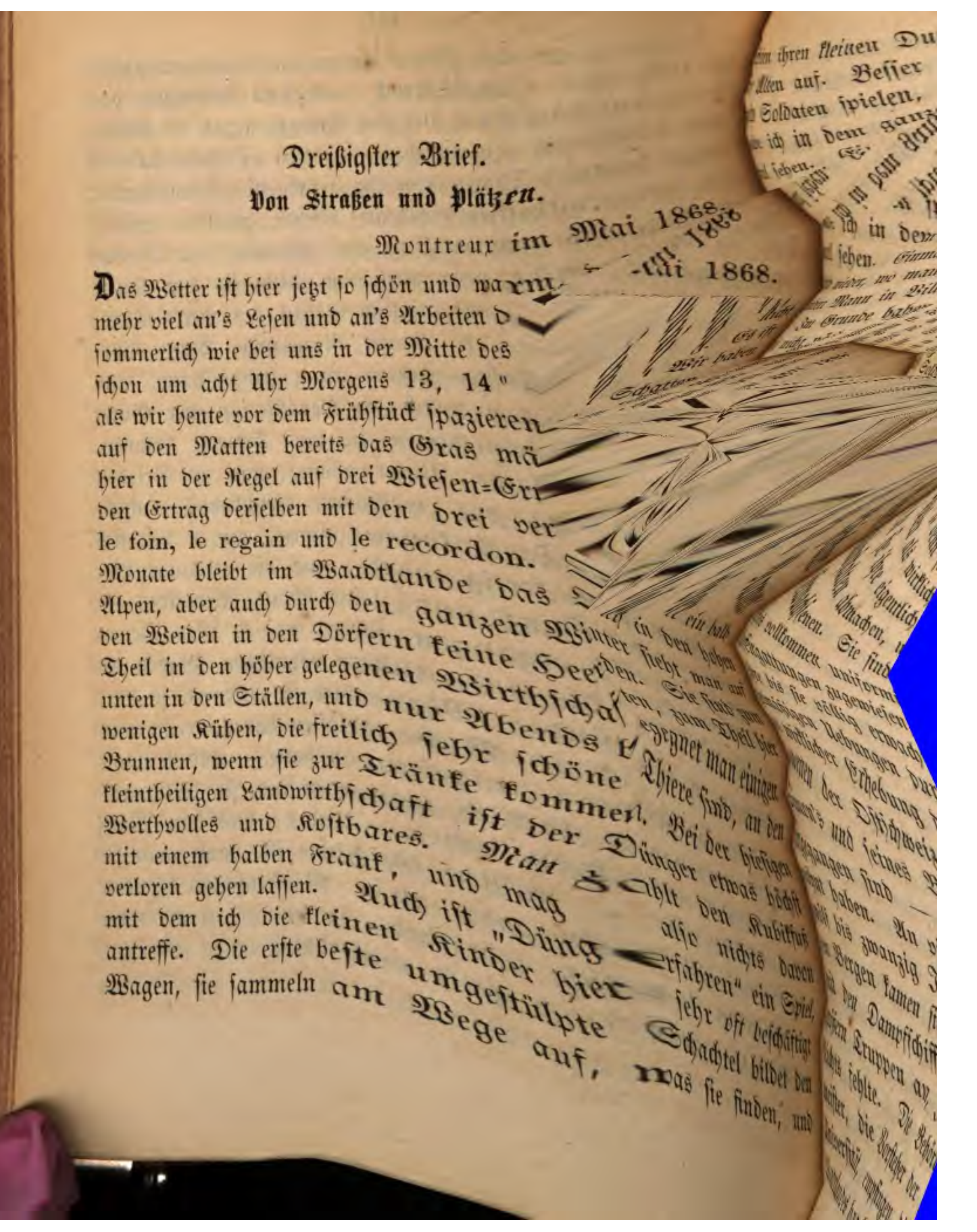
Figur, denn es kann ihm nur in ganz ungewöhnlichen Fällen wirklich daran gelegen sein, die einmal vollzogene Ehe lösen zu lassen und die geschiedene Gattin des Entführers wieder in sein Haus zurückkehren zu sehen. Nicolaiden's Vater war obenein ein Protestant, es standen ihm also nicht einmal die Pforten eines Klosters für die Tochter offen, und da Herr Franz von Blonay der katholischen Linie angehörig, seine Ehe von einem katholischen Priester hatte schließen lassen, war die Angelegenheit dadurch nur eine noch verwickeltere geworden. Der Vater gab sich also endlich in seinem Zorn zufrieden, aber Herr von Tavel, der beleidigte Verlobte, sah die Sache anders an, und wendete sich an die Gerichtsbarkeit von Bern, der das Waadtland unterworfen war.

Nun nahm die Angelegenheit urplötzlich einen neuen Anstrich an und drohte aus dem Bereich einer Familienangelegenheit in eine Staatsangelegenheit hinüberzugehen. Die Blonay's hatten in Bern einen mächtigen Anhang, sie hatten Freunde in der Diplomatie, die Gesandten von Frankreich und von Savoyen sprachen sich zu ihren Gunsten aus und riethen dem Herrn von Tavel, die Sache ruhen zu lassen, als diesem in Gestalt eines seiner Verwandten, des General Erlach von Castelen, eines Kriegshelden und mächtigen Parteigängers, welcher der Republik Bern nach außen gegen ihre Feinde, wie gegen die Aufstände im Innern des Landes wichtige Dienste geleistet hatte, eine entscheidende Hülfe zu Theil ward. Da er in seinem Vaterlande augenblicklich keine Beschäftigung für sich und seine Truppe fand, hatte Herr von Castelen sich eben jetzt in französischen Dienst verdungen, und es gelang ihm, da

er gut angeschrieben war, den Blonay's die Verwendung des französischen Gesandten zu entziehen. Als er so weit gekommen war, wendete er sich an die Regierung von Bern und hielt es den gestrengen Herren vor, daß in dem Raube und der Entführung der schönen Nicolaide durch Franz von Blonay, ein savoyen'scher Unterthan auf Berner Grund und Boden ein Attentat gegen eine Berner Unterthanin, und damit einen Angriff auf das Herrenrecht der Republik Bern begangen habe, welches zu rächen die Ehre der Republik erfordere.

Das schlug ein. Die Berner Herren fingen Feuer. Ihr Amtmann, der in Chillon saß, erhielt die Weisung, den in's Stocken gerathenen Prozeß gegen die beiden Blonay's, den Vater und den Gatten der Entführten, wieder aufzunehmen. Franz von Blonay und seine beiden Freunde, welche ihm bei der Entführung Nicolaidens beigestanden hatten, wurden auf das Neue vor Gericht gefordert, da sie alle Drei auch diesseits des See's begütert und also der Berner Gerichtsbarkeit mit ihrem schweizerischem Habe zugänglich und unterworfen waren. Indeß Keiner von allen Dreien stellte sich dem Aufruf. Es gelüstete sie nicht, sich aus der Sicherheit ihrer savoyen'schen Berge in die Höhle des Löwen zu wagen; das Urtheil wurde also in ihrer Abwesenheit über sie gesprochen. Herr Franz von Blonay hatte nach demselben das Fräulein von Blonay sofort in ihr väterliches Haus zurückzuführen und dem Herrn von Tavel eine Schadloshaltung von dreihundertfünfzig Doppellouisdor's zu zahlen; der Herr des Châtelard aber erhielt einen strengen Verweis wegen Vernachlässigung seiner väterlichen Pflichten.

Der Senat von Bern bestätigte am einundzwanzigsten Juli 1643 diesen Rechtsspruch, und dem Amtmann von Chillon ward befohlen, in aller Strenge gegen die Uebertreter des Gesetzes vorzugehen — sofern er ihrer habhaft werden konnte. Darin aber lag gerade die Schwierigkeit. Die drei verurheilten Edelleute blieben gelassen jenseits der Berge am anderen Ufer; das Fräulein von Blonay konnte man nicht mehr ausliefern, denn sie war längst Frau von Blonay und glücklich Gattin des Herrn Franz geworden — und die Berner Regierung, deren Ehre man durch dies Rechtsverfahren genug gethan hatte, fand sich für das Weitere durch die Konsfikation der Güter ab, welche die Verurtheiten in der Schweiz besaßen. Der schönen Nicolaide Vater gönnte man in Frieden über die Erziehung des weiblichen Geschlechtes nachzudenken, Herr von Tavel konnte zusehen, wie er mit sich und seinem Herzen fertig wurde, und die vereinten Liebenden — Herr Franz und seine schöne Nicolaide? — Nun es wird ihnen ergangen sehen, wie es allen Denen zu ergehen pflegte, die auf außergewöhnlichen Pfaden an ihr Ziel gekommen sind. Man wird sie verketzert, sie hart verurtheilt, sie endlich in Ruhe gelassen haben, wenn man eine neue Unterhaltung aufgefunden hatte — und je nachdem sie miteinander glücklich geworden sind, sie heilig gesprochen oder verurtheilt haben. Und da dies kein Märchen, sondern eine wirkliche Geschichte ist, kann man sie nicht einmal mit dem guten alten Märchenschluß beenden — und wenn sie nicht todt sind, so leben sie noch, denn sie sind ganz gewiß und ganz wahrhaftig lange todt.



Dreißigster Brief.

Von Straßen und Plätzen.

Montreux im Mai 1868.

Das Wetter ist hier jetzt so schön und warm ...
mehr viel an's Lesen und an's Arbeiten d...
sommerlich wie bei uns in der Mitte des
schon um acht Uhr Morgens 13, 14 °
als wir heute vor dem Frühstück spazieren
auf den Matten bereits das Gras mä...
hier in der Regel auf drei Wiesen=Er...
den Ertrag derselben mit den drei ver...
le foin, le regain und le recordon.
Monate bleibt im Waadtlande das ...
Alpen, aber auch durch den ganzen Winter ... in den hohen
den Weiden in den Dörfern keine Heerden. ... sieht man auf
Theil in den höher gelegenen Wirthschaften. Sie sind zum
unten in den Ställen, und nur Abends begegnet man einigen
wenigen Kühen, die freilich sehr schöne Thiere sind, an den
Brunnen, wenn sie zur Tränke kommen. Bei der hiesigen
kleintheiligen Landwirthschaft ist der Dünger etwas höchst
Werthvolles und Kostbares. Man zahlt den Kubikfuß
mit einem halben Frank, und mag also nichts davon
verloren gehen lassen. Auch ist „Düngerfahren" ein Spiel,
mit dem ich die kleinen Kinder hier sehr oft beschäftigt
antreffe. Die erste beste umgestülpte Schachtel bildet den
Wagen, sie sammeln am Wege auf, was sie finden, und

richten ihren kleinen Dunghaufen mit dem ernsten Eifer der Alten auf. Besser als Soldaten spielen ist es immer, und Soldaten spielen, was bei uns aller Knaben Lust ist, habe ich in dem ganzen Jahre hier die Kinder nur zweimal sehen. Einmal im Herbste nach einer Parade, und jetzt wieder, wo man eine Artillerie=Revue von etwa zwölf hundert Mann in Villeneuve abgehalten hat.

Im Grunde haben die Knaben das Soldatenspielen auch nicht nöthig, denn sie kommen früh genug dazu, es in den Schulen als wirkliches militairisches Exercitium zu üben, da sie ihre eigentliche militairische Lehrzeit auf den Schulanstalten abmachen, und ihre Manöver haben, wie die Erwachsenen. Sie sind für diesen Theil des Unterrichtes vollkommen uniformirt, machen, den verschiedenen Waffengattungen zugewiesen, von ihrem eilften oder zwölften Jahre bis sie völlig erwachsen und ausexercirt sind, ihre regelmäßigen Uebungen durch, und ich erinnere mich noch mit wirklicher Erhebung des herrlichen Cadettenfestes, der Cadetten der Ostschweiz, dem wir als Gäste Heinrich Simon's und seines Bruders — die nun Beide schon hingegangen sind — im Jahre 1856 in Zürich beigewohnt haben. An viertausend Knaben und Jünglinge von zwölf bis zwanzig Jahren kamen dort zusammen. Von den Bergen kamen sie herunter, mit den Eisenbahnen und mit den Dampfschiffen langten sie in kleinen und in größern Truppen an, Infanterie, Artillerie, Sapeurs — Nichts fehlte. Die Behörden der Stadt, der Bürgermeister, die Vorsteher der Schulen, die Professoren der Universität, empfingen die heranziehende Jugend ihres Vaterlandes baarhaupt unter dem Wehen der eidgenössischen

Banner, die ganze Bürgerschaft war auf den Füßen, in allen Häusern hatte man sich darum bemüht, Cadetten zur Einquartierung zu haben und zu bewirthen. Mit einer Art stolzer Zärtlichkeit nahmen selbst arme Hausfrauen und Mütter die Landeskinder wie ihre eigenen Kinder auf — ich werde diesen Eindruck nicht vergessen.

Und die Jungen manöverirten mit ihren Kanonen, die sie selber mit großer Geschicklichkeit Berg auf und ab zogen, ganz vortrefflich. Die „Stückroß" nannten sie selber die zum Ziehen der Kanonen kommandirten Buben. Der Obrist Ziegler, einer der ausgezeichnetesten Militairs der Schweiz, leitete das Manöver. Es stellte die Schlacht dar, welche Massena bei Zürich gegen Suwaroff geliefert hatte, und man konnte es selbst dem kleinsten Burschen anmerken, wie er mit ganzem Herzen bei der Sache war, wie ernst er sie nahm und mit welchem Selbstgefühl der Empfang und die Beachtung ihn erfüllten, die ihm, dem Knaben, von den Männern zu Theil wurden, von denen er sicher immer nur als von Gegenständen der Verehrung hatte sprechen hören. Diese öffentliche, staatlich freie Wechselwirkung zwischen den Knaben, den Jünglingen und den Männern ist ein großes Erziehungsmittel, und es fehlt bei uns.

Hier habe ich von den militairischen Uebungen der Männer Nichts gesehen als — was hier Landes nicht sehr auffällt — betrunken heimkehrende Soldaten. Unter einem Trupp von zwölf Reitern konnten sich zwei kaum noch auf ihren Pferden halten; andere, die zu Wagen nach Hause fuhren, befanden sich in einem sehr ähnlichen Zustande. Das fehlt denn, glücklicher Weise, bei uns

auch. Als wir gegen hier heimische Bekannte die Bemerkung machten, wie häßlich diese betrunkenen Soldaten uns aufgefallen wären, entgegneten sie ganz naiv: „Die Leute waren ja nicht mehr im Dienst! Hätten sie sich unter der Fahne so Etwas zu Schulden kommen lassen, so würde man sie bestraft und eingesperrt haben; aber wenn der Dienst vorüber ist — wen kümmert es oder wer hat sich drein zu mischen, wenn sie sich betrinken wollen? Sie sind freie Leute, das ist ihre Sache!“ — Ich dachte: „das ist hier Landes so der Brauch!“ aber schöner fand ich es deshalb nicht. Dennoch behauptet man, daß die Waadtländer, gut geführt, durch ihr lebhaftes Temperament und ihre Ausdauer, sehr vorzügliche Truppen wären, und sich in der Heimath wie in fremden Diensten als solche ausgewiesen hätten. Wie gut würden sie dann erst sein, wenn sie auch noch mäßig und nüchtern wären!

Noch begleitet von der Musik des heimkehrenden Militairs, das sich in den Wagen der Eisenbahn befand, fuhren wir am Nachmittage nach Vevay, um dort das neue Hôtel zu sehen, von dem man uns viel gesprochen, und es verdient das Lob, das man ihm gespendet hatte.

L'union fait la force! Diese Devise des Wappens, könnte man jetzt füglich auch als Inschrift über das Grand Hôtel von Vevay setzen, das wir heute besucht haben, denn es ist ein auf Aktien gegründetes und wirklich prachtvolles — ich sage nicht ein schönes — Gebäude. Allerdings sind das Hôtel du Louvre und das Grand Hôtel in Paris bei Weitem größer; hier aber kommt die große Garten- und Hafenanlage mit in Betracht, und i[illegible] bezweifle, daß Alles in Allem genommen, auf dem Ko[illegible]

tinente ein ähnliches Hôtel zu finden ist. Es übertrifft durch seine Lage und Einrichtung das Hôtel Byron, das bisher an diesem Ende des See's unstreitig das prächtigste war, und wirklich ein ganz vorzügliches Hôtel ist, doch noch sehr bedeutend.

Das Grand Hôtel von Vevay liegt, wenn man zu Fuße geht wie wir es thaten, zehn bis zwölf Minuten vom Bahnhofe entfernt, westlich von Vevay, ganz außerhalb der Stadt und völlig frei, in der sich gegen den See niedersenkenden Ebene, wodurch es namentlich für den Sommer, wenn es erst Schatten haben wird, ein sehr angenehmer Aufenthalt sein wird. Nach der Landstraße umschließt eine an sechshundert Schritt lange Mauer den Park. Zwei breite Pforten mit schönem bronzirten Gußeisen-Gitter, bilden den Eingang; und gleich weit vom Lande wie vom See entfernt, vor Staub und Geräusch durchaus gewahrt, liegt mitten in dem Parke, im französischen Roccocostyl erbaut, der hundert Schritt lange und acht und vierzig Schritt breite, viergeschossige Gasthof luftig und behaglich da. Die Halle im Innern erhält ihr Licht von oben, sie ist schön wie in einem italienischen Palaste. Viel farbige Stuccosäulen ahmen den alten gelben und grünen Marmor, den rothen Granit sehr glücklich nach. Der Versammlungssaal, die Speisesäle sind glänzend ausgestattet: hohe Bogenfenster, Marmorkamine, Bronzen, Hautelisse-Vorhänge an Fenstern und an Thüren, Meubles von Boules, Sopha's und Sessel mit den schwersten Stoffen überzogen, werden vor allen Dingen diejenigen Reisenden entzücken, zu deren Befriedigung das Bewußtsein gehört, daß sie einmal in solchen Zimmern geweilt und auf solchen

Sopha's gesessen haben — und die Zahl dieser Art von
Reisenden ist gar nicht klein. Aber auch für andere Leute
t sehr gut gesorgt. Das Lesezimmer ist ganz vorzüglich
rsehen, die Schlaf- und Badezimmer sind mit großer Be-
iemlichkeit eingerichtet, und was mir besonders gefiel, das
aren der prachtvolle, mit Glaswänden wohlgeschützte Perron
ach der Gartenseite hin, und der schöne Hafenbau. Das
Hôtel hat nämlich, was ein großer Vorzug ist, einen
genen Landungsplatz für die Dampfschiffe, und eine gar
icht unbedeutende Mole, in deren Schutz ein großes
Räderboot, verschiedene Segelboote und eine Anzahl leichter
Ruderboote, wie in einer italienischen Darsena bequem
or Anker liegen. Das macht einen sehr heitern Eindruck,
und ich kenne an diesem ganzen Ende des See's keinen
Punkt, von dem man eine so allseitige Aussicht auf das
Gebirge hätte, wie in diesem Garten. Denn während
man bis tief in das Rhonethal hineinsieht, hat man zu-
gleich die Dent de Jaman und die Rochers de Naye in
hrer ganzen Mächtigkeit vor Augen, und der Blick über
en See ist auch freier als in Vevay selbst.

Ich weiß nicht, ob es in der Anlage des Gartens
der in dem Hafenbau, oder worin es sonst liegt, aber
as Ganze hatte für mich etwas völlig Fremdes, was mir
och gefiel. Ich bildete mir ein, so müßten die amerika-
nischen Gasthöfe an den Seen und großen Flüssen liegen,
und ginge unser Aufenthalt hier in der Schweiz nicht
einem Ende entgegen, so könnte es uns locken, nach der
Abgeschlossenheit in dem wohleingefriedeten Montreux ein-
mal so im Offenen und Freien zu athmen — wenn —
s keine Bise gäbe, die sich hier freilich schon recht empfind-

lich fühlbar machen, und das Haus im Winter wild um-
heulen mag.

Man sagte uns, daß es hundert und einige Zimmer
habe, und daß es circa achtzig Gäste täglich beherbergen
müsse, damit die Aktionaire zu den Zinsen ihres Kapitals
kämen. Ob diese Aktionaire, unter denen sich ein deutscher
regierender Fürst mit einem starken Kapital befinden soll,
auch die ganze Verwaltung des Hôtels betreiben, habe ich
nicht erfahren; aber mir fiel dabei mein alter Gedanke
ein, von dem ich Euch im vorigen Jahre aus Genf ge-
schrieben habe. Die Reisenden müßten selber die Gast-
häuser unterhalten, und so unter Weges in eigenen Häu-
sern von ihren Haushofmeistern bedient werden. In einer
der kleinern hiesigen, auf circa fünf und zwanzig Personen
eingerichteten und als gut und billig bekannten Pensionen,
hat der Pächter des Hauses in sechs Jahren 80,000 Frs.
realisirt und für sich gewonnen. Macht Euch nun selber
den Schluß!

Einunddreißigster Brief.

Lausanne.

Den 15. Mai 1868.

Das „gastliche Lausanne“ hat uns gestern, wo wir mit lauter freundlichen Absichten hingefahren waren, gar nicht liebenswürdig aufgenommen!

Wir wollten die Stadt wieder sehen, von der wir aus früheren Zeiten einen guten Eindruck bewahrt hatten, wir wollten einer werthen Bekannten zu ihrem Geburtstage gratulieren, und die Fahrt ließ sich sehr vergnüglich an, denn kaum hatten wir Vevay passirt und waren auf dem Bahnhof von St. Saphorin angelangt, als wir zum Fenster des Wagens hinausblickend, auf der Bank vor dem Hause, mit großer Freude Karl Vogt erblickten, der mit den mächtigen Augen scharf umherschauend, eine Ledertasche, aus der Hämmer verschiedener Art hervorguckten, über die Schulder gehängt, den Abgang des Zuges erwartete, während er seine Cigarre rauchte.

Vorvorgestern, als er uns mit der Frau nach kurzem liebem Besuche in Montreux verließ, hatte er gesagt, er mache am Donnerstage seine allwöchentliche Exkursion mit den Studenten der Geologie diesmal nach unserer Seite hin, aber wir hatten nicht gefragt wohin? Wir hatten auch nicht gewußt, um welche Stunde er hier in dieser Gegend sein werde; die Begegnung hatte also den vollen Reiz der Ueberraschung. Als dann seine beiden prächtigen Knaben,

mit denen wir ein ganz besonderes Freundschaftsbündniß geschlossen, unserer auch ansichtig wurden, und mit ihrem herzigen „grüß Gott Herr Stahr's" uns um den Hals fielen, sah und empfand ich's wieder einmal recht, wie wir eigentlich überall in der Heimath sind, wo wir Menschen treffen, die wir lieben und die uns Neigung entgegenbringen.

Die kurze Strecke von St. Saphorin bis Lausanne wurde in der Gesellschaft des „Vielwissenden und immer Geistesfrischen", wie man Vogt nennen müßte, wenn wir noch die Sitte der homerischen Beinamen hätten, zu einem doppelten Vergnügen. „Hier oben über St. Saphorin, der alte viereckte Thurm, hat römische Substruktionen! — Dort unten in Cülly ist eine riesige alte Ulme, aus deren Stamm eine Fontaine quillt; der Stamm ist hohl und man hat das Rohr der Wasserleitung hineingelegt. Es sieht sehr hübsch aus; sagte er. Hier ist dies zu sehen, dort ist das interessant!" hieß es, daneben gab es fröhliche Erzählungen von den Mühen und den Wanderungen aus der Zeit, in welcher er hier mit andern Beamten die ganze Strecke abmarschiert war, das Terrain zu untersuchen, auf dem man die Eisenbahn von Villeneuve nach Lausanne gebaut; dann wieder Scherze mit den Knaben, und dazwischen wurde aus der Ledertasche allerlei Gestein hervorgeholt, das eben heute gebrochen und um dieser oder jener Versteinerung willen mit nach Hause genommen worden war. Die halbe Stunde war in doppelt schnellem Flug vorüber, als wir in Lausanne, des freundlichen Begegnens froh, uns wieder von ihm trennten.

Das Leben auf dem Bahnhofe, das Kommen und

Gehen vieler Reisenden hatte, nach der Stille, in welcher wir dies ganze Jahr gelebt haben, etwas ganz Befremdliches für uns, und in den Anblick von Lausanne konnte ich mich zuerst nicht finden. Die Alles umgestaltenden Eisenbahnen haben in gewissem Sinne auch die Lage der Städte verändert, und Lausanne ist durch die Eisenbahn förmlich zu einer Gebirgsstadt geworden. Früher, als man mit der Post ankam, fuhr man mit einer gewissen Gemächlichkeit in die Stadt hinein, sei es, daß man von Freiburg oder auch von Genf dorthin gelangte.

Von Freiburg fuhr man eine Höhe hinunter, von Genf stieg man empor, aber Beides war in einem so gebirgigen Lande nicht beträchtlich zu nennen, und wenn die Post dann in der Ecke, gegenüber der Kirche St. François die Reisenden an Ort und Stelle gebracht hatte, genoß man der schönen Aussicht aus den Fenstern des Hôtel Gibbon ohne sich besonders Rechenschaft darüber zu geben, wie man dorthin gekommen war. Jetzt ist das anders! Landet man mit dem Dampfschiff in Ouchy unterhalb von Lausanne, so wird man in einem mit vier Pferden bespannten Omnibus die steile Höhe nach der Stadt emporgebracht; kommt man mit der Eisenbahn an, ist der schattenlose breite Weg in die Stadt hinauf auch recht [illegible] schwerlich, und Lausanne unterscheidet sich eben [illegible] wesentlich von Genf, Vevay und den Ortsch[illegible] Montreux, wo das Ankommen behaglich ist, wie [illegible] tritt in das Erdgeschoß eines offenen Hauses.

Aber auch im Uebrigen ist Lausanne, trotz sei[illegible] dervollen Lage für Kranke — und ich habe es mit dem Auge einer Krankenpflegerin angesehen —

unbewohnbar, als entzückend für den Gesunden. Lausanne ist auf zwei Höhen gebaut, zwischen denen eine, von einer majestätischen Brücke überspannte Kluft sich aufthut. Der Weg auf dieser Brücke ist eine Promenade, die an schönen Abenden für den Gesunden schon die Reise nach Lausanne werth ist. Aber Lausanne ist eben so wie Genf der Bise, dem Nordwind, ausgesetzt, und sie empfing uns gestern mit einem Ungestüm, als wolle sie uns zeigen, was sie könne, als wolle sie uns thatsächlich beweisen, wie thöricht wir sein würden, das luftstille Montreux mit dem sturmdurchjagten Lausanne zu vertauschen.

Schöner noch als die Aussicht von der großen Brücke, von der man in die waldige Tiefe hinuntersieht, während man auf der stolzen Höhe die stylvolle alte Kathedrale, den einstigen Mittelpunkt des katholischen Waadtlandes vor Augen hat, ist der Blick von der Promenade Montbenon, die sich auf gleicher Höhe mit dem Platze St. François in den prachtvollsten Alleen, weit gegen Südwesten majestätisch hinaus erstreckt. So mächtig, so ausgedehnt als von dem Montbenon überschaut man nirgend sonst die Alpenketten und den See, aber die Bise stürmte durch die Bäume, daß die Blüthen wie ein wildes Schneetreiben durch die Lüfte fahrend, mit Wolken Staubes vermischt vor uns her wirbelten — und obschon die Sonne hell schien, obschon es heiß war und das Licht eine völlig südliche Farbenpracht hervorzauberte, war die ganze Promenade vollkommen menschenleer, denn „bei der Bise kann man hier nicht spazieren gehen“, sagte uns die liebenswürdige Lausannerin, die unseren Führer machte, und um derentwillen ein Aufenthalt in ihrer Vaterstadt uns an und für sich erwünscht gewesen sein würde.

Auch auf der andern Promenade unterhalb der Rue du Bourg, waren nur Arbeiter zu finden, die dort ihre Ruhestunde, die Vesperzeit, verbrachten; und eine andere Eingeborene, eine bejahrte Dame, meinte: „man muß gesund sein, um Lausanne zu bewohnen, für Kranke ist das Klima sehr bedenklich.“ Die Stadt ist aber auch durch ihre auf- und absteigenden Straßen kein geeignetes Terrain für Leidende, und die glänzende Gesellschaft, welche sich in Lausanne zu Ende des vorigen Jahrhunderts zusammengefunden hat, muß sicherlich aus Gesunden bestanden haben.

Man rühmt heute noch die Gesellschaft von Lausanne als eine der angenehmsten in der Schweiz, und was ich von ihr, in einzelnen Personen, in Glion und Montreux kennen lernen, rechtfertigte in hohem Grade das günstige Vorurtheil. Allerdings ruht hier die Geselligkeit auf altem Boden, und ein Hauch von milder Gesittung hat auf diesem Punkte frühe sich gezeigt. Schon im Jahre 1033, als noch ein allgemeines wildes Kriegen die Schweiz in beständigem Blutvergießen erhielt, verkündete ein Bischof Hugo von Lausanne auf dem Concil von Montrion, ein Gesetz, nach welchem für gewisse Zeiten des Jahres gleichsam als solle die arme müde gehetzte Menschheit dann und wann einmal im Morden inne halten und ruft schöpfen dürfen — einen Gottesfrieden, in welchem alle Kämpfe ruhen mußten. Aber er war ein weißer Rabe unter seines Gleichen. Die Kirche, d. h. die Bischöfe selber, waren der großen Mehrzahl nach sehr kriegerisch. Die Bischöfe von Lausanne im Waadtland und von Sion im Wallis standen wie die Bischöfe von Genf durch das ganze Mittelalter meist

der Spitze der Kämpfenden, waren oft die Urheber des Kampfes, und während die Gläubigen aus der ganzen Schweiz zu dem Gnadenbilde der Gottesmutter von Lausanne wallfahrtend herangezogen kamen, klagte der heilige Bernard, der als Gast in das Bisthum gekommen war, über die Uneinigkeit und die entarteten Sitten des Klerus, legte ein frommer Bischof Bonifaz, den der Papst selber ernannt hatte, da das Kapitel sich über die Wahl nicht einigen können, seine Stelle nieder „weil er nicht vergebens in einem Hause des Unfriedens und Zankes leben und arbeiten möge.“

Damals wohnten die Bürger von Lausanne noch in hölzernen und strohgedeckten Häusern, die bald ein Dach, bald zwei Dächer über einander hatten; und die noch jetzt vorkommenden, auffallend hohen Dächer der alten waadtländischen Wohnhäuser, deren wir auch hier in Montreux und in den andern Dörfern einige sehr schöne haben, werden in ihrer Bauart unzweifelhaft auf jene alten „frestes“ genannten, zweidachigen Bürgerhäuser zurückzuführen sein. Die „guten Städte Moudon, Yverdün, Nyon und Morges“ schufen und bildeten „la Patrie de Vaud“ und bildeten ebenso unter sich eine Polizei, die alljährlich zwischen dem Allerheiligen und dem St. Martinstage, also nach gethaner Ernte, zusammenkam, um darüber zu berathen, welche Bräuche einzuführen und welche abzustellen wären. Die Landbewohner zerfielen in Steuer- und Frohnpflichtige (censitaires et taillables). Die Steuerpflichtigen zahlten ihre Abgaben in Geld, Früchten, Thieren und persönlichen Leistungen; aber die Frohnpflichtigkeit (taillabilité) war beschränkter, und die völlige Hörigkeit

seltener als anderswo. Der Frohnpflichtige konnte fast überall, das was er erworben hatte, auf die Seinen vererben und das Gut des Herren verlassen, wenn er schlecht behandelt wurde.

In Lausanne hingegen versammelten die drei Stände sich im Monat Mai, und im vierzehnten Jahrhundert schon unterwarf man die Rechte des Bischofs, der Canonici und der Bürger einer strengen Revision. Drei Tage lang hörte und urtheilte diese Art von Stände=Versammlung die eingebrachten Angelegenheiten ab. Am vierten Tage durchzog der Plaid, von dem Aeltesten begleitet, die Straßen und die Wege (paquiers) um die nöthigen Verbesserungen anzuordnen. Jeder Bürger war gehalten, mit einer Art oder einem Degen bewaffnet dem Plaid zu folgen, um nöthigen Falls bei der Ausführung der Verordnungen thätlichen Beistand leisten zu können. Der Bischof bewirthete die Handwerker mit Brod, mit Wein und mit einem Korbe voll Eiern. Dafür hatten die Schmiede und Goldschmiede ihm den Beschlag (le ferrement), die Sattler Sporn und Zaumzeug für ein Pferd, die Wagenbauer einen Wagen zu liefern. Dreimal im Jahre ging der Seneschal des Bischofs durch die Budenreihe der Schuhmacher und berührte mit seinem Stabe das Paar Schuhe, welches er für den Bischof auswählte. In Kriegszeit mußte das Das Bischofs, das sich aus der Bürgerschaft zusammen- ihm einen Tag und eine Nacht unentgeltlich dienen; brauchte er die Mannschaft länger, so mußte er sie unterhalten. Er hatte daneben die Verpflichtung, die Gefangenen freizukaufen, die Bürger vor jedem Unrecht zu beschützen, wenn es die Noth that, auch für sie in den Krieg zu ziehen

Dabei hatte jeder Stadttheil von Lausanne seine besonderen Privilegien. Wer in der eigentlichen Stadt, in der die Kathedrale liegt und in der der Bischof residirte, Jemand schlug, wurde dafür mit 60 Livres bestraft; in der untern Stadt zahlte man nur 60 Sous und außerhalb der Mauern gar nur 3 Sous. — Es wäre zu wünschen, daß man auch noch heute die Strafe nach dem höheren Bildungsgrade der Uebelthäter in solcher Art erhöhte, und daß Rang und Ansehen des Verbrechers die Strenge des Gesetzes — und zwar sehr von Rechtes wegen — schärften, statt sie, wie es nur zu oft geschieht, zu mildern. — Der Bischof durfte übrigens keinen Bürger ohne Mitwissenschaft der Bürgerschaft verhaften, und keine Inquisition an dem Körper eines Menschen vornehmen lassen. Ueber einen Verbrecher zu Gericht zu sitzen war das Vorrecht derjenigen Bürger, welche die Rue de Bourg bewohnten. Sie hatten auf den ersten Ruf zu erscheinen, mochten sie nun bei Tische sitzen mit dem Becher in der Hand, oder mit der Elle in ihrem Gewölbe stehen, und sie hatten, als der Bräuche Kundige (contumiers) rasch dazu zu thun, daß Zwist sich in Eintracht (discords en accords) wandle. Dafür waren sie frei von gewissen Abgaben und durften allein Schaubänke vor ihren Läden haben, wie ihnen auch ausschließlich das Recht zustand, Gastwirthschaften und Herbergen zu halten.

Auch heute noch ist denn die von Westen nach Osten aufsteigende Rue de Bourg von unten bis oben zu beiden Seiten voll von Waarenlagern, und Lausanne ist in dieser Hinsicht bei weitem reicher ausgestattet, als es Zürich noch vor acht, neun Jahren war. Wie sich aber die Gewerb-

treibenden auf ihrem alten Posten erhalten haben, so ist die Rue de Bourg auch der Sitz einer privilegirten Gesellschaft geblieben, sofern von einer solchen in einer Republik die Rede sein kann. „Sie ist das Faubourg St. Germain von Lausanne“, sagten die Damen, die unsere Führer machten; und als wir danach auf der unterhalb der Rue de Bourg belegenen Promenade du Casino spazieren gingen, über der sich vor der Rückseite der Häuser der Rue de Bourg reizende hochgelegene Gärten und Terrassen mit der schönsten Aussicht hinbreiten, konnte ich mir wohl vorstellen, wie die alten Geschlechter, wenn sie hier erst einmal angesessen waren, nicht leicht von solchem anmuthigen Platze scheiden mochten. Auf einer dieser Gartenterrassen habe ich einen weiß blühenden Kastanienbaum gesehen, den ich für einen der größten Bäume halte, die mir überhaupt vorgekommen sind. Eines Kastanienbaums von solcher Höhe und solcher Ausdehnung der Aeste erinnere ich mich aber vollends nicht, und ich rechne ihn wirklich zu den Merkwürdigkeiten der Stadt. Er war in seiner üppigen Blüthe ein prächtiger Anblick.

Wie Lausanne im Mittelalter der Sitz und Sammelpunkt des waadtländischen Katholizismus gewesen ist, s wurde es im siebzehnten und achtzehnten Jahrhundert z Zufluchtsorte für die um ihres Glaubens willen England, in Frankreich und in Italien verfolgten Protestanten, und die Gastfreiheit, mit welcher der reiche wa ländische Adel in jenen Tagen die flüchtigen Religi genossen bei sich aufnahm, die Zuvorkommenheit, w die Fremden in der dortigen wohlgesitteten bürgerli Gesellschaft fanden, gründete den Ruf, den die Gesell

sinnigkeit von Lausanne noch heute im Aus-
en, obschon man im Inlande viel von einer
herrschenden pietistischen Richtung zu hören
Seine glänzendste Zeit feierte Lausanne im
hundert, und ich kann mir's nicht versagen,
hr anmuthige Schilderung hieher zu setzen,
iem kleinen Werke über den Canton de Vaud

ı von den ländlichen Festen, den Ernten,
ie Rede gewesen ist, die damals unter Si
gefeiert wurden, wovon jetzt freilich
rken ist, denn ich habe in keinem Lande
schlechen Volksgesang gehört als hier, heißt es:
war das Land, als Voltaire in den
und 1758 seine Winter in Lausanne
er in Paris verlassen hatte, den reiche
leinen Briefen und von Versen, den
e, die ihm gewohnten Huldigungen,
r fand Paris in Lausanne wieder, und er
et diese Zeit als eine der glücklichsten Epochen
Er rühmte es, daß er die Herrschaft der
Philosophie in der Schweiz fest begründet
. Geistliche brachten ihm Artikel für die
die er, wie er an d'Alembert schreibt, christ-
mußte. Von der Kanzel arbeitete man der
ottlust entgegen; man predigte die Höflich-
n, man ermahnte zur Freundschaft wie man
r christlichen Liebe ermahnte. Und daneben
ire, sicherlich mit einer geheimen Genug-
n spottet hier über Alles!" während er doch

zu gleicher Zeit die Bemerkung macht: „alle Anmuth der Gesellschaft und die gesündeste Philosophie sind in diesem Theile der Schweiz heimisch geworden, in welchem bei dem mildesten Klima Ueberfluß und Wohlhabenheit herrschen, und wo sich die Bildung Athens mit spartanischer Einfachheit vereinigt.“

Indeß trotz dieses begeisterten Lobes verließ Voltaire das Waadtland und das gepriesene Lausanne, um sich in Ferney niederzulassen; aber die Geselligkeit, die er in Lausanne vorgefunden und durch seine Anwesenheit gehoben hatte, erhielt sich noch durch lange Zeit lebendig. Die Frühlings=Gesellschaft und die Sonnabende einer Frau von Charrière behaupteten in den Kreisen der damaligen Reisenden aus der vornehmen Welt, einen europäischen Ruf. Zu heitern Abendmahlzeiten, bei gewählter Unterhaltung und trefflicher Musik fanden sich schöne und geistvolle Frauen und bedeutende Männer zusammen. Die Damen von Polier, von Montolieu, Fräulein Curchod, die nachmalige Gattin Necker's, vereinigten Männer wie Boufflers, Fox, Raynal, Servier, Mercier, den berühmten Arzt Tissot, seinen Freund Zimmerman und den jungen Benjamin Constant in ihren Sälen. Johannes Müller und Bonstetten erschienen als gelegentliche Gäste. Haller [illegible] aus Roche herüber, wenn man Voltaire's Tragödien [illegible] Darstellung brachte, war es auch nur um seine Epigramme gegen die ihm nicht zusagenden Dichtungen zu schleudern, und obschon Gibbon den Mangel an Industrie und Unternehmungsgeist tadelte, der ihm an den damaligen Waadtländern auffiel, konnte er sich doch nicht von Lausanne trennen. Er sagte von Lausanne, die er als eine in [illegible]

Schöne personifizirte: „Sie ist nicht eigentlich schön, aber
Alles was sie umgiebt, ist reizend und von einer unver-
gleichlichen Anmuth. Sie hat den heitersten und geselligsten
Charakter. Ohne besonders unterrichtet zu sein, hat sie
Geschmack und gesunden Verstand, und wenn sie nicht reich
ist, ist sie dafür einfach und eine gute Wirthin. Ihr
Erzieher (Calvin) hat ihr den Luxus der Kleidung ver-
boten, und wenn sie auf's Gehen auch nicht recht ange-
legt ist, habe ich noch nicht nöthig gehabt, um ihretwillen
eine Equipage zu halten.“

Aber die große Gastfreiheit und die fröhliche Lebens-
lust des waadtländischen Adels hatten ihre Schattenseite.
So einfach das Leben in den Familien war, in welchen
die Fremden Zutritt erhielten, wurde der Aufwand für
diese mit den Jahren immer zahlreicher werdenden Gäste
sehr beträchtlich, und mit der geistigen Leichtigkeit, welche
diesem romanischen Volksschlage eigenthümlich ist, wußten
die Waadtländer, und namentlich die Damen von Lau-
sanne, ihre Partie zu nehmen. Wie die eisengeharnischten
Ritter ein paar hundert Jahre früher, als es mit dem
gewinnbringenden Kampfe auf eigne Faust im Waadt-
lande nicht mehr gehen wollte, in die Fremde zogen, um
bei fremden Fürsten Dienste zu nehmen, so machten die
Damen von Lausanne sich am Ende des achtzehnten Jahr-
hunderts in ihren heimischen Haushaltungen den fremden
Gästen dienstbar, welche an den Genfersee kamen, sich
seines anmuthigen Klima's und der an seinen schönen
Ufern herrschenden leichten Geselligkeit zu erfreuen. Ihre
Vermögen waren zusammengeschmolzen, ihre Lebenslust,
ihre Freude an der Geselligkeit, ihr Behagen an den

kleinen gesellschaftlichen Abenteuern, an Intriguen und an jenen gelegentlichen Klatschereien, die in kleinen Städten zu der Würze des Lebens gehören, waren dieselben geblieben, und da die Damen eine gute Meinung von ihren Geistesgaben und ein noch größeres Selbstgefühl bei ihren alten adeligen Namen besaßen, fanden sie, da kein anderer Ausweg ihnen die Möglichkeit verhieß, die gewohnte Lebensweise und den bisherigen Verkehr mit Fremden fortzusetzen, kein Bedenken darin, die Gastfreiheit, welche sie bis dahin als Gunst gewährt hatten, nun gegen Entgelt und angemessene Bezahlung auszuüben.

Auf diese Weise entstanden die Pensionen hier am Genfersee. Es waren einige altadelige Familien, die sich zu solcher Einrichtung bequemten, und man erwähnt in der Sittengeschichte des Waadtlandes es ausdrücklich, daß jene Häuser sich die Auswahl der Personen vorbehielten, denen sie sich dienstbar machten. Aus Gibbon's Memoiren wird als Beispiel dieser adeligen Gasthalter eine Familie von Mézery angeführt. Die Hausgenossen hatten in diesem Hause die Freiheit, auch ihrerseits, gegen einen festen Preis Gäste einzuladen, für deren Betragen sie dann natürlich die Verantwortung zu übernehmen hatten. Im Winter lebte man in der Stadt, im Sommer auf dem Landsitz der Familie. Frau von Mézery war eine vorzügliche Hausfrau und eine Dame, die ihrem Salon mit höchstem Anstande vorzustehen wußte. Nie hatte sie sich über ihrer Gäste zu beklagen, niemals konnte ein Gast sie Versäumniß gegen ihn zu beschuldigen, oder Jemand sich die andern kränkenden Vorzugs von ihrer Seite rühmen. Ihr Gatte stand ihr sehr geschickt zur Seite. Er wa [illegible]

geistreicher Lebemann, der, während er auf das Genaueste seinen Vortheil wahrnahm, das Ansehen eines reichen Mannes zu behaupten wußte, welcher in großer Gastfreiheit sein Vermögen aufgehen läßt.

Von diesen aristokratischen und weltmännischen Anfängen ist das Pensionswesen am Genfersee jetzt natürlich weit entfernt, und es wäre bisweilen wohl zu wünschen, daß von jener rücksichtsvollen Geselligkeit etwas mehr in den aus allen Zonen zusammengewürfelten Pensionsgesellschaften zu finden wäre. Ein Theil der gegenwärtigen Pensionshalter hat die Häuser nur in Pacht oder in Miethe, andere sind Eigenthümer, aber so viel ich weiß, sind in den Ortschaften, die hier am Ende des See's liegen, nur zwei Häuser, in welchen die Bildung und gesellschaftliche Manier der Besitzer es ihnen möglich macht, an ihren Tafeln den Vorsitz zu führen und somit den Wiederschein der ersten Pensionsunternehmungen aufrecht zu erhalten. Beide liegen in Clarens, beiden stehen Frauen vor, deren ich schon erwähnte. Der Einen die Schwestern Lorius, die sehr lange in angesehenen deutschen Familien Erzieherinnen gewesen, und des Deutschen, Englischen und Französischen mächtig sind; der andern Fräulein Gabarel, die durch und durch eine Frau von Welt ist, ebenfalls lange im Auslande, namentlich in Italien gelebt hat, und in deren Hause die Formen der Gesellschaft, wie Manche behaupten, mit etwas Pedanterie, aufrecht erhalten werden. Was ich persönlich davon gesehen habe, hat mir jedoch einen sehr guten Eindruck gemacht.

Pensionen, die eben nur Gasthäuser — meist aber doch Gasthäuser mit großer Rücksicht und Pflege für den

Einzelnen sind — werden mit jedem Jahre mehr ein=
gerichtet, und eben in diesen Tagen hat der Besitzer un=
serer Pension Mooser eine ganz reizende neue Pension,
Pension Chemenin, in einem von prachtvollen Bäumen
beschatteten, luftig und bedeutend höher als Vevay gelege=
nen Landhause eröffnet. Es war bisher der Sommersitz
einer begüterten Familie, und hat vor der Mehrzahl der
anderen Pensionen große, hohe Zimmer voraus. Der
Abend, den wir vor einigen Tagen dort zugebracht haben,
der Sonnenuntergang auf der mit Rosenhecken eingefaßten
Terrasse, waren in dem frischen Hauch der Luft, die vom
See heraufstieg, wirklich wundervoll. Müßten wir nicht
an die Heimkehr denken, so würde dieses Chemenin uns
sehr zum Aufenthalte locken, besonders, da es von Vevay
aus unschwer zu Fuß zu erreichen ist, und man die Luft
der Höhe zugleich mit der Möglichkeit der Wasserfahrt
und der Seebäder genießt. Das Etablissement hat sicher=
lich eine sehr gute Zukunft und der Wirth verdient sie auch.

Zweiunddreißigster Bri

Drei Nonnen aus dem fünfzehnten

Ich habe hier in Montreux die Bekannt[illegible]
stellerin gemacht, welche den Meisten vo[illegible]
lich eben so fremd sein wird, als sie
gewesen ist, und doch sind ihre Arbeite[illegible]
interessant. Sie ist weder eine Dame
mit Chignon, mit Schleppkleid und m[illegible]
Allüren", noch eine Vertreterin der F[illegible]
im Bloomer-Costüm; keine russische Nih[illegible]
gerliche Hausfrau, die mit gutem Herz[illegible]
halberwachsener Mädchen auch in der Litte[illegible]
Hände regt. Sie schreibt keine histo[illegible]
socialen Romane, sie hat Nichts mit den
Seelenkämpfen zu thun, in welchen un[illegible]
vertiefen liebt; sie ist gar nicht von
kaum noch von unserer Welt. Sie ist
— wenn ich nicht irre, selig gesproche[illegible]
von Saulx, die zusammen mit der F[illegible]
Savoyen, deren Hoffräulein sie gewesen
zwanzigsten Juni vierzehnhundertzweiun[illegible]
Kloster der Klarissen von Orbe den
men hat.

Ihr werdet mich fragen, wie g[illegible]
Nonne verfallen bin, und was eben mich

Trachten angeht? Und darauf ist die Antwort leicht. Auf-
merksam geworden bin ich auf ihre Aufzeichnungen,
denn sie hat eine Biographie der Fürstin Louise von
Savoyen geschrieben, durch einen Zufall; angezogen
haben mich ihre Arbeiten, wie den Naturforscher ein auf-
gegrabener Schädel anzieht, um des Vergleiches willen,
um der Schlüsse und Aufschlüsse willen, die sich daraus
für die Vorgeschichte unserer Tage ziehen und gewinnen
lassen.

Es sind jetzt etwa sieben Jahre her, daß einer un-
serer Schweizer Freunde gegen uns mit großer Anerken-
nung eines Dr. Eduard Fick in Genf erwähnte, und uns
zugleich eine in dem Verlag von Jules Guillaume Fick in
Genf erschienene Reproduktion, ich weiß nicht mehr wel-
cher Schrift, aus dem fünfzehnten Jahrhundert zeigte.
Das Büchelchen und der ganze Vorgang waren mir aber
aus dem Gedächtniß gekommen, und erst im verwichenen
Sommer, als ich in Genf in der Buchhandlung v[illegible]
George mich nach historischen Werken über Genf u[illegible]
wobei mir verschiedene der Fick'schen Nachahmungen [illegible]
Wiederherstellungen alter Drucke in die Hände ka[illegible]
wurde ich wieder an jenes früher gesehene Heftchen [illegible]
an die Herren Fick, Vater und Sohn, erinnert. [illegible]
ältere Fick war seiner Zeit Buchdrucker und befand [illegible]
in dem Besitze alter Typen aus dem fünfzehnten [illegible]
sechszehnten Jahrhundert. Er hat auch schon verschie[illegible]
Reproduktionen veranstaltet. Der Sohn, der studirt [illegible]
und ein junger gelehrter Mann ist, hat sich e[illegible]
Seits ein[illegible] kritische sehr Revision der alten Dokumente, a[illegible]
Seits die [illegible]
eine vervollkommnete Nachahmung der Origi[illegible]

zur Aufgabe gestellt, und die Handlung liefert
historisch-typographische Meisterwerke, die in
lungen von London und Paris die größte
gefunden haben, und die ich zu den Spezi
Genf rechnen möchte.

Was ich davon während des Winters
waren: die Annales de la Cité de Genè
à Jean Savyon, der 1565 geboren und 16
ist. — Notices sur le Collège de Rive.
l'Ordre et Manière d'enseigner en la Ville
au Collège auec la description de la Ville
von 1538. — L'Ordre du Collège de Ger
Eidschwüren welche der Rektor und die Prof
dem langen Glaubensbekenntniß, welches d
abzulegen hatten. Ferner war der Sendun
fügt ein Schauspiel aus dem siebzehnten
Genève delivrée, Comedie sur l'Escalad
en 1662, par Samuel Chappuzeau [illegible] hom
(Publiée par J. J. C. Galiffe et [illegible] Ed.
übersetzten Memoiren von Thomas und von
— die Memoiren der Nonne Jeanne die
in Le Levain du Calvinisme, die ersten
Reformation mit großer, allerdings natürlich
und Bitterkeit geschildert hat, und endlich die
der Nonne Katharine de Saulx. [illegible]ie füh
Vie de Tres Havlte tres puiss[illegible]ante e
Dame Madame Loyse de Savoye Religi
vent de Madame Saincte Claire [illegible]'Orbe,
1507 par vne Religieuse und sind mit histo
von einem Abbé A. M. Jeanneret versehen.

en, das Leben der Louise von Savoyen und die viel umfangreicheren Memoiren der Jeanne de Jussie haben mich, wenn ich den richtigen Ausdruck dafür brauchen soll, mit ihrer rührenden Einfalt und mit ihrer gewaltigen Einseitigkeit, geradezu festgehalten und gefesselt.

Als „Drucke“ haben alle diese Werke einen großen Reiz. Denn nicht nur daß die Firma Fick, wie ich schon erwähnte, noch die wirklichen alten Typen des fünfzehnten und sechszehnten Jahrhunderts besitzt, und sie für diese Reproduktionen anwendet, sie hat auch die Stempel, die Vignetten, die Titelbilder, das Papier und die Deckelbände vollkommen nachahmen, und auf diese Weise eine Reihe von Werken herstellen lassen, an denen, wenn ich in Betracht ziehe, wie viel Vergnügen sie mir machen, die ich kein Bibliophile bin, die rechten Sammler eine Herzensfreude haben müssen, und dies um so mehr, da einzelne von den Schriften nur in sehr kleinen Auflagen abgezogen worden, also Raritäten sind!

Mein Interesse an diesen Dingen lag jedoch natürlich noch auf einer andern Seite. Es ist so anziehend, der Gegenwart bis in die Vergangenheit nachzugehen, und zu sehen, wo wir mit ihr hergekommen sind; und die Genugthuung und eine Hoffnung darin [illegible] die Fortschritte, welche die Zukunft [illegible] gefunden [illegible] Fortschritten zu bemessen, [illegible] sind. Den letzten vier- [illegible] fünfhundert Jahren gethan [illegible] erschrickt man und wird zugleich [illegible] gerührt. Denn wenn man [illegible] Weltanschauung zurück[illegible] aus welcher heraus jene Nonnen ihre Aufzeichnungen machten.

Man kann nicht umhin, die Hingebung

die Herzensgüte zu bewundern, von denen j
Frauen beseelt waren, welche dem Leben in
der Lust der Welt entsagten, um sich einer
gung fähig zu machen; und man erschrickt,
daneben ersieht, zu welcher furchtbaren
angelegte Geister zusammen schrumpfen, wen
dem Leben in dem Strom des Lebens und
heit lossagen, und abgetrennt von ihren M
nur der eigenen Heiligung, also einem imm
aber doch selbstsüchtigen Zwecke hingeben. —
Gemüther eben in jenen Tagen des neuerwa
sen Suchens, Ringens und Kämpfens sich
ben fühlen konnten, aus jener von wildem
nen Welt sich in ein Asyl des Friedens
dem kein Zweifel und kein Zwist sich ihn
ten, ist nachzuempfinden gar nicht schwer.
hart und war es zu jenen Zeiten siche
die Genußsucht war roh und alle äußer
und ist vergänglich. Der hadernden W
in Weltabgeschiedenheit Liebeswerke zu übe
bessern Welt zu träumen, konnte für be
sehr verlockend sein, und Schwester Katha
auch, wie ihre Herrin von Kindheit a
fühlt, und ihr Leben lang die Sehnsucht
Entfernung von der Welt im Herzen ge

Sie selber bleibt Hofdame, Dienerin
dem Schleier wie in der Hoftracht.
geringste Bewußtsein darüber hat, klingt
die ernsthafte Einfalt ihrer Gläubigke
durch. Nächst Gott und dem Heiland

ihres Ordens, ist die Schwester Loyse der höchste Gegen-
stand ihres Kultus, und sie entschließt sich endlich ihren
Bericht über das Leben ihrer Fürstin und Klosterschwester zu
schreiben: „damit man sich doch in Etwas an das höchst
tugendhafte gesegnete Leben der verehrten Mutter und
höchst vortrefflichen, glückseligen Dame, der Schwester
Loyse von Savoyen glorreichen Angedenkens erinnern
möge!“

Ich habe nie ein rechtes Herz fassen können für die
mehr oder minder zurechtgemachten Erzählungen moderner
Dichter, wenn sie sich mit lang vergangenen Tagen be-
schäftigen. Es bleibt für mein Empfinden immer ein
Bruch zwischen den fernliegenden geschilderten Zuständen,
zwischen den handelnden, uns in ihrem Sinnen fremdge-
wordenen Personen, und zwischen der Anschauungs- und
Darstellungsweise des modernen Dichters. Die Sprache und
die Ereignisse, und die Menschen und ihre Empfindungen
decken sich immer nicht völlig; und zu dem wirklichen
Miterleben der Vorgänge bringt man es eben deshalb nur
in sehr seltenen Fällen. Man bleibt, weil ein Unvermittel-
tes, Unharmonisches störend einwirkt, gleichsam immer
Zuschauer und Beurtheiler; die Vorgänge nehmen [illegible]
nicht gefangen, wir kommen von uns selbst, von [illegible]
Wissen, unsern Empfinden nicht los — man kann [illegible]
[illegible] beurtheilen.

Aber so ist es, wie man an die Blätter einer alten [illegible]
nik herantritt, als schlinge sich ein Zauber um [illegible]
Sprache, Denkweise, Charaktere und Ereignisse, Alles [illegible]
eins und einig. Wie die einfachen Klänge des Volksl[illegible]
streift solch ein Stück Chronik alles Eigene und [illegible]

von uns ab, und es wird uns unter diesem
lich, mitzuempfinden, was uns sonst völlig f
was nachzudenken uns sonst beinahe nicht m
ist. Darin liegt aber ein sehr bedeutend
und eine Erweiterung unseres eigenen Wesen
sich um die Schicksale der kleinsten Provinzia
einer Klosterfrau, oder eines mächtigen Geis
wir nehmen dabei immer eine Offenbarung
genheit, ein neues genaues Wissen von einer
Menschheit in uns auf, wir lernen begreife
sonst bis zu einem gewissen Grade verschloss
ist. So haben denn auch diese sehr einseitig
nungen der Schwester Katharine, den vollen
historischen Bildes in großem Styl, und aus
und Beschränkung, aus der camera obscura
gewinnt man einen Einblick in die Zustän
während der Reformationszeit, der höchst a
Man sieht, wie es in den Geistern der from
liken damals aussah, man erkennt der from
tige Unbeweglichkeit des Katholizismus, daneben
nach dreihundert Jahren, könnten denn
ganz in gleichem Sinne lauten, wenn solche Klo
andere Stimmen aus den jetzigen daneben
würden; wie man das an den Klöstern
Caraccioli ersehen hat, die aus Memoiren
Kloster ausgeschieden, die Gattin einem Ne
worden ist. eines Rechts

Die Schwester Katharine von Saulx ist
nicht ohne darstellendes Talent. Sie sagt zu
unsere jetzigen litterarischen Dilettanten, die sich

wurde. Wenn man in ihrem Schlosse, wie
Höfen gehört, tanzte, so achteten sie häufig
sondern unterhielten sich während dessen von
und von den Freuden des Paradieses. Si
keine sittenlosen Menschen oder leichtfertigen
ihrer Nähe, sondern machten diesen und aller
reden mit den Worten ein Ende: „wir woll
Dingen nicht mehr reden“; und die fromme
sicherte ihren Frauen oftmals, daß nur die T
Gatten es ihr erträglich machten in der C
Wie sie strenge gegen sich selbst war, war
ihre ganze Umgebung. Wenn ihre Frauen si
oder zu fluchen erlaubten, mußten sie zu
Armen Geldstrafen bezahlen, und wenn die
dergleichen zu Schulden kommen ließen, m
Beisein des ganzen Hofes den Boden küssen.
lieber Geld geben, als den Boden küssen!“ sa
Cavaliere. „Das weiß ich wohl! entgegnete
aber ich lasse Euch also thun, um Euch zu

Bisweilen, wenn sie aus den Zimmern
neur heraustrat, in denen man getanzt und
und viel weltliches Spiel getrieben hatte, sag
Frauen: „beau Sire Dieu! wie beneiden mi
so Viele — ach! und von dem Allen, werde
Rechenschaft zu geben haben!“ — Sie woll
ihre Frauen, mit Karten oder Würfeln, Glücks
ja nicht einmal, daß sie Karten und Würf
und wenn dieselben dann doch einmal zum 3
unschuldiges Spiel um Geld betrieben, und
und nahm aus Güte Theil daran, so sagte

sehen mußte, die ihren Busen entblößten, un
dies um Nichts in der Welt ihren Damen e
obgleich ihrer vorhanden waren, die dies sehr
hätten!"

Es ist rührend zu lesen, wie der Fürstin
und geringste Kost die liebste war, wie s
ihren Körperleiden wie von gleichgültigen un
Kleinigkeiten niemals sprechen und nicht reden
aber bei dem kleinsten Unwohlsein ihrer Frau
reich zur Hand war; wie sie keine üble Na
irgend Jemand duldete und wie sie kein g
nügen kannte, als einem Menschen eine F
reiten. Neben ihrem Entsetzen vor jedem
Zwist, neben ihrer Sehnsucht nach Harmonie
neben ihrer hohen Schamhaftigkeit, werden d
eilftausend Ave Maria hervorgehoben, die sie
zu Ehren der eilftausend Jungfrauen, und di
fünfundsechszig Ave's, die sie bei jedem M
betet, und zu denen sie auch ihre Frauen an
Der Fußwaschungen am grünen Donnerstage,
renden Beichtens und des häufig wiederholten
genusses nicht erst zu gedenken.

Man sieht im Geiste bei all diesen S
die sanften Madonnenköpfe vor sich, wie sie
diger Freundlichkeit von vielen alten Bild
Menschheit niederschauen; und man kann s
gefühls nicht erwehren, wenn Schwester Kath
wie der Herr um der frommen Fürstin die
zur demüthigen Unterwerfung unter seinen
bieten, sie in ihrer Blutsverwandtschaft mit K

„Ihre Frauen mußten mit ihr unausg
Verfertigung von Altardecken und ander
Schmucke arbeiten, und der Fürstin ganzes
darauf gerichtet, diese Fräulein auch für da
zu gewinnen. „Ich weiß nicht, sagte sie i
es wünschen möget in der Welt zu ble
heirathet zu werden; da Ihr ja an mir die gr
und Beunruhigungen ersehet, die man dav
man einen guten, tugendhaften und wohlanst
besitzt, und verliert ihn, so seht Ihr, welc
das ist. Und wenn er schlecht ist und nicht
ist es eine Sache voll großer Kümmerni
mir aber folgt, so bewahrt Ihr Euch
Noth. — Sie antworteten ihr: Wir wolle
werden, denn Gott hat uns nicht die Gnad
wir dazu die Devotion hätten oder We
trügen. — Und darauf sagte sie ihnen:
und er wird Euch dieses Wollen geben."

„Unter diesen Fräulein war aber Ei
sehr fröhliches und leichtgesinntes Herz bes
Katharine von Saulx, und dieser Katha
die Herrin jene Worte oft, und das Fräul
Antwort: Madame! ich werde Gott darum b
fragte die Herrin sie wieder einmal, ob
gebeten habe? — Und Jene antwortete
aber als ich Gott darum bat, hatte ich d
daß er mir diese fromme Hingebung gewä
Darüber fing die gütige Herrin recht von
an, und sagte sehr heiter zu ihr: Oh Kat

letzten Krankenlager dabei ein:
gegnädigefraut — nennt mich
Sie entfernt sich endlich f
staat und aus ihrem Hause,
Katharine von Saulx, ihre Bi
St. Maurice folgen ihr; und n
rückgelassen hat, worum Ande
erst fühlt sie sich frei und gl
Jahre alt, als sie in das Kof
in demselben wird mit höchste
Reihe von Kasteiungen und v
die alle von ihr in tiefster Den
ihres eigenen Herzens geleistet
und Trost für Jede der Schwes
lichen Verwandten, die sie zu
nicht darin finden können, sie i
wiederzusehen, nicht genug rühn
indeß die Entbehrungen und A
auferlegt, gehen dennoch über ihre
zu kränkeln an, aber bei ihrer W
diese beginnende Hinfälligkeit ihr
rung ihrer Glückseligkeit, und al
niederliegt und wohl ahnt, daß d
ihre Seele frei und heiter.

„Ich bin ganz erstaunt, ich habe
ich bin nur schwach, sagt sie, aber
daß ich nicht mehr kann. Ich bi
Schwestern, wenn mir die Sinne
nicht mit Euren Gebeten vor Gott
sprechen ihr Hoffnung ein, wünschen

möge. „Ich habe immer so großes Vergnügen daran gehabt, in Eurer Gesellschaft zu leben, daß ich gern noch länger unter Euch bleibe, wenn Gott mich hierlassen will; und wenn es ihm gefällt mich fortzunehmen bin ich ebenso zufrieden!“ Giebt sie den Weinenden, die sie umstehen, demüthig zur Antwort.

Am Morgen ihres Sterbetages läßt sie sich noch in die Kirche tragen, um dort zu beichten und ihr Abendmahl zu empfangen. Sie gesteht ein, daß sie sich sehr übel befinde, aber es werde ihr um die Vesperstunde besser sein. Sie ermahnt die Schwester Katharina, der die Versorgung der Nonnen obliegt, daß sie sie immer gut bedienen solle, sie tröstet Alle, die um sie trauern, sie sucht es sogar der Aebtissin, die sich in ihrem Schmerze nicht zu fassen weiß, zu verbergen, daß sie sich sterben fühlt, und spricht ihr heiter zu, während sie gleichzeitig die Nonnen bittet, daß sie nur recht Acht haben sollten, damit bei ihrer letzen Oelung Nichts verabsäumt werde.

Als dann die Vesperstunde heran kommt, hält sie alle die üblichen Gebete mit solcher Inbrunst, daß die Anwesenden die Empfindung haben, als wäre Gott selber mitten unter ihnen; darauf spricht sie: „meine theure Mutter und Ihr, meine guten Schwestern alle, ich nehme Euch zu Zeugen, daß ich im heiligen Katholischen Glauben sterbe!“ und damit legt sie Alles von sich ab, was sie Eigenes besitzt: ihren Fingerhut, mit dem sie immer genäht hat, und ein kleines Agnus Dei, in dem sie beständig etwas Gewürz bei sich getragen, um davon in den Mund zu nehmen, wenn sie sich schwach gefühlt. „Nehmt es, meine Mutter, sagte sie, ich gebe Euch das Alles, denn ich will

in Wahrheit als eine arme Non
das Pater Noster ablegen, das
niederhängt, aber die Aebtissin
thun. „Behaltet es, meine Toc
Euch!“ Denn sie wünscht, daß d
dem Kreuz verborgen sind, d
Todesnoth nicht fehlen, und i
gehorsam an sich.

Als die Nonnen sie dann a
wo sie die letzte Oelung erhalte
in die Kirche gebracht zu werde
wohl auch noch bis dahin gehen
zu schwer falle, sie zu tragen;
schwachen Zustand vorhält, giebt
Vor ihrem Bette kniet sie sich
Schwester Katharina es ausdr
„schönen“ Hände, und da es V
dabei das letzte Abendmahl des
sie, weil sie bis zum Ende gehe
ohne den Willen ihrer Frau Aeb
Mutter, könnten wir nicht eine le
genießen?“ — Diese antwortet ihr
Darauf nimmt sie ihr Trinkglas
ein wenig Wein hineingegossen h
sie es, und spricht: „Das ist die
gesegnete Heiland mit seinen gebe
Zeichen der Liebe und der Barmhe
getheilt hat. Zur Erinnerung an
mit mir diesen Wein von dem wal
der letzte Trank, den ich genieße,

ich Euch darum bitte. Ich weiß wohl, daß es mir nicht zusteht, also zu thun, und ich hatte es auch nicht im Sinne gehabt, aber es ist so über mich gekommen, daß ich also thun mußte. Lebt nun wohl, meine sehr geliebten Schwestern, jetzt gehe ich in's Paradies. Da wird es sehr schön sein! Kein Uebel, keine Sorge, kein Schmerz und keine Traurigkeit! nur Freude, Wohlgefallen, Glückseligkeit und unendliche Glorie!" — Ihre Stimme klingt dabei lauter und heller als je zuvor; und ihren Körper und ihre Arme hoch erhebend, mit einer Kraft, die Niemand ihr mehr zugetraut hätte, ruft sie: „Hinauf! Hinauf! In's Paradies! in's Paradies!" und sinkt auf ihr Lager zurück, daß die Schwestern erschrecken, denn sie meinen, ihr Ende sei gekommen, und sie könne von dannen gehen, ohne die letzte Oelung empfangen zu haben.

Man umsteht sie in stummem Schmerz; aber eine der Schwestern wendet sich in ihrer Herzensangst an die Aebtissin, und beschwört sie, der Sterbenden zu befehlen, daß sie nicht verscheide, bis der Priester gekommen sei, ihr die Oelung zu ertheilen, und die Aebtissin thut also. Auf ihren Anruf kommt die Sterbende noch einmal wieder zu sich. Aber sie freut sich dessen nicht. Mit sehr schmerzlichem Tone sagt sie: „Gott verzeihe es Euch, meine Schwestern, Ihr habt mir sehr wehe gethan; ich war schon hoch oben und Ihr habt mich tief herniederkommen machen durch Eure Gebete. Ich weiß Euch das keinen Dank! ich muß zu lange warten, das langweilt (m'ennuye) mich; ich möchte nicht mehr bleiben." — Und die Schwestern sprachen: „Ihr müßt warten Schwester Loyse bis der hochwürdige Vater kommt, Euch die letzte Oelung zu ertheilen!" —

Die Mahnung thut ihre Wirkung. So schwach sie is
Schwester Loyse sich aus Gehorsam mit fromm
sprächen noch mühsam aufrecht zu erhalten, bis i
Eile der Hochwürdige mit seinem Gehilfen herbeige
ist. Nach seiner Einsegnung entschlummert die
Seele mit dem Namen der Gnadenmutter auf den

Schwester Katharine kann es denn auch n
nugsam schildern, wie schön die Herrin noch im T
wesen sei, und mit welchem Schmerze das ganze
sie betrauert habe. Sie nennt sie den schönsten
den das Kloster je besessen, und die Heiligkeit de
macht sich auch gleich durch wundersame Zeichen
Denn in ihrer Zelle und an all den Orten, a
Schwester Loyse sich aufzuhalten geliebt hat, verb
nach ihrem Tode ein entzückender Duft, als ob A
Veilchen wäre, und derselbe Wohlgeruch entströmt
Kleidungsstücken, welche sie getragen und den B
auf denen sie gelegen hat, als die Nonnen sie
und sie wuschen.

Das größte Wunder aber vollzieht sich an d
lichen, der ihr in ihrem Leben und in ihrer T
beigestanden hat und an der Frau Aebtissin. D
hat immer kranke Nerven gehabt und dadurch ei
Zittern mit dem Kopfe bekommen. Der Beichtv
Seits hat aber seit Jahren an völliger Appetitl
litten, und die hingegangene Schwester Loyse h
gesagt, wie keines ihrer Leiden ihr so viel Kum
als die Noth ihres Beichtigers, der nun seit b
Jahren Nichts mehr genießen möge, so daß
begreifen könne, wovon er noch lebe. Und a

hatten mit ihm großes Mitleid gehabt und nicht gezweifelt, daß die Todte im Himmel für ihn beten werde. Als er nun an ihrem Grabe die neuntägigen Obsequien beendet hat, und er und alle Nonnen in das Kloster zurückkehren, bemerkt man, daß die fromme Mutter, die ihnen voranschreitet, von ihrer Schwäche urplötzlich ganz und gar geheilt ist, und mit ruhig gehaltenem Kopfe vor ihnen einhergeht; und zu seiner größten Verwunderung wird der hochwürdige Herr an sich in demselben Augenblicke einen sehr gesunden Appetit gewahr, den er natürlich nur der Verwendung der hingegangenen gebenedeyten Schwester Loyse verdanken kann, und der ihn denn, wie Schwester Katharine von Saulx ausdrücklich es versichert, auch nicht mehr verlassen hat bis an sein selig Ende.

Neben dem anmuthigen und höchst rührenden Heiligenbilde, welches die klösterliche Schriftstellerin uns in dieser Lebensgeschichte ihrer Herrin entworfen hat, nehmen sich jene Aufzeichnungen der Schwester Jeanne de Jussie über die Anfänge der Reformation in der französischen Schweiz, in dem erwähnten „Le Levain du Calvanisme" sehr finster aus. Die Stimmung der vielfach von Angst und Gefahr bedrohten Klosterfrau ist immer trüb, ihr Herz wird mit jedem neuen Ereigniß fester aber auch härter, ihr Blick verengt sich mehr und mehr. Anfangs verfolgt sie das Umsichgreifen der Ketzerei noch mit dem Gedanken an das Unheil, das daraus der Menschheit und der katholischen Kirche erwachsen muß, später erregt nur noch das Schicksal ihres Klosters und ihrer Mitschwestern in demselben ihren Antheil; und die Ausrufe und Bemerkungen, mit welchen sie die Erzählung von den Unruhen

in der Stadt und von den Uebergriffen der Behörden gegen ihr Kloster gelegentlich begleitet, werden je länger je weltfremder, je zeitfremder. Aber wer Gelegenheit hat das heutige Klosterleben zu beobachten, wer es z. B. in Rom kennen gelernt hat, wird in der wachsenden Beschränktheit der Nonne nur die nothwendige Folge ihrer Lebensstellung erkennen. Man wundert sich dann gar nicht mehr, wenn für Jeanne de Jussie Alles, was nicht in oder dicht vor den Mauern ihres Klosters geschieht, zu einem Weitabliegenden wird.

Als im Jahre achtzehnhundert neun und vierzig Garibaldi in Rom sein Hauptquartier in das Frauenkloster verlegte, welches die ganze eine Seite der Piazza di S. Sylvestro und den Raum eines großen Stadtviertels einnimmt, wanderten die Bewohnerinnen des Klosters: fünf Nonnen, mit fünf Kanarienvögeln und mit fünf widerstrebenden Katzen aus demselben aus, höchlich überrascht die Stadt in einer Aufregung zu finden, deren wahren Grund sie nicht verstanden. Und während wir selber im verwichenen Jahre noch in Rom waren, hatte ein Bekannter von uns, durch ein Zusammentreffen von Umständen Eintritt in eines der größten Frauenklöster erhalten, in welchem sonst der Besuch eines Mannes auch außerhalb des Gitters und unter der Aufsicht der Aebtissin nicht gestattet ist. Er fand sechszehn Nonnen, meist hoch betagte Frauen in dem Kloster vor, welche seit ihrer Aufnahme in das Haus die Mauern desselben nicht mehr verlassen, nie wieder ein weltliches Buch, nie eine Zeitung in die Hand bekommen hatten. Daß es vor Jahren einmal unruhig in Rom gewesen sei, weil Empörer gegen den

Papst in die Stadt gedrungen waren, das war Alles das sie von den Ereignissen der letzten fünf und zwanzig oder fünf und dreißig Jahre außer den päpstlichen Thronbesteigungen erfahren hatten. Unser Freund sagte, sie wären spukhaft anzusehen gewesen und hätten geheimnißvoll wie die Parzen dagestanden, als sie ihn auf das Dach ihres Hauses geleitet hatten, ihm eine Uebersicht über Rom zu bereiten, und er ihrer bei hellem Tageslicht und unter dem blauen Himmel ansichtig geworden wäre.

Spukhaft werden denn allmählich auch die Aufzeichnungen der Jeanne de Jussie, und sie durchzulesen muß man wirklich ein historisches Gewissen und eine Neigung für jene kleinen geschichtlichen Einzelheiten haben, aus welchen das Colorit einer Zeit sich zusammensetzt.

Dreiunddreißigster Brief.

Lord Byron und Bonivard am Genfersee.

Zwischen Territey und Veyteau, ein wenig höher als die Landstraße am See, liegt die Pension Röhring, die außer diesem Namen noch einen andern, und zwar einen historischen Namen trägt. „Hôtel Bonivard" ist auf einem zweiten Schilde zu lesen.

Als wir heute daran vorüberkamen, bemerkte ein junger Mann, der mit uns ging, Bonivard sei der Held von Byron's Gefangenem von Chillon; und weil dies der ziemlich allgemein verbreitete Touristen-Aberglaube ist, lohnt es immer der Mühe, ihn auch für Euch noch zu berichtigen, obschon dies längst geschehen ist.

Byron war im Jahr 1816 von England an den Genfersee gekommen, und lebte mit seinem Freunde Hobhouse in Clarens in einem an der Seeseite tief am Ufer gelegenen Hause, das wie viele dieser Landhäuser eine hübsche Gallerie vor den Zimmern hat. Das Zimmer, welches auf die Gallerie hinausführt, wurde von Byron bewohnt, und die sanfte Schönheit der friedlichen Natur, die er aus seinem Fenster übersah, übte auch auf ihn ihren vollen Zauber aus. Die Eindrücke, welche er hier empfing, klingen häufig und deutlich im Childe Harold wieder. Tage lang durchkreuzte er in Gesellschaft seines Freundes den See nach allen Richtungen, und so kamen sie auf der

Barke, die vor seinem Hause immer seiner warten mußte, eines Tages auch nach Chillon und ließen sich die Gewölbe zeigen.

Der Anblick dieser Hallen, der Gegensatz der kahlen grauen Wände und des trüben Lichtes in ihnen, mit der weiten freien lachenden Natur, die mächtigen Pfeiler des Erdgeschosses, welche noch die Spuren der eisernen Ringe zeigten, an denen man in früheren Zeiten die Gefangenen angekettet, wirkten mächtig auf des Dichters Phantasie, und schmolzen in seinem Geiste mit dem Schicksal Ugolino's und seiner Söhne zusammen, wie Dante es dargestellt hat. Während dessen erzählte der Cicerone den Freunden die Geschichte Bonivard's, welche mit der des Ugolino allerdings nicht die entfernteste Aehnlichkeit hat; aber die Scenerie, die ihn umgab, die Namen, welche von dem Führer an sein Ohr getragen wurden, und seine eigenen Erinnerungen und Vorstellungen fügten sich wie die einzelnen Theilchen in einem Kaleidoskop zusammen, und der Stern, der sich daraus in rascher Fügung in des Dichters Seele bildete, war „der Gefangene von Chillon" wie er als eine der schönsten Dichtungen Byron's vor uns liegt.

Als sie Chillon verließen war Byron ungewöhnlich heiter. Er ließ seine Barke nach Clarens zurückfahren und machte mit seinem Freunde den Heimweg zu Fuße. Wo er ein Kind ansichtig wurde, gab er ihm ein Geldstück. Es schien, als ob er nach dem Anblicke des Kerkers das Glück des freien Athmens in der Natur in erhöhtem Maße genieße. „Ich bin förmlich unter dem Zauber dieser Gegend, sagte er, meine Seele belebt sich neu mit

ihrem Geiste und nimmt ihre Gestalten in sich auf. Orte wie diese sind eigentlich zu Schade, um von den Menschen unter die Füße getreten zu werden, sie sind wie geschaffen, der Aufenthalt seliger Götter zu sein."

Die Folge dieses Besuches von Chillon waren die Entwürfe zu dem Gedichte, die er gleich an dem Abende niederschrieb. Ein paar Tage später fuhr er zu Wasser nach Lausanne. Als sie aber in Duchy, dem Hafen von Lausanne landeten, war ein heftiges Unwetter losgebrochen. Man konnte nicht daran denken, in dem offenen Kahne zurück zu kehren. Byron sah sich genöthigt am Lande zu bleiben, und dort, im Gasthof zum Anker, brachte er den ganzen Gefangenen von Chillon zu Papier. Später erst entstand das Sonnett an Bonivard, das wirklich dem historischen Bonivard gewidmet, und auf dessen besonderes Schicksal begründet ist.

Dies Schicksal aber ist sehr eigenartig, und liefert in gewissem Sinne eine Art von Gegenstück zu dem Leben Byron's, denn wie dieser war Bonivard ein Edelmann aus altem Geschlechte, der mit den Ansichten seines Hause[s] und seiner Kaste, Anfangs wohl auch nur aus persönliche Willkür und um persönlicher Ursachen willen, gebroche hatte. Wie Byron war er Schriftsteller und Dichter, un wie dieser wurde er, von seinem persönlichen Unabhängi keitssinne weiter und weiter fortgeführt, endlich dahin g bracht, für die allgemeine Freiheit einzutreten.

Franz von Bonivard war zu Ende des fünfzehn Jahrhunderts in Savoyen zu Seissel geboren und h in Turin Philosophie und Jurisprudenz studiert. N sehr jung, kam er im Gefolge des Herzogs von Savo

nach Genf und führte dort ei
und weichliche Leben der Hö
Geschichtsschreiber jener Tage kla
entsittlichend auf die Genfer Bür
Von einem Onkel ererbte er wäh
in Genf das Priorat des kleinen Kl
in einer der Vorstädte von Genf. un
er seine Bekanntschaft mit jenen Th
Bürger gemacht, welche sich selbst a
Genève“ (die Kinder von Genf) gleichf
Genf“ bezeichneten. Sie waren sammt un
savoyenschen Herrschaft über Genf, Anhä
Bewegung, welche in der katholischen Ki
begonnen hatte, und die in Genf zah
zählte. Ein besonderer Christ, ein be
Geistlicher und ein Bote des Friedens
Erbonkel Bonivard's auch nicht gewesen
gut wie andere Edelleute und Bischöfe ha
eigene Hand mit seinen Nachbaren in Feh
Krieg geführt, und sogar sich für diesen ni
lichen Zweck seine eigenen Feldschlangen
Als er dann zum Sterben und die Neue übe
men war, hatte er zwar seinem Neffen un
Pflicht auferlegt, diese Kanonen in Kirchenglo
deln zu lassen, indeß der junge Prior fand
nöthig dieser Anordnung zu folgen, und um se
Freunden ein Zeichen seiner guten Gesinnung für f
schenkte er die Kanonen dem Magistrate der
d. h. den Gegnern seines angebornen Herren, D
von Savoyen. . . .

Was ihn eigentlich dazu bewogen, diesen Sch
thun, und ob er die Folgen berechnet hatte, welch
Schenkung für ihn haben mußte, ist schwer zu sa
war damals erst zwanzig Jahre alt und noch
ein unbedingter Anhänger jener Kinder von
wie schon erwähnt in der Kirche und im
Freiheit und nach Unabhängigkeit strebten.
ein Lebemann von feinen Umgangsformen,
lehrten Studien und von großer Belesenheit.
die ganze humanistische Bildung der Renaissance
er liebte die Poesie, machte selbst frühzeitig Ged
und obschon er auf der Universität für einen guten
schnell bereiten Degen gegolten hatte, war er ein F
der Rohheit, des Kampfes, ja aller lärmenden Gesellig
und als geborner und geistiger Aristokrat durchaus n
geneigt, seine Hand durch „Begrüßung mit jedem un
waschenen Bruder zu beflecken.“ Er warf es vielmehr
Masse der Freiheitsfreunde vor, daß sie
rechtigkeit verlangten, aber nur so lange,
wider sie gehandhabt werden sollte; daß sie unter
Nichts verständen, als die Möglichkeit, „ohne Gesetz,
Regel, ohne Kompaß nach ihren Gelüsten zu leben,
daß sie nicht einsähen, wie die Freiheit nicht darin bes
daß man thue was man wolle, sondern daß man
was man solle!“ Es mochte ein antikes Ideal von F
heit vor seinem Geiste schweben, das ebenso durch
Tyrannei der Herzöge von Savoyen als durch die u
regelten Freiheitsbestrebungen beleidigt ward, die er in
vor Augen hatte, und er wird wahrscheinlich zu der
jener eigentlichen feinsinnigen und selbstherrlichen „

friedenen“ gehört haben, deren es zu allen Zeiten der Bewegung in den Reihen der alten Adelsgeschlechter gegeben, und bei deren Entwicklung oft eine zufällige Eingebung ihrer eigenen Willkür, für oder wider ihr Festhalten an der Sache der Freiheit entschieden hat. Für solche Naturen aber genügt es, wenn ein Anderer bezweifelt, daß sie dies oder jenes thun könnten, um es sie thun zu machen, und so verschiedenen Zeiten und Völkern sie angehören, haben, wie mich dünkt, Bonivard, Mirabeau und Lord Byron in ihren Charakteren und in ihrer Entwicklung eben darin etwas Gemeinsames — während Ullrich von Hutten, der deutsche Ritter, in seiner sich selbst völlig vergessenden Hingebung an die Wahrheit, an die Freiheit und an des Volkes Sache, allen Dreien als Charakter bei Weitem überlegen ist.

Wie dem nun sei, was Bonivard bewogen haben mochte, seine Feldschlangen der Genfer Bürgerschaft zu schenken, er hatte damit seine Würfel geworfen und er hielt von da ab treu zu Genf, obschon man es von des Herzogs Seite nicht an Versuchen fehlen ließ, ihn den Genfern abwendig zu machen. Man sendete sogar einmal einen von Bonivard's Verwandten eigens von Turin aus an ihn ab, um ihn zu überreden, daß er, dem alle Verhältnisse der „Kinder von Genf“ bekannt waren, sie und ihren Anhang, und wäre es mit Gewalt der Waffen, in des Herzogs Hände liefern sollte. Bonivard aber wies den Versucher mit einer der satyrischen Wendungen ab, deren man ihm viele nacherzählt. „Sagt dem Herzoge, gab er ihm zur Antwort, ich könne den Degen und das Bre=

vier zu gleicher Zeit nicht handhaben!" — Das hinderte ihn indessen nicht, die Waffen zu führen und zu brauchen, wenn es ihm gut däuchte. — Denn als es später darauf ankam, die Befreiung eines „Enfant de Genève" zu erlangen, zwang Bonivard einen bei dem Bischofe wohlangeschriebenen Mönch, mit gezogenem Dolche dazu, das Begnadigungsdekret von dem Bischofe zu erwirken; und stolz über diese That kehrte der jugendliche Prior in sein Kloster zurück, wo er, wie er selbst sagte: „in dem tollen Uebermuthe der Jugend weder den Bischof noch den Herzog fürchtete, und wo Gott ihm nichts Uebles widerfahren ließ, weil seine Tollheit aus seiner Anhänglichkeit an einer gerechten Sache entsprang."

Es ist eine durchaus anziehende Gestalt, dieser junge humanistische Prior, der bald die Griechen, bald die Bibel zur Hand nimmt, der des Italienischen und des Deutschen mächtig ist, der dem Adel und den Bürgern, seinen Standesgenossen und seinen Parteigenossen, je nach seiner Stimmung und Ueberzeugung herbe Wahrheiten sagt, den heute Untersuchungen über den Ursprung der modernen Sprachen und morgen theologische Fragen, dann wieder Studien über die Entstehung der drei Stände beschäftigen, und der von den heitersten Scherzen plötzlich zu tiefsinnig poetischen Ergüssen übergeht. Indeß, weil er vor Allem immer danach strebte, sich selbst zu befriedigen, befriedigte er die andern nicht in gleichem Maße. Der Herzog von Savoyen hatte einen bittern Zorn gegen ihn gefaßt, die Genfer Kinder, die eine große Vorliebe für ihren excentrischen Parteigänger hegten, hatten doch noch kein Zutrauen zu ihm, welches jener Vorliebe gleich gewesen wäre, und

als eines Tages Herzog Karl wieder einmal nach Genf kam, hielt Bonivard auf alle Fälle es für gerathen, einer Begegnung mit demselben auszuweichen. Er hatte sich aber, wie dies jungen und lebhaften Personen nur zu leicht begegnet, in der Wahl der Vertrauten getäuscht, mit deren Hülfe er seine Flucht zu bewerkstelligen dachte — und er sollte diesen Irrthum büßen.

„Ich wollte klüger sein als die Andern, sagte er, und wendete mich an Messire de Baulruz, einen Waadtländischen Edelmann und an den Abbé von Montheron, der als mein Unterthan geboren war, und verlangte von ihnen mich in Mönchstracht auf schweizer Boden zu bringen.“ Die Flucht kam auch zu Stande, indeß als der treulose Edelmann den Prior auf seinen Gütern hatte, setzte er ihn nach einer Verabredung mit dem eben so treulosen Abbée, gefangen, und man nöthigte Bonivard, indem man ihm mit dem Tode drohte, auf sein Amt und dessen Einkünfte zu verzichten. Als man diese Akte in Händen hatte, thaten die beiden gegen ihn verbündeten Spießgesellen, was Bonivard von der Schwäche der Genfer Bürger befürchtet hatte: sie lieferten den Beraubten dem Herzog aus. Der Abbée erhielt dafür das Priorat von St. Viktor, Baulruz eine ansehnliche Pension zur Belohnung, und Bonivard wurde zwei Jahre lang von dem Herzoge gefangen gehalten — wodurch seine Anhänglichkeit und seine Unterthanenliebe für das Haus Savoyen kaum gewachsen sein werden.

Endlich erhielt er auf Verwendung seiner Freunde seine Freiheit wieder und that nun Schritte auch in seine Rechte, d. h. in sein Priorat und in dessen Einkünfte,

wieder eingesetzt zu werden. Sie mißlangen jedoch, bis nach der Erstürmung Rom's durch den Connetable von Bourbon — nach dem Sacco di Roma — die allgemeine in der Kirche herrschende Verwirrung ihm zu Hilfe zu kommen schien. Es hatten sich nämlich in Folge des Gerüchtes, daß in Rom kein Mensch, also auch der Papst nicht, am Leben geblieben sei, verschiedene Bischöfe in der Schweiz aus eigener Machtvollkommenheit die Pfründen angeeignet, nach denen sie Verlangen hegten, und obschon das Priorat von St. Viktor nach dem Tode Montheron's von dem Papste anderweit vergeben worden war, trug einer jener Bischöfe, der es mit Bonivard wohl meinte, kein Bedenken, den neuen Prior von St. Viktor zu Gunsten Bonivard's zu entfernen, diesen in sein Kloster zurück zu führen, und es ihm nun zu überlassen, wie er zu dem Besitz der Einkünfte desselben gelangen möge. — Das konnte denn freilich nur mit gewaffneter Hand geschehen, und Bonivard selbst erzählt in seinen Aufzeichnungen, wie er sechs Mann und einen Freiburger Kapitain gemiethet habe, wie er dazu noch einen aus Bern mit seinen Gesellen geflüchteten Schlächtermeister, dem die neue strenge Kirchenzucht der dortigen Reformirten nicht behagt, in seinen Sold genommen, und von dieser Truppe die Eroberung des Schlosses und der Güter erwartet habe, von denen das Kloster seine Einkünfte bezog. Aber der tragikomische Feldzug lief für Bonivard nicht glücklich aus; und es blieb ihm also Nichts mehr übrig, als der Stadt Genf das Klostergebäude zum Kaufe anzubieten. In Genf ging man auf den Vorschlag ein, indeß die Mittel der Stadt waren durch die unablässigen Unruhen in der-

selben so beschränkt, daß die Re
für den Verkauf seines Kloster
sehr klein ausfiel. Sie kam für den
wöhnten geistlichen Edelmann viel
grade diese Armuth brachte ihn Bern
den Bestrebungen derjenigen
welche die Reformation der Kirche
von Bern hinaus, zu betreiben begann und f
Bonivard's gewandte Feder und
Wort waren ihnen dabei für Genf
aber er schonte auch die Berner nicht,
Werkzeug zu bedienen wünschten. „Ihr
zu reformiren und Ihr seid selber mißge
schrieb er dem Rath in seiner sarkastis
beklagt Euch über die Sittenlosigkeit der
selber sittenlos; Ihr haßt sie, nicht weil
sondern weil sie Euch zu ähnlich sind; un
die Stelle des Klerus Lehrer des Evangeli
werdet, um dem Laster Schranken zu setzen
allerdings ein großes Glück sein, aber Ih
frommen Männer, ehe zwei Jahre in's Land
fortjagen, weil sie Euch zu wenig gleich
Wollt Ihr bleiben wie Ihr seid, wollt Ihr
formlos, (difformes) bleiben, so gönnt das
ebenfalls — wollt Ihr reformiren, so beginn
Euch selber!“

Trotz dieser herben Ermahnungen an
Rath, schickten die Genfer Bürger dennoch gra
einer Anzahl ihrer Angehörigen nach Bern un
sie zu unterhandeln. Auf ihrem Wege fanden

schiedenen Orten Exkomunikationen gegen die Stadt Genf
angeschlagen und dieselben machten Eindruck auf Boni-
vard's Gefährten. Er aber lachte ihrer. „Kümmert Euch
nicht darum! rief er ihnen zu. Ist Eure Sache schlech[…]
so seid Ihr von Gott selber ausgestoßen; ist sie gut […]
der Papst in Rom verdammt Euch dennoch, so wird P[…]
Berthold (Einer von den Berner Reformatoren) Euch
Absolution ertheilen!“

Solche Aeußerungen, in denen Bonivard seine […]
sicht von den Dingen so scharf ausprägte, daß sie zu […]
und Parteiworten werden konnten, nützten der Verbreitung
der Reformation in Genf in hohem Grade, denn […]
schneidet so tief und prägt sich bohrend so fest ein, […]
ein Wort, das Jedermann zur Hand hat; ab[…]
halb wuchs die Erbitterung des Hofes und […]
gegen ihn fortwährend, und weil seine Sark[…]
mand verschonten, hatte er auch in Genf se[…]
ohne daß er der Einen oder der Andern […]
achten schien. — Es ist mir, als ich diese Schild[…]
vard's gelesen habe, unablässig die Erinneru[…]
schlagfertig satyrische Laune, an die stolze […]
unseres verstorbenen Freundes, des in der pre[…]
volution und in unsern späteren Verfassungsk[…]
haft betheiligten katholischen Geistlichen, des […]
Berg gekommen. Und bei Bonivard wie bei […]
von Berg beruhte, so groß der Zeitraum ist, […]
und ihre Wirksamkeit von einander trennt, […]
Keckheit ihres Auftretens in derselben Wurzel […]
in sie gepflanzten Bewußtsein der hohen Mach[…]
heit des katholischen Geistlichen. Dies Be[…]

bei Herrn von Berg durch sein Ze
Kirche gesteigert ward, blieb als
als Selbstvertrauen, auch in Bo
er lange schon in den Streit ge
Rom hineingezogen war, und auffal
hole es geflissentlich, er wendete fi
thaten der Fürsten und die Zuchtlosig
deshalb noch eine volle unbedingte H
formation oder ein unbedingtes Zutra
zu haben.

Auch in seinem Verhalten zwische
von Genf und dem Herzoge von Savoy
selbe — soll man sagen Halbheit oder
geltend; und dabei zeigte er eine Art v
beiden Seiten hin, das durch seine bisher
mindestens in Bezug auf den Herzog nich
Seine Lage wurde dadurch nur verwickel
Genf war an dem erworbenen Priorate
der Herzog von Savoyen aber sah jede,
Machtvergrößerung der Genfer mit scheelem
nach Mittheilungen, welche Bonivard von
erhalten hatte, war in ihm der Gedanke r
den Handel mit Genf rückgängig zu mach
Priorat an den Herzog abzutreten, wenn die
größere Jahresrente dafür gewährleisten sollte.
Bonivard's Mutter in seiner Heimath auf de
krankt, hatte Verlangen nach dem Sohne, und
schloß sich also endlich, von dem Herzoge einen
in die Heimath zu begehren, obschon seine Genf
ihn davor warnten, dem Herzoge zu vertrauen.

Er erhielt denselben für einen Monat, den April, und er wurde ihm dann auch für den Maimonat verlängert, da er mit seinen Verhandlungen nicht weit gediehen war. Alle Briefe indessen, die er von Turin aus in seiner Vaterstadt Seyssel erhielt, sagten ihm nichts Gutes voraus, die Mutter, die Freunde zeigten sich besorgt, man drängte auf seine Entfernung, und er beschloß deshalb, sich nach Freiburg zu begeben, wo er vor dem Herzoge in Sicherheit war. In seinen Angelegenheiten war damit jedoch noch Nichts gebessert, und er mußte auf eine andere Auskunft denken. „Ich machte mich nach Lausanne auf, erzählt er, wo der Bischof mich mit großem Festmahl aufnahm. Wir verhandelten darüber, daß ich mein Priorat gegen eine Pension von vierhundert Thalern jährlich überlassen könnte, wenn man daneben meine Schulden bezahlen wolle, und dies gethan, machte ich mich nach Moudon auf den Weg, wo ein Gerichtshof in den Angelegenheiten der Grafen von Gruyere versammelt war. Ich wünschte diesen Herren meine Sache an das Herz zu legen. Sie nahmen mich gut auf, ich aß mit dem Marechal zu Nacht und ging mit Bellegarde, dem Hofmeister der Herzogin, zur Ruh. Es war am Abende vor Himmelfahrt. Da man nicht Zeit hatte, sich mit meiner Sache zu beschäftigen, weil man die des Grafen auf dem Halse hatte, beschloß ich nach Lausanne zurückzukehren, und Bellegarde gab mir einen seiner Diener, mich zu Pferde zu begleiten.

Den nun folgenden Ueberfall habe ich bereits in meinem Briefe über Chillon mitgetheilt. „Damit fielen die Wackern Alle über mich, schreibt Bonivard, machten mich im Namen des Herzogs zum Gefangenen, und führ-

ten mich, obschon ich ihnen De
bunden und geknebelt nach
andern Beistand als den von Go
zeit auszustehen hatte.“ Aus
wie er selbst sie nennt, ward
bereits erzählt, erst befreit, als
gemeinsam Chillon eroberten.

Man hatte, als damals der fa
der Festung Chillon sich geflüchtet
brannt hatte, die Besorgniß gehegt,
genen mitgenommen und sie auf sol
gange geweiht haben möchte, und al
eindrang, galt die erste Frage, galt
Genfer — Bonivard!

Alles was man jemals in Gen
wenden gehabt hatte, war nun ganz
guten Eigenschaften erinnerte man
dem protestantisch gewordenen Genf wa
als Gelehrter und als Bürger sicher-
sich, und zwar, da seine Frauen ih
zu vier verschiedenen Malen, aber er
seinen Ehen kinderlos, und es war se
hänglichkeit seiner Jugendgenossen, der
welche den Lebensabend des Sorglosen
schützte, weil er „nicht verstand seine
selbst zu führen!“ Man sah darauf, als
male Wittwer geworden war, daß seine G
plünderten, man bezahlte seine Schulden und
für ihn ein, und als er einmal ernstlich erkrank
Rath ihn aus seinem Hause, in welchem er

zu leiden hatte, nach einem Saal des Rathhauses bringen und ihn dort bis zu seiner völligen Genesung verpflegen. Die ehemaligen Genfer Kinder hielten ihn zuletzt an Kindesstatt.

Die Schriften Bonivard's, von denen mir hier nur hie und da spärliche Bruchstücke zugekommen sind, müssen die Mühe des Lesens reichlich lohnen. Die Gedanken sind originell, die Ausdrucksweise immer schlagend, und gegen Alles, was er angreift, ist er unerbittlich. Ein paar Verse, die mir eben zur Hand sind, schreibe ich hieher. Die ersten sind, bald nach seine Gefangenschaft, gegen Karl den Dritten von Savoyen gerichtet:

Si devant lui cause juste has,
Alors je ne t'assure pas;
Mais n'est elle juste n'honneste
Point ne te fault rompre la teste,
Ainsi dormir et te tenir coy
Car assez veillera pour toy.
Mais garde qu'il ne s'aperçoive
Que cognoisses qu'il te déçoive.
Car en prison faudra courir,
Au moins, s'il ne te fait mourir.
Car il tient les bons en prison
Et les méchantz en sa maison,
Pour lui servir en son festin.
Vêtus de velour et satin

— — — — — — — — — — —

A corps de lièvre et d'asne teste
Celui qui fort me moleste
Doulx aux fiers, fier aux doulx se montre
Celui qui d'ame et corps est monstre.

Er schont übrigens den Adel seiner Zeit ebensowenig als die Fürsten. „Ich kenne nur einen Adel, sagt er, den

der Seele. Was man Adel in der Welt nennt, ist oft das strikte Gegentheil desselben. Es sind Tyrannen, Elende, Schwachköpfe und Ehrlose. Was wissen denn diejenigen, die nicht Menschen sondern Götter zu sein glauben, und sich erhabene Titel beilegen lassen? Was verstehen sie, als tausend neue Abgaben und Auflagen zu erdenken bis hinunter auf einen Kohlkopf, auf eine Zwiebel und auf ein Ei? — Es ist nicht umsonst, daß sie wilde Thiere und Raubvögel in ihrem Wappen tragen, denn sie sind die schlimmsten aller Raubvögel. Und wenn sie das Rauben noch allein betrieben! Aber Falken, Geier, Sperber und all das kleine Gethier, das sie sonst nicht für ihres Gleichen anerkennen, hat auch freies Rauben neben ihnen, weil sie selber Diebe sind; und es wird nicht anders werden, wenn in dem Herrscher nicht wie in der göttlichen Dreieinigkeit, Weisheit, Macht und Güte zusammenkommen."

Quand seront heureuses provinces
Royaumes, villes et villages?
Quand on fera sage les princes
Ou, qu'est plus court, princes les sages.

Eine ähnliche politische Poesie ist Bonivard's Uebersetzung aus Thomas Morus:

Que vaut mieux à une province
Etre sous plusieurs ou un prince?
Si l'un, ni lautre, rien ne vaut.
Aymer l'un ni l'autre ne faut.
Si tous deux sont bons, au plurier
Ha plus de bien qu'au singulier . . .
Et si vien jamais en pouveoir
De sénateurs ou roy pourveoir

Je dis que toy — mesme ès roy;
Garde donc le règne pour toy
Et ty gouvernes sagement,
Afin de règner longuement.

So fest wie gegen die Gewaltthätigkeit der Monarchien und des Adels spricht er sich dann wieder gelegentlich auch gegen die Mehrherrschaft aus. „Ich weiß nicht, meint er, wie man der Vielherrschaft ihren Schwanz, die Anarchie, abschneiden soll. Sie ist eine schlimmere Korruption als jede andere, denn wo Anarchie herrscht, hat der Einfall eines jeden Gesetzes Kraft," — und nachdem er die weltliche Macht kritisirt, wendet er sich zur geistlichen Macht, kommt auf Luther, auf den Kommunismus der Wiedertäufer zu sprechen, und immer mit derselben Schärfe. Kurz, ich habe in jedem Betrachte bedauert, die Werke und namentlich die Memoiren Bonivard's nicht vollständig kennen gelernt zu haben, denn er ist sicherlich eine der originellsten Figuren jener Zeiten und jenes alten Genf — und nebenher in seiner Halbheit schon eine ganze moderne Gestalt — für einen Romandichter wie geschaffen zur Benutzung.



en. Schloß Chillon gegenü
im dämmernden Abende a
öll, und als die Nacht kam.
rasse den Sternen zu, wie
von Savoyen verschwanden.
ging es fort. Gegen den A
nde uns am Hafen von Genf
leben am See war nun zu E
nf kam uns nach dem stillen
l vor, als wären wir plötzlich
aber es bewährte den frühe
Nichts uns zum Fortgehen drän
orge unseres Freundes Vogt
n Hôtel garni de la Poste
mmer vorgefunden haben, so
ile hier bleiben, um noch ein
reunden zusammen zu sein, un
der Stadt kennen zu lernen, in
re nicht hinausgekommen sind.
ld nach unserer Ankunft in Gen
dem trefflichen alten Hornung
n Punkt, der mehr für einen
wäre, als die Ecke hinter dem
das Haus unseres alten Freunde
werlich finden. Schon die gan
ist äußerst malerisch; tritt ma
eite vor die Kathedrale hin,
undfenster der Kapelle vor sich,
em Schatten prachtvoller,
t bis in die Fenster

n gegenüber saßen
Abende auf dem
Nacht kam, sahen wir
n zu, wie sie uns
erschwanden. — An
egen den Abend
en von Genf — und
ar nun zu Ende.
dem stillen Mann
wir plötzlich nach
e den früheren Reiz
rtgehen drängt, und
ndes Vogt in den
la Poste ein
haben, so werden
n noch ein paar
zu sein, und die
n lernen, in die wir
mmen sind.
unft in Genf sind
ten Hornung hinaus
hr für einen Archi
se hinter der Kathe
ten Freundes geleg
on die ganze Rue
h; tritt man dann
drale hin, so hat
lle vor sich, und
weller, alter Bäum
r des dunkeln grau

baues hineinreichen, in welche
seit mehr als fünfzig Jahre
in der Rue des Philosophes
Ancienne Bourse française, w
französischer Wohlthäter (aus Fr
detes Krankenhaus gewesen ist.
mand daran denken, in so klei
unterzubringen, aber der Her
seiner schönen Tochter bewohnt,
der Gesundheit aus, und die ga
für sich eine Merkwürdigkeit.
tretene Steintreppe, ein enger g
in die heerdlose Küche, in welch
den die Flamme unter dem Schorn
von Bäumen verschatteten Fenster
fällt das Licht nur gebrochen und
hinein. Kein Sopha, kein Stück
ist in der ganzen Wohnung zu fi
übernahm vor mehr als fünfzig
mit ihrem ganzen Hausrath von ei
und wie sie es ihm übergeben hab
heute da. Nur die Bücherborde an
neuern Ursprungs sein. Ein paar
und ein Lehnsessel, den seine Kinder
aufgedrängt haben, das ist Alles; aber
wo mit Fug und Recht die Worte
ser Armuth welche Fülle!" so ist es
dies kleine Stübchen so voll poetischem Z
der Genfer Novellist, das Zimmer sei
geschildert hat.

Mit seiner noch immer tönenden Sti[mme], m
warmen Herzlichkeit rief Hornung uns seinen W
entgegen. Wir mußten seine Bücher, Wir mußt
Atelier sehen. Es waren ein paar nicht ganz fer
wordene Bilder darin noch auf den Staffeleien
Schwindelanfall, den er vor Jahr und Tag nach
beit bekommen, hat ihn bestimmt, auf Das Arbeit
freiem Entschlusse und aus richtigem Selbsterha
triebe fortan zu verzichten. Aber wir sahen be
das Bild seiner verstorbenen Frau, einen schönen
blonden Matronenkopf, und wirklich ein Meiste
Er wollte uns gar nicht mehr von sich
„Ich werde ein Egoist, rief er, und man muß im
egoistisch werden, wie man geizig werden muß, wenn
bei seinem letzten Thaler angelangt ist. Was ich gen
soll, muß ich mir sicher nehmen; ich lege also gleich
schlag auf Sie Beide. Das Wetter ist schön, m
um zehn Uhr hole ich Sie mit einem Wagen ab,
zeige Ihnen hier ganz in der Nähe von Genf einen
an dem Sie in völliger Windstille sitzen sollen, wi
Ihrem Montreux. Für morgen gehören Sie mir
ich fahre Sie nach Morner hinauf.“

Diese Fahrt nach Morner ist denn in des gu
Herrn Hornung's Gesellschaft sehr erfreulich gewesen. M
ner liegt am nördlichen Abhange des kleinen Salève, des
Höhen den Flecken vor der Bise schützen, so daß der
von Kranken vielfach zum Sommeraufenthalt gewählt wi
Es fehlt also in demselben natürlich nicht an Pensi
nen, die jetzt, wo zu der reizenden Lage sich noch die gan
Pracht der Blüthen= und Blumenzeit gesellt, wirklich ung

mein verlockend aussehen. Steigt man ein Wenig üb[er]
Morner auf dem Wege nach Monetier hinauf, so wi[rd]
man auf der breiten Poststraße plötzlich von dem schar[fen]
aber belebenden Strome der Bergluft erfaßt, und
genießt dann einer weiten und sehr lieblichen Aussicht
ein Stück des Savoyen'schen Landes, denn Morner
schon in Savoyen.

Seitdem haben wir nun noch zwei schöne Aus[flüge]
nach dem südlichen Seeufer gemacht, den Einen derselbe[n]
beträchtlicher Gesellschaft. Etwa siebenzig Mitglieder
Instituts von Genf hatten nämlich eine gemeinsame
nach Thonon verabredet, und Professor Vogt hatte
vorgeschlagen, die Fahrt auf dem Dampfschiffe la
mitzumachen und an der Mahlzeit der Gesellschaft
zu nehmen. Es war an einem Sonntage, und
in diesem Jahre immer — ein heißes klares Wetter
das gute Wetter war eine größere Annehmlichkeit
Sonntag, denn da Jeder, der es kann, sich an sol[chem]
nem Sonntage ein Vergnügen machen will, und
ander überbietenden Dampfschiffgesellschaften die
billig machen, war das Schiff schon am Morgen
von Passagieren gewesen, daß man froh sein mußte
Platz zu finden. Flüchtig, wie die Ufer an uns vo[r]
zogen, lernten wir an dem Tage durch die Güte
Freundes auch eine Menge von bedeutenden Pe[rsonen]
kennen. Gelehrte, Industrielle, Kunstfreunde, in bu[ntem]
Gemisch; und daneben blieb das Auge doch immer an
schönen Lande haften, dessen südlicher Charakter schon
der Ferne sich bemerkbar machte. Vogt, der
Adoptiv-Vaterlande sehr zu Hause ist, wußt[e]

schaften durch den Hinweis auf ihre Vergangenheit und auf ihren jetzigen Zustand zu beleben. Da war ein Ort, dessen früherer Besitzer als der savoyensche Götz von Berlichingen bezeichnet werden konnte; da lag das ganz alterthümliche Yvoire, dessen massiges epheuumranktes Schloß mir plötzlich schottische Erinnerungen wach rief; weiterhin dehnte sich auf einer Landzunge der schönste Kastanienwald aus, den ich in diesen Gegenden gesehen, und es war noch früh am Vormittage, als wir an der Landungsbrücke von Thonon anlegten.

Thonon liegt hoch über dem See. Der Weg hinauf, der zum Theil von großen Bäumen beschattet wird, ist steil genug für den täglichen Verkehr, doch lohnt es der Mühe ihn zu ersteigen, denn die Terrasse, auf welcher die Stadt sich erhebt, hat an Schönheit nur an der Promenade von Montbenon in Lausanne oder an der weithinschauenden Terrasse von Arriccia im Albaner Gebirge eine Nebenbuhlerin. Thonon selbst ist die alte Hauptstadt des Chablais und war zeitweise die Residenz der Herzöge von Savoyen. Das alte Thonon muß jedoch abgebrannt oder vielleicht gleichzeitig mit dem herzoglichen Schlosse in den dreißiger Jahren des sechszehnten Jahrhunderts von den Bernern zerstört worden sein, denn die jetzige obere Stadt sieht neu aus, hat hellgetünchte Häuser, wohlgewässerte Straßen, und an dem Sonntage, an dem wir in Thonon gewesen sind, prangten die Kathedrale und alle anderen Gebäude, zu Ehren einer Firmelung oder sonst eines kirchlichen Festes im buntesten Putze. Fahnen, Guirlanden, Heiligenbilder vor allen Häusern, wohlgekleidete Leute, geschmückte Kinder auf den Straßen, und eine fröhlich um-

herspazirende Menge unter den Bäumen, welche in sch
Reihen die ganze Terrasse beschatten. Es war ein Ge
aus dem kühlen, vom Hauche des Wassers erfrisc
Blätterdache hinab zu sehen auf den funkelnden See,
hinüber nach Nyon, und über Nyon hinweg die Jura
hinauf, wo die alte Straße nach Paris sich über
Sergue hinwegzieht; und dann wieder dorthin zu bli
wo links Lausanne emporsteigt, wo sich rechts die we
Vorsprünge des Savoyerlandes tief in den See hin
ziehen, und wo im Hintergrunde die Dent du Midi, die
das Jahr hindurch wie ein guter Lebensgenosse lieb gewo
ist, ihre schönen schneeigen Gipfel der Sonne entge
streckt, als wollte sie trotzend sagen: Scheine und bre
Du nur darauf los! meinem weißen Haupte thut das
Der Schnee hier oben hält aus auch gegen Deine
Gluth! — Dazu huschten in den dichten Laubkr
Vögel, die in der schattigen Wärme wohlig von Ast
und die lichtdurstigen Eidechsen schossen aus allen
der Steinwände hervor und sonnten sich auf den
Einfassungen der Terrasse. Man hätte gar nicht
umgeben von dem Platze, hätte ein Gang nach
Ueberresten einer alten Kirche auf dem Program
Tages gestanden.
Diese Kirche gehörte zu dem ehemaligen Kloster
Victor, das einst von einem Savoyenschen Herzoge,
Amadeus dem Achten, gegründet worden ist.
Baseler Concil hatte ihn zum Papste erwählt und er
sich unter dem Namen Felix der Fünfte, die T
Haupt gesetzt. Aber die Last derselben
schwer geworden sein, denn er legte sie nach

nieder und kehrte in sein Vaterland zurück, wo er sich de
klösterlichen Ruhesitz errichtete, dessen weite Umfangmauer
noch auf die einstige Bedeutung des Klosters schließe
lassen.

Einer der gelehrten Herren vom Institut de Genè
hatte sich mit Untersuchungen über den Begründer d
Klosters und über die Architektur der Gebäude beschäftig
und es sollte von ihm in der ehemaligen Klosterkirche ei
Vortrag gehalten werden. Die Herren meinten, es s
ein Viertelstündchen von Thonon bis Ripaille, der We
sei schön und schattig, man redete also auch Stahr und un
beiden Frauen zu, die gelehrte Gesellschaft zu begleiten
Stahr aber, der immer an dem Gr[illegible] und was noch ver
das Bessere der Feind des Guten sei, [illegible]esem Grundsatze z
nünftiger ist, der auch immer nach [illegible] Terrasse von Thono
handeln pflegte, erklärte: „hier auf der [illegible]“ Ich hatte jedo
sei es schön, und hier werde er bleiben [illegible]nne sich ja imm
ein Reisegewissen, ich dachte, man [illegible]
unterrichten; was Anderen nicht zu viel sei, würde ich
auch wohl vermögen; und dann sagte ich mir wie Wagn
im Faust: „mit Euch, Herr Dokter, zu spazieren, ist ehren
voll und ist Gewinn!“ Kurz, ich be[illegible] mit zu gehen
meine Freundin that dasselbe, und wir [illegible]ngen.

Aber wie es in den Kindermährchen heißt: „wi
gingen und gingen!“ Zuerst gingen wir durch die un
einigermaßen schützenden Häuser und Mauerreihen de
Ortes, dann in das Freie hinaus, an Gemüsegärten, a
Weinbergen entlang, auf- und niedersteigend, länger al
drei Viertelstunden immerfort. — Von einem Baum
von Schatten keine Spur. Und dabei eine wahrha

afrikanische Hitze! Ich glaube, die Herren, welche v...
dem schattigen Wege berichtet, müssen einmal im Win...
oder nach Sonnenuntergang in Ripaille gewesen sein, de...
trotz der Herrlichkeit der Gegend, war dieser Gang ...
wahrhafte Tortur. Dafür war aber auch in der berü...
Klosterkirche so gut wie Nichts zu sehen. Sie ist in ...
halben Höhe mit einem Dielenboden abgeschlagen, ...
gegenwärtig das Strohmagazin des Gutes, das e...
Herren Dupas gehört. Hie und da sieht man an ...
Pfeilern noch ein Stück Marmor sitzen, auch eine Bis...
mütze kam als früherer Zierrath vor. Die wißbegieri...
Herren kletterten auf dem oberen Strohmagazine u...
wir Frauen und eine andere Anzahl der Institutsmit...
steckten zu ebener Erde im Stroh. Einer der ...
hielt einen kurzen sachlichen Vortrag über das Lebe...
der entthronte Papst hier in Ripaille geführt hatte, ...
wir schieden dann nach der kleinen Vorlesung wen...
mit der beruhigenden Gewißheit von der Kirche, ...
Expapst und seine Mönche es hienieden in dem be...
den Jammerthal am Genfersee sehr gut gehabt hab...
sie zu den paradiesischen Freuden des Jenseits hin...
gangen sind. Wein und Oel und Korn sind ih...
die Hand gewachsen, der See hat ihnen seine kö...
Fische geliefert, an kräftigem Rindvieh, an Geflü...
im Lande haben denn auch kein Mangel, und die geist...
Herren haben auch heute noch in Ripaille eine so vortre...
Tafel geführt, daß der Ausdruck „faire ripaille" glei...
deutend mit „herrlich und in Freuden leben" ge...
den ist. Zu unserm Heile bewies das alte Hau...

Nachgebornen gastfrei. Herr Dupas, ein großer r
Mann, der gut aussah, recht wie man sich den Gut
denkt, hatte die Männer in seinen Baumgarten eing
Er ging ihnen vorauf und Körbe voll Flaschen, und
neue Körbe voll Flaschen, folgten ihm nach — und
nicht wieder zurück.

Wir beiden Frauen saßen unterdessen auf einer
bank neben dem alten Eingange des Klosters, im Ba
schatten, und wie müden Pilgerinnen trug die Ha
terin auch uns unser Theil an Brod und Wein und
zu. Um uns her das fröhliche Leben eines großen W
schaftshofes. Schöne Hühner, kollernde Kalkutten,
glänzender Pfauhahn, stolzierten an uns vorüber.
und junge Hunde, ein paar schlanke Katzen, spielten
unsern Füßen. Einzelne Arbeiter und Arbeiterinnen k
mit Botschaften — man hätte nur gleich dableiben m
in dem Stillleben. Die großen hohen Zimmer, in
wir hineinsehen konnten, und in denen die ehema
Zellen unverkennbar waren, versprachen bei der Hitze
wünschenswerthe Kühlung, und die Wipfel aus dem Ba
garten sahen fächelnd und freundlich zu uns hinüber.
wir mußten fort — und eine solche Hitze, wie auf di
Rückwege, habe ich, außer einmal vor Jahren in Gragn
bei Pompeji, nie erlebt. Die Gluth, welche von
Boden gegen unsere Köpfe ausstrahlte, war so stark,
stände man an einem Glühofen; dabei war die Luft
trocken, daß man selber trocken blieb, was die Qual
Hitze noch vermehrte. Und wenn die größten Herrlichkei
in Ripaille zu sehen wären, möchte ich den Weg in sol
Hitze nicht zum zweiten Male dorthin machen.

Die großen Stuben, der weite Eßsaal in dem Gasthofe von Thonon, das reichliche Mittagbrod, und die heitere Gesellschaft, mit ihrem von edler Menschlichkeit belebten Geiste, ließen uns indessen die gehabte Ermüdung bald vergessen, und am Nachmittage war der Weg von der Stadt hinunter nach dem See außerordentlich schön. Ein kleiner Platz, an welchem riesige Bäume eine murmelnde wohleingefaßte Quelle überschatten, wird mir immer als besonders lieblich im Gedächtniß bleiben.

Etwa um vier Uhr bestiegen wir das kleine Dampfschiff wieder, auf dem der Sonntag sich nun am Abende noch schlimmer bemerklich machte als am Morgen. Denn das Schiff war schon, als die große Gesellschaft der Instituts-Mitglieder von Thonon an Bord kam, gepfropft voll Menschen; bei jedem Halteplatze strömten neue, und je näher an Genf um so größere Menschenzüge herbei, und schließlich war das sehr kleine schmale Schiff so furchtbar überladen, daß ich, als obenein noch ein tüchtiger Regen niederzufallen begann, recht sehr froh war, wie wir an dem englischen Garten von Genf wieder festen Boden unter den Füßen hatten, und uns mit unsern Schirmen gegen den Regen schützen konnten, was auf dem Schiffe schwer gewesen war.

Wir waren wirklich an dem Tage „durch Feuer und Wasser gegangen", wie es aber mit allem Rückerinnern glücklicher Weise geht, bleiben am Ende doch die guten Eindrücke überwiegend, und ich habe von dem savoyen'schen Seeufer, von Thonon, von der Terrasse, von dem Klosterhofe und von dem festlichen Gelage, so freundliche Bilder in dem Gedächtniß behalten, daß ich sie mit Ver-

gnügen immer wieder vor mir auftauchen fühle. Auf dem Rückwege, während des Regens, erzählte mir ein Genfer Edelmann, der auch Mitglied des Institutes ist, als wir an einem hoch auf den Voirons gelegenen und zerstörten Kloster vorüber fuhren, die Geschichte des General Odet, die mit diesem Kloster zusammenhängt.

Man hatte den jungen Odet, da er ein jüngerer Sohn und seine Familie wenig begütert war, gezwungen sich dem geistlichen Stande zu weihen, und er war sehr wider seinen Willen in das Barnabiter Kloster auf den Voirons eingetreten. Aber der weite Blick in das Land, dessen er von diesen Höhen theilhaftig ward, regte seine Sehnsucht, die Welt zu sehen und im Getreibe der Menschen zu leben, immer lebhafter an, je länger er in dem Kloster verweilte, und als alle seine Versuche sich von seinen Gelübden zu befreien, ihm fehlgeschlagen waren, schleuderte er in einer Nacht den Feuerbrand in das Kloster, und entfloh, während die Flammen seiner Zwingburg zum Himmel emporloderten. Wohin er sich gewendet, welches seine Irrfahrten und Erlebnisse gewesen, habe ich nicht genau erfahren; nur daß er schließlich nach Rußland gegangen, in das Heer eingetreten, und später einmal als einer der ausgezeichnetsten russischen Generale in die Schweiz zurückgekehrt sei, wußte man mir zu sagen.

Nachdem haben wir nun das Kloster selber in der Nähe gesehen. Wir hatten, weil das Savoyerland uns so sehr gefallen, alle die Tage her eine weitere Fahrt in das Land beabsichtigt, und Professor Vogt und seine Frau hatten uns das erfreuliche Anerbieten gemacht, den Ausflug mit uns zusammen zu unternehmen. Es war lange

berathen worden, ob nach Evian les bains, ob nach dem See von Annecy, oder hinauf nach den Voirons gefahren werden solle, und endlich hatten unsere Freunde uns gerathen, nach den Voirons zu gehen, um, ehe wir die Schweiz verließen, noch einmal den Blick auf einem der großen Alpenpanoramen ruhen zu lassen.

So holten sie uns denn an einem der letzten Morgen aus unserm Gasthofe ab. Wir hatten einen kleinen sechssitzigen Omnibus für den Preis von fünfzig Franken auf zwei Tage gemiethet, und das luftige Fuhrwerk war eine Wohlthat bei der sich immer gleichbleibenden außerordentlichen Hitze. Der Weg nach den Voirons geht durch die Rue basses über Chêne eine Strecke am Fuße der Salèves hin, deren Form und Gestalt Murray in seinem Handbuch sehr richtig, mit den bei Edinburg aus der Ebene emporsteigenden Salisbury Craggs vergleicht. Dicht hinter Chêne überschreitet man die französische Grenze, ohne an derselben angehalten zu werden, und nur an der geringeren Reinlichkeit der Dörfer und der Menschen wird man es gewahr, daß man die Schweiz verlassen hat. Es wird übrigens selbst von den Personen, welche keine Freunde der jetzigen französischen Regierung sind, auf das Bestimmteste behauptet, daß die Zustände in Savoyen seit der Vereinigung mit Frankreich sich in jeder Beziehung wesentlich gehoben hätten, und sogar die immer noch mangelhafte Reinlichkeit soll sich unter der Herrschaft der Franzosen gebessert haben; obschon man im Innern Frankreichs auf dem Lande von dieser Tugend sonst nicht viel bemerkt.

Der ganze Weg, den man zurückzulegen hat, ist

reizend, das Land sehr wohl angebaut. Die Reben
wie in Italien an den Bäumen emporgezogen, der Ma[is]
das Getreide, Alles stand in üppigstem Gedeihen. Etw[a]
fünf Viertel Stunden von Genf kommt man an Schlo[ß]
Jussy vorüber. Es liegt auf einer kleinen Höhe und ge-
hörte zu Anfang des fünfzehnten Jahrhunderts, als die
Clarissen-Nonne, Schwester Jeanne von Jussy in dem
Kloster ihre Memoiren schrieb, noch den savoyenschen Bischö-
fen von Genf. Auch jener tückische Bischof Johann von
Savoyen, der Berthelier enthaupten ließ, hat es seiner Zeit
inne gehabt. Der Kern des Baues ist wie überall ein
festes Haus mit dem schweren landesüblichen Dache. Hier
aber sind an den Ecken der Dachfirste vier Rundthürmchen
mit lustiger Willkür in die Höhe geschoben, und unten
an dem Haupthause vier Pavillons angebaut, deren Dächer
wie das des Haupthauses hoch und schwer sind. So ist
denn ein wundersames Ganze entstanden, das allen Regeln
der Kunst Hohn zu sprechen scheint, das aber mit seiner
regelmäßigen Unregelmäßigkeit sich inmitten des waldigen
Gartens sehr gut ausnimmt und weithin sichtbar ist.

Von Bon, wo wir unsern Mittag hatten, steigt der
Weg in starker Hebung und mit scharfen Wendungen hinauf.
Unser Freund hatte den Wagen verlassen und weil trotz de[r]
großen Hitze die Luft hier oben schon erfrischend wurd[e,]
stieg ich ebenfalls aus. Wie wir nun so eine Strecke neb[en]
einander hergingen, bald auf grünen Abhängen, von de[nen]
bei jedem Schritte ein würziger Duft emporquoll, b[ald]
durch den kühlen Schatten eines Tannenwäldchens, b[ald]
an sumpfigem Boden hin, aus welchem große Massen
weißen flockigen Blüthen emporwuchsen, kam, währen[d]

heiter plauderten, innerlich eine unaussprechliche Wehmuth
über mich. Es that mir leid, daß ich in meiner Jugend
nie gewußt habe, was das Leben im Freien, was das
Wandern in schöner Gegend, das Fußreisen auf den Bergen
für eine Wonne ist. Es kam mir vor, als sei mir ein Thei
meines Daseins damit verloren gegangen, als hätte ich d
durch ein großes Glück entbehrt, und ich hätte nachho
hätte wieder jung sein, aufs Neue mein Leben begin
mögen. Indeß des Steigens ungewohnt, mußte ich
die Luft bald genug verzichten, während unser Freund
Richtwege einschlagend, rüstig vorwärts schritt, und wo
als wir auf dem Gipfel der Voirons anlangte, ein
guter Gasthof, er wird von einem Herrn Gaillard
gehalten, uns ein angenehmes Unterkommen bot-
Wir Den ganzen Tag streiften wir auf der Höhe
jetzt gingen nach den Ruinen des alten Klosters,
eines eine Dame aus Bon oder Boëche, zur
Kapelle in ihrer Krankheit gethanen Gelübdes
Spitze hat erbauen lassen; dann stiegen wir zu der
zernem des Berges hinauf, auf welcher eine Art
und Belvedere errichtet ist. Die Wege sind ga
als überall, von allen Seiten, sowohl nach dem
Aber in das Land hinein, ist die Aussicht weit und
des obschon der Himmel hell war, blieb die Alp
Spitze Montblanc uns ganz verschleiert, und nur seine ä
meer sah in mattem Glanze aus dem unbewegten W
das hervor. Erst gegen den Abend hin kam Leb
hin, Gewölk. Hier zog eine breite Wolkenwand zur Re
und dort ballten sich kugelige Wolkenmassen
sanken in die Tiefe der Thäler hinab.

reizend, das Land sehr wohl angebaut. Die Reben
wie in Italien an den Bäumen emporgezogen, d
das Getreide, Alles stand in üppigstem Gedeihen.
fünf Viertel Stunden von Genf kommt man an
Jussy vorüber. Es liegt auf einer kleinen Höhe
hörte zu Anfang des fünfzehnten Jahrhunderts,
Clarissen-Nonne, Schwester Jeanne von Jussy
Kloster ihre Memoiren schrieb, noch den savoyenschen
fen von Genf. Auch jener tückische Bischof Johan
Savoyen, der Berthelier enthaupten ließ, hat es sei
inne gehabt. Der Kern des Baues ist wie über
festes Haus mit dem schweren landesüblichen Dache.
aber sind an den Ecken der Dachfirste vier Rundthü
mit lustiger Willkür in die Höhe geschoben, und
an dem Haupthause vier Pavillons angebaut, deren
wie das des Haupthauses hoch und schwer sind.
denn ein wundersames Ganze entstanden, das allen
der Kunst Hohn zu sprechen scheint, das aber mi
regelmäßigen Unregelmäßigkeit sich inmitten des w
Gartens sehr gut ausnimmt und weithin sichtbar

Von Bell, wo wir unsern Mittag hatten, st
Weg in st[illegible] mit scharfen Wendungen
Un[illegible] verlassen



eine leichtere Wolkenschicht in die Höhe, sich zertheilend, sich verflüchtigend, und in diesem Schweben und Weben des grau-weißen Gewöks wurden mehr und mehr die festen Linien des Gebirges sichtbar, tauchten da und dort die zackigen, riesigen Spitzen hervor, fingen die Farben, wie fern und leise anklingende Töne, sich bemerkbar zu machen an, und wurden dunkler und dunkler, bis plötzlich die letzten Schleier sich erhoben, und in aller ihrer Herrlichkeit die ganze Gebirgskette des Montblanc frei und leuchtend im Wiederschein des Sonnenunterganges vor unser Augen ausgebreitet da lag.

So groß, so überwältigend war das Schauspiel, d man nicht verwundert gewesen wäre, wenn vom Himm nun auch heller Posaunenklang hernieder geschmettert hä das täglich neue Wunder zu verherrlichen. Von der D du Midi über die Aiguille verte, über die Spitzen Jorasses hinweg, von den Gipfeln des Montblanc hin zum Mont Brèvent war Alles eine Gluth. Und flammte und leuchtete, während kein Luftzug sich während die Vögel langsamer und langsamer und seltener an uns vorüberzogen, während die Thäler Nacht versanken, und das Dunkel, wie eine das löschende Wasserfluth, höher und höher hinanschw die Kühlung und die Feuchtigkeit auch uns umfinge die Herrlichkeit vor unsern Blicken endlich in einem Grau, hinsterbend erlosch.

Am andern Morgen weckte unser Freund dem Rufe: „die Sonne kommt!" —

Wir hatten nur wenig Schritte aus unsere

bis in den kleinen gegen Osten gelegenen Saal zu thun,
von dessen Balkon wir das erhabene Werden des neuen
Tages beobachten sollten. Der Himmel war von einer
wundervollen Klarheit, der Thermometer zeigte zwölf Grad,
aber es war warm, die Luft vollkommen ruhig.

Wie eine schöne Gestalt, auch im Schlafe und im
Traume schön, ruhte das schweigende Gebirge. Die Linien
sahen weicher aus als in der gestrigen Beleuchtung und
doch waren die violetten Farben weit bestimmter und zei-
ten die einzelnen Umrisse deutlicher und klarer; die
Stille hatte etwas Feierliches, etwas Ueberwältigendes.
Man stand, in sich versunken, staunend, auf's
eines großen Wunders gewärtig.

Und wie ein Wunder flammte der erste
des Lichtes an dem höchsten Gipfel des Berges
wurde heller und heller, schwebte von Gipfel zu Gipfel
hernieder an den langen Rippen und Graten des
wurde mächtiger und mächtiger, und ergoß sich
voll strahlend bis tief in die Thäler hinab,
dem und verschwimmenden Nebelmeer wie an dem T
nach der alten Ueberlieferung, die Wasser geschieden
den. Die Erde mit ihren Bäumen und Sträuchen,
ihr, die Wiesen und Flüssen, und mit Allem w
ihren lebet und webet, aus dem Dunkel erstand, und
aufathmete in der Wärme und in dem Lichte, als
es eben erst geworden, als wäre das Alles eben erst
aus der Nacht erschaffen und geboren worden.

Und wie das Gebirge nun wieder im Sonnen
leuchtete, und die Erde aufathmete im Erwachen
es in den mächtigen Gipfeln des nahen

wie bei dem Erscheinen eines Gottes. Und von dem Lichte und von der Wärme erweckt und belebt, erhoben die Vögel ihre Schwingen, und schüttelten den Thau der Nacht von ihren Flügeln, und schwangen sich ihres Daseins froh mit jubelndem Sange hoch und höher in die Luft der Allbeleberin, der Sonne entgegen — und wir Menschen standen und hatten keine Worte. Das Wunder des immer neuen Werdens, die Wandlung von Nacht in Tag, der Anblick der unverstehbaren Erhabenheit des Alls, bewegte uns das Herz und schloß uns die Lippe.

Am Nachmittage kehrten wir auf dem nämlichen Wege, auf welchem wir gekommen waren, in die Stadt zurück; und mit diesem großen, unvergleichlichen Naturschauspiele schieden wir von den uns, wie eine Heimath lieb und werth gewordenen Ufern des schönen, blauen Genfersee's.

Druck von W. Moeser in Berlin.



